FICHA DE META DADOS – CEDIM 2019/2	
Nome da Pasta	500_JAHRE_GE_426.3
Autor/Instituição	Institut für Brasilienkunde (Bibliothek)
Número de Documentos	1
Quantidade e tipo de documentação	1 caderno que contém páginas com recortes de reportagens veiculadas da imprensa brasileira e alemã, folhetos da Igreja Católica e notas. Total de páginas: 92
Dia/ Mês/Ano	1991-1992
Formato	Ofício
Resumo	Produzido pelo Institut für Brasilienkunde estes cadernos reúnem páginas escritas na língua alemã e matérias veiculadas na imprensa brasileira, entre os anos 1991 e 1992, sobre a celebração dos 500 anos do Brasil. Este conjunto documental também contempla notas sobre a América Latina, dentro do recorte de 1492 até 1992 e os 500 anos de Evangelização.
Palavras-Chave	500 anos; América; Latina; Evangelização; Colonização; Descobrimento.
Notas explicativas	(A contagem de páginas obedece à regra: sempre a partir da primeira após a capa, sendo esta a "01")

	A encadernação limita parcialmente a visualização completa do texto, por isso há dificuldade de leitura em algumas páginas devido ao grampeamento. Listagem das páginas em língua estrangeira: 02, 03, 04, 05, 06, 07, 09, 10, 11, 12, 13, 14, 15,16, 17, 18 19, 20, 21,22, 23, 24, 25, 26, 27, 36, 37,38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88 e 89.

Bibliothek

500 JAHRE

1991 - 92

CEDIM

Institut für Brasilienkunde
GE 426.3
Bibliothek
21.09.11

CEDIM

2/91

WORT UND LEBEN IM EINKLANG

Um Franz

1992 ist das 500-Jahr-Gedächtnis der Entdeckung Amerikas. Die Ordenschristen Lateinamerikas haben dieses Ereignis zum Anlass genommen, mit einer ganz Lateinamerika erfassenden Bibelaktion zur Besinnung und Umkehr aufzurufen. Damit wollte sie einer unangebrachten Jubelfeier entgegensteuern. Wissen sie doch, dass mit der Entdeckung die Eroberung verbunden war, dass mit den Missionaren auch die Konquistadoren kamen, und dass die Kirche die Zerstörung grosser Kulturen, die massenhafte Ausrottung der Indianer sowie den Import von Negersklaven nicht zu verhindern vermochte. So wird das Gedächtnis eher ein Anlass zur Busse und Wiedergutmachung.

Das Konzil hat die Ordenschristen aufgerufen, die Quellen ihrer eigenen Spiritualität wiederzuentdekken. In Lateinamerika ist dieser Prozess vor allem durch CLAR (lateinamerikanische Ordenskonferenz) angeregt und begleitet worden. Das entscheidende Stichwort ist dabei «Eingliederung in das Volk». Mit Volk ist das arme Volk gemeint. Seitdem, so bekennen die Ordenschristen, sind sie auch zu einem neuen Verständnis des Gotteswortes gekommen. Das einfache Volk entdeckte die Bibel und wollte selbst herausfinden, mit den eigenen Augen, Ängsten und Hoffnungen, was es ihm zu sagen hat. Für diese Menschen wurde die Bibel wirklich ein Buch des Lebens. Das forderte die Ordenschristen heraus, sich selber tiefer auf das Wort Gottes einzulassen. Bibelwissenschaftler begannen, die Weisheit des Volkes zu sammeln und sich mit dieser neuen Art der Bibelinterpretation auseinanderzusetzen.

Das wiederum regte die CLAR an, alle Ordensgemeinschaften Lateinamerikas zu einer gemeinsamen Kampagne aufzurufen, die aus Studium, Konversion und Aktion bestehen soll. Als Ausgangspunkt wurden ein paar Grundthemen der Bibel gewählt, die

Das offizielle spanische und das verfremdete Emblem der «500 Jahre».

– immer in Verbindung mit der konkreten Wirklichkeit des Volkes – meditiert und gebetet werden sollen. Sie sind sich bewusst, dass sie keine Glaubensbringer sein können, wenn sie sich nicht vorher durch das Wort bekehren lassen. Und ebensowenig können sie durch die Armen bekehrt werden, wenn sie nicht zuvor – mit ihnen und durch sie – die Botschaft Gottes als eine Botschaft an die Armen entdeckt haben.

Dadurch haben die Ordenschristen ihre eigene Berufung wiederentdeckt: Nachfolge des armen Jesus unter einem verarmten Volk. Wie Jesus finden sie unter den Armen eine Weisheit, die die Botschaft Christi neu erschliesst. Die prophetische Sendung – nämlich anzukündigen, was das Reich Gottes verheissen will, und anzuklagen, was diesem entgegensteht, wird neu entdeckt und angenommen. Die eigentliche Sendung der Ordenschristen besteht demnach darin, Leidende zu trösten, Bedrückten die Befreiung aus ihrer Not und eine Gnadenzeit des Herrn zu verkündigen... Das Projekt «Wort und Leben» ist der Versuch, für diesen Prozess der Umkehr und Neubesinnung möglichst viele Ordenschristen zu gewinnen und zu begeistern, und zwar als Voraussetzung für eine tiefere Einheit und Gemeinschaft mit dem Volk und als Beitrag der Orden, im Blick auf 1992 der Kirche zu helfen, immer mehr eine

helfen, immer mehr eine Kirche der Armen zu werden.
Das Hauptanliegen einer solchen Bibellektüre ist es, Wort und Leben in Einklang zu bringen. Wie das zu verstehen ist und erreicht werden soll, sei hier kurz angedeutet:
a) Die Hauptsorge gilt nicht dem Sinn, den die Bibel früher hatte, sondern dem Sinngehalt, den der Geist heute seiner Kirche mitteilen will. Man nennt das die «Lectio divina». Sie forscht nach dem «Sensus spiritualis». Es geht um eine Lektüre des Glaubens, die das Wirken des Gotteswortes im Leben des Volkes zu entdecken versucht.
b) Die Bibel wird verstanden nicht nur als Buch, das vergangene Geschichte beschreibt, sondern auch als Spiegel (Hebr. 11.19), der geschichtliche Vorgänge wiedergibt, die sich heute im Leben der Menschen, der Gemeinden, des Volkes abspielen. Dieses Verständnis fusst auf dem Glauben, dass Gott noch immer durch die Ereignisse des Lebens zu uns spricht. Es hilft, das Heute als fortlaufende Offenbarung Gottes in der Geschichte zu verstehen.
c) Es geht also nicht darum, den Text zu deuten, sondern vielmehr darum, das Leben und die Geschichte mit Hilfe des Textes zu deuten. Die Achse verschiebt sich, die Interpretation des Lebens kommt an die erste Stelle. Schon Augustinus hat dies beschrieben: Die Bibel – als das «zweite» Buch – hilft uns, das «erste» Buch, das Leben, zu interpretieren.
Zusammenfassend kann man wohl sagen, dass diese Art der Bibellektüre nichts anderes will, als dem eigentlichen Anliegen der Heiligen Schrift treu zu bleiben.
– Die Bibel hat nur ein Ziel, dem Volk zu helfen, dass es entdeckt, wie nahe Gott ist, und wie sehr er auf den Schrei seines gequälten (erlösungsbedürftigen) Volkes hört.
– Sie will das Volk in lebendiger Verbindung bringen mit Jesus Christus, der starb und auferstand und jetzt lebt inmitten der Gemeinde.
– Sie hat zum Ziel, dem Volk zu helfen, dass es die grosse Macht erkennt, mit der Gott sein Volk begleitet und befreit.

Andreas Müller

Hinweis: Das Projekt der CLAR «Wort und Leben» wird vorgestellt in dem Heft 37 der «Grünen Reihe» der Missionszentrale der Franziskaner in W-5300 Bonn 2, Albertus-Magnus-Str. 39. Zum weiteren Verlauf sowie zu den aufgetretenen Konflikten vgl. Heft 43; die Hefte 39 und 44 derselben Reihe geben praktische Anregungen zur Bibel-Meditation.

Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast.

(Der kleine Prinz)

Die Missionare und Missionarinnen handeln in unserem Auftrag.

3/91
500 Jahre Eroberung:
Schuldbekenntnis – Die Rolle der Franziskaner bei der Eroberung.

4/91
500 Jahre Widerstand:
Tribunal – Die Indianer melden sich zu Wort.

5/91
500 Jahre Ausbeutung:
Reparationen – Wer schuldet eigentlich wem?

6/91
500 Jahre Verwüstung:
Lebensraum – Wer schützt uns vor der Katastrophe?

u.m. Franz. 9211

500 JAHRE WIDERSTAND UND UTOPIE

Nun ist es also da, das ominöse Jahr 1992! Das Jahr, das auf die abenteuerliche Fahrt zurückschaut, welche Christoph Kolumbus übers Meer führte.

Entdeckung Amerikas?
Er soll Amerika entdeckt haben. Natürlich hat er Amerika nicht entdeckt, es war schon vorher da. Man stelle sich nur einmal vor: da kommt ein Ureinwohner, sagen wir, Australiens nach Europa – und dies wird dann in Australien gross als Entdeckung gefeiert. Wir würden uns natürlich wehren. Schon dieser Gedanke allein müsste uns bescheidener machen. Geschweige denn, wenn wir an die Geschichte denken, die damit ausgelöst wurde! 60–90 Millionen Indios sollen dabei den Tod gefunden haben, ebenso 12 Millionen Afrikaner, die man in Afrika gefangen nahm, um sie als Sklaven nach Lateinamerika zu bringen.
Und die Kultur, die dabei zerstört wurde! Das Selbstbewusstsein, das man in ganzen Völkern zerbrochen hat! Und das soziale Elend, das die Folge davon ist!
Nein, zu einer grossartigen Feier besteht kein Anlass. Zwar hat die Fahrt des Christoph Kolumbus eine Revolution in unserer Lebensart bewirkt: Kaffee, Tee, Mais, Kartoffeln, Tomaten und vieles andere kommt aus Amerika. Dafür wollen wir dankbar sein.
Aber eine Jubelfeier, wie sie in Santo Domingo geplant ist? Mit grossartigen Bauten und Denkmälern, mit Umsiedlungen der armen Bevölkerung? Mit einem Zeremoniell, in dem Bischöfe und Staatsmänner unter sich sind?

Widerstand
Gegen eine solche Feier hat sich der Widerstand des Volkes angemeldet. Überhaupt sehen die Indios, die Schwarzen, die Mischlinge, alle, die sich heute nicht mehr von Spanien her definieren, diese Geschichte nach Christoph Kolumbus unter dem Gesichtspunkt: 500 Jahre Widerstand.
Ich habe in Quito, wo nächstes Jahr eine Gegenveranstaltung zur offiziellen Feier der Kirche stattfinden soll, eine mitreissende Kantate gehört: «Wir wollen unsere Geschichte besingen, die tausendmal zerstörte Geschichte… 500 Jahre, wir können sie nicht vergessen… Wir wollen den Widerstand des Volkes besingen.»
Es ist ein Lied der Trauer und des Stolzes. Hier will man die andere Seite zu Gehör bringen: die Geschichte der Opfer, der Unterlegenen. Und man spürt heute überall ein Selbstbewusstsein: man spricht die Indiosprachen, in Kolumbien sind sie sogar verfassungsmässige Nationalsprachen geworden.
Ich zitiere aus einer Zeitschrift, die mir in São Paulo in die Hände gefallen ist, zu einer geplanten Gegendemonstration in Santo Domingo selbst: «Im Unterschied zur Kirche hat das Volk nichts zu feiern im Zusammenhang mit der Ankunft der Europäer auf unserem Kontinent. Die katholische Kirche bereitet ein grosses Fest in Santo Domingo in der Dominikanischen Republik vor, wo sie, wie sie es nennt, die 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas feiert. Auf der anderen Seite organisieren Menschenrechtsvereinigungen und Volksbewegungen, unterstützt von mehreren Bischöfen und Befreiungstheologen, zur gleichen Zeit und am gleichen Ort eine ökumenische Grossdemonstration, welche den Willen des Volkes zum Ausdruck bringt: die Ablehnung von Invasion und Fremdherrschaft. Die sogenannte Entdeckung Amerikas war nichts anderes als die Eroberung unseres Kontinentes durch Spanier und Portugiesen.
Unser Weggefährte Adolfo Esquivel, der auch Künstler ist, malt für 1992 den Kreuzweg des lateinamerikanischen Volkes. Für Unesco und Uno ist das Ereignis eine «Begegnung zweier Welten». Ich ziehe es vor, von einer «Springflut» zu sprechen. Spanier und Portugiesen überfielen uns, sie raubten, vergewaltigten, massakrierten. Und dies geschah vor den Augen der offiziellen Kirche. Wir sprechen von 500 Jahren Widerstand. Mit «nagendem Hunger, im Unglück, das nicht nachlässt», wie ein Freund im Lied singt, leistet dieses Volk Widerstand. Wenn Sie nach Bolivien gehen, werden Sie entdecken, dass das Volk dort seine eigene Sprache, seine eigene Kultur bewahrt hat. Und so ist es auch in Peru und in Mexiko, in Nicaragua und in Guatemala, selbst in Brasilien. Die brasilianische Kultur ist eine afrikanische, eine Negerkultur und keine lateinische Kultur. Das fängt schon an mit dem, was man isst: mit den schwarzen Bohnen («feijao») und dem Maisbrei («fubà»).
Für die Demonstration in Santo Domingo gibt es drei konkrete Vorschläge. Sechs Länder haben bereits ihr

Einverständnis gegeben. Wir wollen eine Veranstaltung, die politisches Gewicht hat und die die Vielfalt der Anlässe koordiniert. Auf unserem Kontinent werden sich der Papst und der spanische König aufhalten, in Santo Domingo, der ersten grossen Stadt, welche von den Spaniern gegründet wurde. Dort soll auch die Versammlung der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz (Celam) stattfinden. Von ihr werden wir nichts erwarten können, das sich mit Medellin und Puebla vergleichen könnte. Es wird einen prunkvollen Festakt und vielleicht auch ein nichtssagendes Dokument geben mit ein paar Unterschriften. Und ich lade die christlichen Basisgemeinden des Kontinentes zu einer grossen Volksversammlung nach Santo Domingo ein. Es darf nicht nur eine Versammlung der Bischöfe stattfinden, wenn nicht alles, wofür man sich in Medellin und Puebla engagiert hat, in Misskredit geraten soll. Denn diese beiden kirchlichen Versammlungen erklärten damals, dass die Kirche mit dem Volk Gottes gleichzusetzen sei und nicht nur die Hierarchie meine. Darum darf Santo Domingo nicht nur eine Versammlung der Bischöfe sein. Ausserdem organisieren wir ein Volkstribunal, welches über die 500 Jahre zu Gericht sitzen soll. Wir möchten am selben Ort und zur gleichen Zeit ein Fest des Widerstandes organisieren.
Doch das bedeutungsvollste Geschehen wird schliesslich der «Tag der Wiedereroberung» sein. Wir möchten den 12. Oktober 1992 zu einem Tag der Wiedereroberung machen. Wir haben darüber bereits mit Gruppen von Indios, von Schwarzen, von Frauen, ja mit vielen Volksgruppen gesprochen. In den frühen Morgenstunden des 12. Oktober 1992 werden wir in ganz Lateinamerika Land besetzen. In einigen Ländern wird das nur symbolisch möglich sein, um Gewalttaten zu vermeiden. In anderen Ländern werden wir uns aber wirklich niederlassen, um dort zu bleiben. Die entsprechenden Ländereien sind bereits auf der Landkarte markiert» (Aus: Firmeza Permanente, Boletim do Serpaj, São Paulo).

Die Geschichte der Opfer und ein neues Selbstbewusstsein

500 Jahre Utopie

Noch ein weiteres Stichwort ist in diesem Zusammenhang zu nennen: 500 Jahre Utopie. Unter diesem Motto haben sich im Juli 1991 Wissenschaftler aus der franziskanischen Familie zusammengefunden. Sie haben entdeckt, dass es zwischen Eroberung und Widerstand noch eine dritte Kraft gab: der Versuch der Franziskaner und anderer, mit den Indios zusammen eine neue Kirche zu bauen. Darüber ist schon im letzten Heft die Rede gewesen und dazu gibt es auch einen Brief dieses Seminars an die franziskanische Familie. Die Vorträge der Wissenschaftler sollen im Verlauf dieses Jahres auch als Buch herauskommen.
Aber ich würde jetzt hinzufügen wollen: In diesem Jahr wird es auch darauf ankommen, den Geist der Versöhnung zu vermitteln. Bei einer Morgenbetrachtung in Peru ging mir dies auf und ich habe es in mein Tagebuch geschrieben, das übrigens in diesem Frühjahr im Buchhandel erscheint: «Die alttestamentliche Lesung reizt mich zu neuen Gedanken an.

Es ist die Josefsgeschichte: die Brüder, die ihn töten wollten, die ihn schliesslich verkauft haben, hören nun von ihm: ich bin Josef, euer Bruder. Die neue Beziehung, die Geschwisterlichkeit, das Angebot der Versöhnung, geht immer von den Opfern aus, nicht von den Siegern, von den Verkauften und Verratenen, nicht von den Mächtigen und Menschenrechtsverächtern. Und müssten die Reichen, die Europäer, hier besonders die Spanier, die in einer langen Geschichte bis heute schuldig geworden sind, nicht mit aller Kraft ausgespannt sein auf das Wort, das nur von den Indios ausgehen kann: «Ich bin Josef, euer Bruder!»

Anton Rotzetter

15.5.91 (Münster) an „Zeichen der Zeit"

500 Jahre "Entdeckung" Amerikas:

Die gespaltene und mißbrauchte Mutter Gottes

Im Auftrag von Königin Isabella von Kastilien und von König Ferdinand von Aragonien, die sich seit 1479 in Spanien die Herrschaft teilen, will Christoph Kolumbus 1492 über die Westroute den Seeweg von Europa nach Indien finden. Alle unterwegs entdeckten Länder soll er für die spanische Krone in Besitz nehmen. Doch der genuesische Seefahrer in spanischen Diensten versteht sich nicht nur als *Kolonist* (Kolumbus), sondern auch als *Christusträger* (Christo-phorus): Allen Völkern, denen er begegnet will er den christlichen Glauben bringen. Im Sinne der mittelalterlichen Kreuzugsmentalität, von der auch Kolumbus durchdrungen ist, ist ihm dabei die Mutter Gottes eine mächtige Beisteherin. Deshalb hatte er eine seine Karavellen, mit denen er schließlich am 12. Oktober 1492 zufällig auf der Bahamainsel Guanahani landet, auch >Santa Maria< getauft. Das Eiland selbst nennt er um: Die einheimische Bezeichnung >Guanahani< ersetzt er, Jesus Christus zu Ehren, durch den Namen >San Salvador< (Heiliger Heiland); die zweite Insel, auf die er stößt, soll die Mutter Gottes ehren, deshalb heißt sie fortan >Santa Maria< ~~(heute: Watlingsinsel)~~; und die dritte und die vierte Insel sollen an das Herrscherpaar in Spanien erinnern: >Fernandina< und >Isabella<. Nur: Die einheimische Bevölkerung, auf die die Spanier stoßen, wird nicht gefragt; auf Gedeih und Verderben muß sie mitmachen. So wird deutlich: Königsherrschaft und christliche Religion, Eroberung fremder Länder und Mission, Unterwerfung selbständiger Völker und Marienverehrung bilden in der Gedankenwelt, in die das Jahr 1492 mit der sogenannten >Entdeckung< Amerikas fällt, eine unauflösbare Einheit. Maria bleibt nicht davon verschont, Eroberung und Unterwerfung bisher unbekannter Völker rechtfertigen zu müssen. Die Mutter Gottes muß sich mißbrauchen lassen, den Mord an Millionen von Menschen als christliche Mission erscheinen zu lassen.

heute: tlingsinsel

Die Portugiesen, die Brasilien kolonisieren, verhalten sich kaum anders. Noch heute tragen zahlreiche Orte dort Namen, in denen das Element >Vitória< (Sieg) vorkommt: Vitória do Espírito Santo,

Vitória do Pará, Vitória da Conquista, Vitória do Mearim, Vitória de Santo Antão... Nicht selten ist das >Vitória< ein Fingerzeig auf >Nossa Senhora da Vitória<, auf >Unsere Liebe Frau vom Sieg<. Auch die Portugiesen schreiben ihre militärischen, teils unvorstellbar brutalen Siege über die Urbevölkerung der Hilfe Marias zu. Ob in den Siegen die einheimischen Indianer oder die später in diese Gebiete eindringenden Holländer (Guararapes bei Recife, 1648-1654), ob zuvor die Mauren auf der iberischen Halbinsel oder sodann die Türken im Mittelmeer (Lepanto 1571; vgl. das liturgische Rosenkranzfest am 7. Oktober) niedergerungen werden, ihre Überlegenheit sehen die Christen in der Hilfe der Mutter Gottes begründet. Für die Verlierer haben sie, die mit Kreuz und Schwert genug zu tun haben, keinen Gedanken. In der Marienfrömmigkeit des entstehenden Lateinamerikas ist Maria die Patronin der Mächtigen. Machtlose und Unterlegene brauchen, da sie ja als gottlose Heiden gelten, keinen - ob männlichen, ob weiblichen - Schutzpatron.

Doch das ist nur die eine Seite. Von der Madonna der weißen Sieger hebt sich in der lateinamerikanischen Marienverehrung deutlich ein Strang ab, in dem Vertreter der unterlegenen Indianer eine zentrale Rolle spielen. Im mexikanischen Guadalupe erscheint 1531 die >Mutter des wahrsten Gottes, durch den alles lebt< dem christlich gewordenen Azteken-Indianer Juan Diego und spricht ihn in der Sprache der von den Spaniern Besiegten, das heißt auf nahuatl, mit der Bitte an, ihr an dieser Stelle eine Kapelle zu bauen, so daß "ich darin allen Bewohnern dieses Landes all meine Liebe, mein Erbarmen, meine Hilfe und meinen Schutz erweisen und schenken..., auf ihre Klagen hören und all ihr Elend, ihren Schmerz und ihre Leiden lindern und heilen kann". Im bolivianischen Copocabana fertigt der Aymara-Indianer Francisco Tito Yupanqui 1576 das Gnadenbild der >Virgen de la Candelaria<, >Unserer Lieben Frau von Lichtmeß<. Verbotswidrig gibt er der Statue jedoch deutlich einheimische Züge, so daß Maria voller Anteilnahme auf die geschundenen Menschen blickt.

Dank der der inneren Kraft, die sie aus Guadalupe nehmen, überleben Teile der Völker Mexikos das Gemetzel der Conquista (Eroberung). Unter dem Banner >Unserer Lieben Frau von Guadalupe< ficht der Priester Miguel Hidalgo 1810 für die Unabhängigkeit Mexikos von Spanien und für die Gleichbehandlung der Indianer. Unter ihrem Schutz führt Emiliano Zapata die Bodenreform durch (1941-1917). Und unter An-

rufung ihrer kämpft César Chaves seit den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts für die Rechte der spanischamerikanischen und mexikanischen Landarbeiter in Kalifornien.

Von den lateinamerikanischen Schwarzen - als den Nachfahren der Millionen brutal aus Afrika verschleppten Sklaven - wird betont, die Jungfrau von Guadalupe sei die >Morenita< (die liebe Dunkle). Auch die >Virgen de la Caridad< (Unsere Liebe Frau von der Nächstenliebe) auf Kuba und >Nossa Senhora Aparecida< (Unsere Liebe Frau die Erschienene) im brasilianischen Aparecida (Staat São Paulo) tragen die Farbe des afrikanischen Menschen.

Nun ist es allerdings nicht einfach so, als hätten die mächtigen, siegreichen weißen Europäer hier *ihre* Madonna und die ohnmächtigen besiegten farbigen Indianer und Afrikaner dort *ihre* Fürsprecherin. Nein, die Sache ist erheblich dramatischer. Die einen schicken nämlich ihre Maria in den Krieg gegen die Maria der anderen. Wir hatten bereits erwähnt, daß der mexikanische Priester Miguel Hidalgo unter dem Banner >Unserer Lieben Frau von Guadalupe< 1810 für die Unabhängigkeit seines Landes und für die Gleichstellung der Indianer in der mexikanischen Gesellschaft kämpft. Nur, Hidalgos Gegner, die etablierten Spanier, haben ebenfalls ihre Fürsprecherin: die >Virgen des los Remedios< (Unsere Liebe Frau von den Heilmitteln). So kommt es 1810 in dem Dorf Atotonilco zu dem makabren >Krieg der Madonnen<. Hidalgo ruft zum Kampf, und die mexikanisch-indianische Mutter Gottes von Guadalupe erklärt der europäisch-spanischen Mutter Gottes von den Heilmitteln den Krieg. Wie in hierarchischem Denken üblich, bringen die Kolonialherren ihr Vertrauen zu ihrer Fürsprecherin dadurch zum Ausdruck, daß sie sie noch rasch militärisch zur Generalin befördern. Da werde sie doch wohl ihre Überlegenheit über die schwächliche Guadalupe-Maria zeigen! Jeder kriegerischen Seite flattert die Fahne ihrer Jungfrau voran. Tapfer marschiert die mexikanische Mutter Gottes für die Unabhängigkeit ihres Landes. Wie die gegenerische spanische Madonna tötet auch sie Menschen. Wo hätte man denn auch schon einen Krieg gesehen, ohne daß Blut flösse, Köpfe rollten und Menschen stürben? Doch da! Da trifft ein spanisches Geschoß das Banner der Jungfrau von Guadalupe. Sieg oder Niederlage? Für wen?, für welche Maria?, für welchen Gott? Ein Erschießungskommando des spanischen Vizekönigs in Mexiko durchlöchert die Fahne der Mutter Gottes von Guadalupe. Noch einmal hat die Maria der

Sieger gesiegt, die Maria der Mächtigen sich machtvoll erwiesen; noch einmal ist die Maria der Unterlegenen unterlegen, die Maria der Machtlosen in Ohnmacht versunken.

Wer kann das alles begreifen? Welche Maria meinen wir, wenn wir die Mutter Gottes verehren? Zu welchem Christus bekennen wir uns, wenn wir uns als Christinnen und Christen bezeichnen? An welchen Gott glauben wir, wenn wir das Glaubensbekenntnis sprechen? An welches Evangelium denken wir, wenn wir in diesen Monaten von den 500 Jahren Evangelisierung in Lateinamerika reden hören? Nur Reue und Trauerarbeit, Parteilichkeit für die Kleinen und Option für die Armen werden die Frage beantworten können.

Horst Goldstein

15.5.91 (Pfingsten)
an „Frau & Mutter"

500 Jahre >Entdeckung< Amerikas:
Jakobine Maurer - eine prophetische Frau in Brasilien

"Im Kampf mit Soldaten des Heeres und freiwilligen Zivilisten wurden hier am 2. August 1874 Jakobine Maurer und 16 weitere Mitglieder der Sekte der >Mucker< getötet" - so die Inschrift auf einem Grabkreuz, auf das halben Weges stößt, wer den Ferrabraz-Berg in der Gemeinde Sapiranga bei São Leopoldo im südbrasilianischen Bundesstaat Rio Grande Sul hinaufsteigt. Mucker? Jakobine Maurer? Deutsche... umgebracht vom brasilianischen Heer?

In der Chronik der katholischen Pfarrei von São Leopoldo findet sich, von negativer Einschätzung deutlich eingefärbt, ein erster Hinweis auf unsere Fragen: "Nachdem den Bewohnern dieser Pfarrei viel Unbill zugefügt worden war von seiten der Sekte des Johann Georg Maurer, eines evangelischen Bewohners von Ferrabraz, dessen Ehefrau Jakobine sich für Christus hielt und dessen Anhänger >Mucker< hießen, und nachdem diese zahlreiche Menschen verletzt und umgebracht und Häuser angesteckt hatten, wurde ihnen der Krieg erklärt. In diesem Krieg wurden zahlreiche >Mucker< getötet, der größte Teil wurde gefangen genommen, und nur wenige konnten entkommen. Nach dem glücklichen Ausgang des Krieges fand hier am 6. September 1874 ein Hochamt statt, als Dank an Gott dafür, daß dieser verderblichen Sekte von Fanatikern ein Ende bereitet werden konnte". Eine Frau..., die sich für Christus hält? Worum geht es?

Im Jahre 1822 hatte Brasilien seine Unabhängigkeit von Portugal erklärt und war ein selbständiges Kaiserreich geworden. Der brasilianische Kaiser Dom Pedro I., verheiratet mit der Habsburgerin Dona Leopoldina, sah voraus, daß die Sklavenhaltung als Grundlage der Wirtschaft des riesigen Landes demnächst zu Ende gehen werde (was allerdings noch bis 1888 auf sich warten ließ). Woher Arbeitskräfte bekommen? Außerdem lag dem Regenten daran, das schwarze Element in der Bevölkerung durch weißen Zuzug möglichst aufzuhellen. Über seine verwandschaftlichen Beziehungen warb er in deutschsprachige Länder für die Übersiedlung nach Brasilien. Willkommen waren ihm vor allem deutsche Protestanten, weil diese nicht nur weißer Hautfarbe waren, sondern auch als besonders arbeitsam galten. So trafen schon 1824 in der damaligen Provinz (heute: Staat) Rio Grande do Sul die ersten

deutschen Aus- bzw. Einwanderer ein. Von den Deutschen, die ab dieser Zeit nach Brasilien kamen, waren etwa zwei Drittel Protestanten. Die Motive, die die Menschen bewegten, ihre Heimat zu verlassen, waren an erster Stelle fehlende Lebensmöglichkeiten zu Hause, dann aber auch eine tiefsitzende Angst vor der Modernisierung: allgemeiner Kriegsdienst, Industrialisierung, Kapitalismus...

In Brasilien angekommen, waren alle gleich arm, mußten alle gleich hart arbeiten, und lebten alle gleich bescheiden von einer primitiven Landwirtschaft. Doch aus der Gleichheit in der Kargheit taten sich bald einige wenige hervor, wurden wohlhabend und einflußreich und blickten verächtlich auf die anderen, auf die Mehrheit herab. So lesen wir in einem Brief Jakobine Maurers geb. Mentz vom 20. Mai 1874 an Matthias Schröder: "Erinnerst du dich nicht, daß Deine verstorbene Mutter sich immer wieder darüber beklagte, daß sie von ihren hochnäsigen Verwandten nicht für voll genommen wurde? Erinnerst du dich nicht, daß die reiche Familie Hansen sich der Schröders, der Andres und der Mentz schämte, weil sie arm waren, und daß sie sie lieber gehen als kommen sah?" Die Spaltung der deutschen Kolinisten in Reiche und Arme war unübersehbar. Auch wenn die Deutschen insgesamt in der brasilianischen Umwelt isoliert waren, liefen die wenigen Beziehungen über die Reichen, während die Armen ihrem, im buchstäblichen Sinn, hinter-wäldlerischen Leben nachgingen.

Am Fuß des Ferrabraz-Berges lebt der arme Bauer, Schreiner und Gesundbeter Johann Georg Maurer mit seiner Frau Jakobine, die den Kunden des Hauses die Bibel vorliest und erklärt. Die Familie Mentz, aus der Jakobine stammt, hatte schon in Deutschland ein religiöses Sonderleben geführt, weil sie ihre evangelische Landeskirche für zu liberal hielt. Allem Anschein nach überkommen Jakobine immer wieder Phasen von Geistesabwesenheit (Epilepsie?). Die immer zahlreicher herbeiströmenden Bewunderer der Frau deuten deren Absencen als Kontakt mit der Gottheit und halten sie selbst für eine >Prophetin<.
Das Haus der Maurers entwickelt sich zu einer wahren Wallfahrtsstätte, zu der nicht nur von Armut geschlagene deutschstämmige Protestanten strömen, sondern auch manche Katholiken. Arrivierte Evangelische beschimpfen Jakobines Anhänger als >Mucker< (Frömmler), während diese ihre Gegner im Glauben >Spötter< titulieren. Die >Prophetin< untersagt ihren Gläubigen, den offiziellen evangelischen Ge-

meindegottesdienst zu besuchen, die Kinder in die Schule zu schikken,Alkohol zu trinken, zu tanzen und an irgendwelchen Lustbarkeiten teilzunehmen. Das Gerücht entsteht, Jakobine habe sich für den wiederkehrenden Christus ausgegeben und zwölf Apostel um sich gesammelt. Feststeht, daß sie ihren Widersachern das baldige Ende voraussagt: "Es werden schreckliche Tage kommen. Die Bösen werden sich gegen die Erwählten erheben, und diese werden gezwungen sein, sich zu verteidigen. Auf den Straßen werden Leichen herumliegen, und keiner wird sie begraben. Doch den Erwählten wird nichts widerfahren".

Im Mai 1873 schicken die Anwohner eine Abordnung unter der Leitung des örtlichen evangelischen Pfarrers zur Polizei nach São Leopoldo, mit dem Ersuchen, Maßnahmen gegen die Familie Maurer zu ergreifen, denn diese habe eine neue Sekte gegründet und beunruhige die ganze Gegend. In der Provinzhauptstadt Porto Alegre verbreitet die Presse eine Meldung, die Maurers hätten mehr als 500 bewaffnete Männer um sich gesammelt. Jakobine und Johann Georg werden verhaftet, müssen aber angesichts der Tatsache, daß sich die Nachricht als Ente erweist, wieder auf freien Fuß gelassen werden. Da werden am Ferrabraz zwei Leichen aufgefunden: die eines Trinkers und die eines geistig Verwirrten. Die >Mucker< werden des doppelten Mordes beschuldigt. Wenig später kommt es zu einem Attentat gegen einen örtlichen Polizeibeamten. Und wieder werden die >Mucker< angezeigt. Dreiunddreißig werden verhaftet, aber bald wieder freigelassen. Die Feindseligkeiten zwischen der Öffentlichkeit, einschließlich der >Spötter<, und den >Mucker< kommt zum Höhepunkt: Am 28. Juni 1874 rückt das Heer mit mehr als 500 bewaffneten Soldaten, vier Kanonen und einem Raketenwerfer gegen die kaum mehr als hundert Religiösen vor, die sich inzwischen, mit alten Revolvern, Jagdflinten, ja Messern bewaffnet, in Schützengräben verschanzt haben. Die >Mucker< um Jakobine leisten heftigen Widerstand. Achtzig werden insgesamt getötet. Erst beim fünften Angriff des Heeres fallen auch die dreiunddreißigjährige >Prophetin< und die letzten sechzehn. Das Kreuz auf der halben Höhe des Ferrabraz-Berges erinnert an sie.

Lange Zeit sind Jakobine Mauerer und ihrer Bewegung von Protestanten wie Katholiken gleichermaßen als Anarchisten und Fanatiker abgetan worden. Die Chronik in der alten katholischen Kirche von São Leopoldo zeugt davon. Doch heute wissen wir, daß sich die >Mucker< um

Jakobine Maurer in eine große prophetische, sozusagen messianische Bewegung einordnen, in der sich Millionen lateinamerikanische Habenichtse, Frauen wie Männer, in ihrem religiösen Glauben nach einer ausgeglicheneren, gerechteren Welt ausstrecken. Wenn die Mittel nicht immer stimmen, wer will sie dessen bezichtigen?

Heutige Befreiungschristen erkennen an der >Mucker<-Bewegung folgende Lehrstücke: Die Armen deuten alles, was ihnen widerfährt, religiös; alles hat für sie mit dem Glauben zu tun. Die Armen haben eine unbändige messianische Sehnsucht nach einer heilen Welt, in der es weder Armut noch Reichtum, sondern nur Gerechtigkeit gibt. Die Armen haben unerwartete Formen der Ökumene, quer über die üblichen Konfessionsgrenzen hinweg. Die Armen haben damals wie heute, in den kirchlichen Basisgemeinden, ein Gespür für menschliche und religiöse Kompetenz, gleich ob sie bei Männern oder bei Frauen zu finden ist.

Horst Goldstein

aus: Orientierung 54 (1990), Nr. 20 (31. 10. 1990)

Die Conquista – auch ein Aufbruch zur Moderne

Überlegungen im Anschluß an die Analysen von Tzvetan Todorov[1]

1992 jährt sich zum 500. Mal die Ankunft von Europäern in Amerika. Schon jetzt gibt es eine Reihe von Auseinandersetzungen um die Frage eines angemessenen Gedenkens dieses Datums – auch in der katholischen Kirche. Dabei geht es nicht allein um die Problematik, welche Rolle die Kirche in diesem Prozeß gespielt hat (eine Problematik, auf die erhebliche apologetische Energien konzentriert zu werden scheinen), sondern zunächst einmal und fundamentaler darum, wie es überhaupt zu einem solchen Völkermord der Europäer[2] an den Indianern kommen konnte. Das Ausmaß der Zerstörung ist unglaublich. Unter Bezugnahme auf die seriöse Untersuchung von *William G. Denevan* (1976) weist *Gustavo Gutiérrez* darauf hin, daß vor der Ankunft der Europäer etwa 57 Millionen Menschen in Amerika lebten, während es keine 80 Jahre später nur mehr knapp 9 Millionen waren.[3] *Tzvetan Todorov* geht von einer noch umfassenderen Vernichtung der indianischen Völker aus.[4]

Ein Gedenken dieser geschichtlichen Katastrophe muß, wenn den Opfern nicht ein weiteres Mal Gewalt angetan werden soll, auf (mindestens) zwei Herausforderungen reagieren: Unverzichtbar ist das Bemühen um ein Hörbar-machen der Stimmen derer, die heute in einer leidensgeschichtlichen Verbundenheit mit den damaligen Opfern stehen[5], vor allem also der Stimmen der Indianer und der Schwarzen. Und zum zweiten richtet sich die Problematik der Conquista zurück auf uns in Europa: Warum waren es gerade Europäer, die diesen Völkermord verübt haben? Gibt es eine spezifische Disposition dafür in der europäischen Kultur? Und wenn es so sein sollte, daß der Völkermord an den Indianern mit einer spezifischen Fähigkeit dieser Kultur zusammenhängt, was folgt dann daraus für heute, für Selbstverständnis und Veränderungsperspektiven «unserer» Kultur?

Mit den folgenden Überlegungen möchte ich mich dieser Frage der Conquista als Ausdruck der europäischen Kultur widmen, und dies nochmals konzentriert auf die Beschäftigung mit einer Studie, die inzwischen fast schon zu einem Klassiker dieser Thematik geworden ist, T. Todorovs «Die Eroberung Amerikas». Seine Studie liefert eine Fülle von Hinweisen dafür, daß wesentliche Momente der Conquista ganz in die heraufziehende Moderne gehören. Todorov versucht zu zeigen, daß die Mentalität, die Vernunft, die der Conquista zum «Erfolg» verhilft, nichts anderes als die «moderne Vernunft» ist. Die Art und Weise, wie die Conquistadoren mit den gänzlich anderen Menschen umgegangen sind, wie sie Andersheit begriffen und bewältigt haben, gehört demnach nicht in eine uns fremde Epoche, sondern steht am Anfang einer Entwicklung, deren Erfolg und deren Aporien auch und gerade in der Gegenwart zu bedrängenden Fragen geworden sind.

Todorov verdeutlicht dies vor allem in der vergleichenden Gegenüberstellung von *Moctezuma* und *Hernando Cortés*. Cortés ist der Typus eines von der modernen Rationalität bestimmten Menschen, der gerade durch diese Rationalität eine Überlegenheit gegenüber Moctezuma erlangt, die schließlich seinen Sieg verbürgt.[6] Knapp und verkürzend zusammengefaßt kann man sagen, daß in der Konfrontation Azteken – Spanier, die verdichtet ist in der Konfrontation Moctezuma – Cortés, eine traditionsgeleitete Vernunft einer rein zweckorientierten, von allen traditionellen Bindungen entfesselten Vernunft gegenübersteht. Der Springpunkt liegt dabei in der Tatsache, daß entgegen einem verbreiteten Klischee von der polternden Ignoranz einer instrumentellen Vernunft diese besser als die traditionsgeleitete Vernunft in der Lage ist, die Andersheit der Anderen wahrzunehmen (und so die Chancen ihrer Unterwerfung zu erhöhen).

Die traditionsgeleitete Rationalität der Azteken

In einer sorgfältigen Aufbereitung der noch verfügbaren Quellentexte kommt Todorov zu einem Bild Moctezumas, das ihn als Zentrum einer ganz vom Ritual, ganz von überkommenen Traditionen geprägten, gleichwohl andere Völker beherrschenden Gesellschaft zeigt. Wesentliches Merkmal der aztekischen Mentalität ist die Bezugnahme auf die Vergangenheit.[7] Alle neuen Ereignisse werden im Rahmen der bisherigen Erfahrungen gedeutet und eingeordnet. Die Staatskunst besteht vor allem in der richtigen Zuordnung der gegenwärtigen Ereignisse zu denen der Vergangenheit, von denen her dann auch die gegenwärtige Praxis gestaltet wird. Die Leitungsverantwortung kann wahrnehmen, wer richtig zu interpretieren vermag. Es gibt regelrechte Prüfungen, Rätsel, wobei es nicht darauf ankommt, eine findige Antwort zu geben, sondern die traditionelle (vgl. 103). Erkennen ist Wiedererkennen, Prophetie ist Erinnerung (106), die Wiederholung hat Vorrang vor dem Unterschied (107) usw. Entsprechend liegt der aztekischen Kultur ein zyklisches Zeitverständnis zugrunde, das sich durchaus mit deren astronomischer Kompetenz verbindet: So kann man in Texten, selbst solchen, die *nach* der Conquista entstanden sind, oftmals «zweifelsfrei den Wochentag feststellen, an dem etwas geschehen ist, weiß jedoch mitunter nicht genau, ob es 20 Jahre früher oder später war» (105). Das Schlüsselwort dieser Gesellschaft lautet Ordnung (83), der Einzelne ist in die Gesellschaft eingebettet, diese entscheidet über sein Schicksal. «In der damaligen indianischen Ge-

[1] Tzvetan Todorov, Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt 1985.

[2] Todorov folgend wird die Conquista hier als Praxis der «Europäer» und nicht isoliert der Spanier begriffen. Das bewahrt nicht nur vor eher lächerlichen innereuropäischen Schuldzuweisungen, sondern wird auch der historischen Realität besser gerecht, was insbesondere ein Blick in die Wirtschaftsgeschichte zeigt. Vgl. Todorov, S. 289; vgl. auch F. Braudel, Aufbruch zur Weltwirtschaft, Band 3 der «Sozialgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts». München 1986, besonders S. 147ff., S. 431ff.

[3] Vgl. G. Gutiérrez, Wenn wir Indianer wären ..., in: E. Schillebeeckx (Hrsg.), Mystik und Politik. Theologie im Ringen um Geschichte und Gesellschaft. Mainz 1988, S. 32–44; hier: S. 32.

[4] Vgl. Todorov, S. 160ff.

[5] Der Kuna-Indianer und katholische Theologe A. Wagua wies auf einem Seminar in Aachen im Juni 1990 energisch darauf hin, daß im Blick auf die Indianer nicht einfach von den Opfern der Geschichte gesprochen werden dürfte, da sie sich immer noch im Kampfe befänden: Eine leichtfertige Rede von den Indianern als Opfern fällt denen in den Rücken, die sich gegenwärtig gerade um die Veränderung der Tatsache bemühen, daß die Indianer immer nur die Opfer der Entwicklungen sind.

[6] Zu den herkömmlichen Begründungen des Sieges der Spanier und deren Defiziten vgl. Todorov, S. 69–79.

[7] Todorov, S. 101. Im folgenden werden die Seitenangaben aus diesem Buch in den laufenden Text eingefügt.

sellschaft stellt das Individuum nicht selbst bereits eine gesellschaftliche Ganzheit dar, sondern ist nur konstitutives Element jener anderen Ganzheit, der Gemeinschaft.» (84)

Von dieser Gesellschaftsstruktur her gewinnt Todorov auch einen plausiblen Zugang zu der Vielzahl von Prophezeiungen, in denen das Kommen der Spanier, ihr Verhalten, ihr Sieg, ja sogar ihr Aussehen angekündigt werden: Es sind ex post entstandene Texte, die innerhalb dieser auf Traditionen bedachten Kultur eine zwingende Plausibilität besitzen: Weil es nichts gibt, was es nicht schon gab, muß das Kommen und Verhalten der Spanier schon bekannt gewesen und entsprechend geweissagt worden sein. Diese Prophezeiungen dürfen aber nicht von der Tatsache ablenken, daß die traditionsgeleitete Wahrnehmung der Azteken angesichts dieser ganz Anderen, der Spanier, scheiterte. Die Azteken hatten die verschiedensten Völker des heutigen Mexiko und Zentralamerika unterworfen, waren geschickte Krieger und brutale Ausbeuter. Eine ihrer besonderen Stärken lag in der Auskundschaftung der Gegner. Wie üblich schickte Moctezuma auch bei der spanischen Invasion ständig Späher in das feindliche Lager, «und er ist über die Fakten bestens auf dem laufenden: So erfährt er von der Ankunft der ersten Expeditionen, während die Spanier noch überhaupt nichts von seiner Existenz wissen» (87). Aber er kann die erlangten Informationen nicht einordnen.

Moctezuma wußte sich über seine Feinde zu informieren, solange diese Tlaxcalteken, Tarasken oder Huaxteken hießen. Doch das war eine angestammte Form des Informationsaustausches. Die Identität der Spanier ist dagegen so anders, ihr Verhalten derart unvorhersehbar, daß das Kommunikationssystem dadurch ins Wanken gerät und den Azteken nicht einmal mehr das gelingt, was sie zuvor bestens beherrschten: das Sammeln von Informationen. Wenn die Indianer gewußt hätten, merkt *Bernal Diáz* immer wieder an, wie wenige wir zu diesem Zeitpunkt waren, wie schwach und erschöpft ... (91).

Die Wahrnehmungsweise der Azteken zeigt sich besonders eindrücklich in Moctezumas Versuch, die neuen Informationen zu verarbeiten:

Zunächst läßt er ein Bild anfertigen, auf dem genau dargestellt sein soll, was seine Botschafter an der Küste gesehen haben. Der geschickteste Maler Mexikos wird damit beauftragt; als das Gemälde fertig ist, fragt ihn Moctezuma: «Bruder, ich bitte Dich, mir auf das, was ich Dich fragen will, die Wahrheit zu sagen. Weißt Du zufällig etwas über das, was Du hier gemalt hast? Haben Dir Deine Ahnen ein Bild oder einen Bericht über diese Männer hinterlassen, die in dieses Land kommen oder gebracht werden sollen?» (...) Moctezuma will also nicht akzeptieren, daß ein vollkommen neues Ereignis eintreten könnte, daß etwas geschehen könnte, was den Ahnen nicht bereits bekannt war. Der Maler gibt eine verneinende Antwort, doch Moctezuma gibt sich nicht damit zufrieden und befragt alle anderen Maler des Reiches; ohne Ergebnis. Schließlich empfiehlt man ihm einen alten Mann namens *Quilaztli*, «sehr gelehrt und bewandert in allem, was die alten Bräuche und die Bilder angeht». Quilaztli weiß, obwohl er noch nichts von der Ankunft der Spanier gehört hat, alles über die Fremden, die da kommen sollen, und sagt dem Herrscher: «Und damit Du glaubst, daß ich die Wahrheit sage, betrachte dieses Bild: Es ist mir von meinen Ahnen hinterlassen worden. – Und er zog ein sehr altes Gemälde hervor und zeigte ihm das Schiff und die Männer, die so gekleidet waren, wie man es ihm (auf dem neuen Bild) gezeichnet hatte, und er sah darauf ebenfalls Männer zu Pferde und solche auf fliegenden Adlern, alle in verschiedenen Farben gekleidet, den Hut auf dem Kopf und das Schwert gegürtet». (...) Es ist nicht anzunehmen, daß es aus einer Zeit lange vor Ankunft der Spanier eine Zeichnung gegeben hat, auf der ihre Schiffe und ihre Schwerter, ihre Kleidung und ihre Hüte, ihre Bärte und ihre Hautfarbe dargestellt waren (und was soll man von den Männern auf den fliegenden Adlern denken?). Auch hier handelt es sich um eine *a posteriori* verfertigte Prophezeiung, um eine retrospektive Prospektion. Daß man das Bedürfnis hat, sich diese Geschichte auszudenken, ist jedoch aufschlußreich: Es kann kein vollkommen neues Ereignis geben, die Wiederholung hat Vorrang vor dem Unterschied (106f.).

Eine besondere Eigenschaft der Conquistadoren liegt in der Kunst der Improvisation und der Anpassung, Eigenschaften, die die Azteken aufgrund ihrer traditionsgeleiteten Weltgestaltung gerade wenig ausgebildet haben. Die Rationalität der Eroberer ist streng zweckorientiert, Täuschung und List sind zentrale Momente ihres Handelns, während die Azteken sich in einer Eindeutigkeit verhalten, die ihnen den Ruf einbringt, die Lüge gar nicht zu kennen (vgl. 110ff.).

Cortés' moderne Rationalität

Auch der Krieg ist stark ritualisiert, so daß es den Spaniern leicht gelingt, die Hauptleute der Indianer auszumachen und zu töten:

Cortés, der sich mitten unter den Indianern befand, vollbrachte wahre Wunder und tötete die Hauptleute der Indianer, die an ihren goldenen Schilden zu erkennen waren, ohne sich um die gemeinen Krieger zu kümmern; indem er ihnen dergestalt großen Schaden zufügte, drang er schließlich bis zum Heerführer der Indianer vor und versetzte ihm einen Lanzenstoß, an dem er starb. (...) Als der Hauptmann Hernando Cortés den Heerführer der Indianer getötet hatte, begannen sie, sich zurückzuziehen, und gaben uns den Weg frei (F. de Aguilar; zitiert 110f.).

In der Todorovschen Skizze der Konfrontation zwischen Spaniern und Azteken bzw. zwischen Cortés und Moctezuma werden in idealtypischer Weise einige spezifische Merkmale der europäischen Moderne herausgearbeitet. Als erstes fällt auf, daß Cortés mit einem praktisch unbegrenzten Wissensdrang, mit einer wahren Verstehenswut vorgeht. Er ist nicht der polternde Militär, der alles niederwalzt, ohne zu begreifen, was er vernichtet, sondern genau im Gegenteil: Sein militärischer Erfolg beruht auf den besseren Informationen, der genaueren Kenntnis, der geistigen Offenheit für neue Situationen und unkonventionelle Entscheidungen, kurzum auf der Fähigkeit, die Andersheit der Anderen zu erkennen, zu verstehen und von ihr her kalkulierend zu handeln. Die entscheidende Veränderung liegt darin, daß das gesamte Handeln und Denken nicht mehr von Traditionen oder aktuellen Konventionen bestimmt wird, sondern einzig und allein vom Zweck (vgl. 142). Dieser Zweck ist Herrschaft, Macht – über die Natur ebenso wie über die Menschen. Cortés hat realisiert, daß die fundamentale Voraussetzung zur Erlangung solcher Macht umfassende Kenntnis ist. Wissensdurst und Machthunger gehören zusammen. Mit anderen Worten: Der Wissensdurst ist (zumindest zunächst einmal) nicht «neutral». Todorov liefert eine Fülle von Beispielen für diesen Zusammenhang, ein markantes sei herausgegriffen:

Als sich Cortés auf dem Weg nach Mexiko befindet, trägt sich etwas sehr Bezeichnendes zu. Er hat soeben Cholula verlassen und muß, um die Aztekenhauptstadt zu erreichen, eine Gebirgskette überqueren. Die Gesandten Moctezumas zeigen ihm einen Durchgangsweg; Cortés folgt ihnen nur widerwillig, denn er fürchtet, in einen Hinterhalt zu geraten. In diesem Augenblick, als eigentlich seine ganze Aufmerksamkeit der Frage gelten sollte, wie er sich absichern könnte, bemerkt er die Gipfel der nahen Vulkane, die gerade aktiv sind. Sein Wissensdurst läßt ihn die unmittelbaren Sorgen vergessen.

«Acht Meilen von jener Stadt Cholula entfernt sind zwei sehr hohe und wundersame Berge, denn Ende August sind sie noch derart mit Schnee bedeckt, daß man von ihrem Gipfel nichts anderes mehr sieht. Aus dem höchsten dieser Berge entweichen oft bei Tag und Nacht Rauchwolken vom Umfang eines großen Hauses und steigen pfeilgerade über dem Berg bis zu den Wolken empor; der Rauch scheint mit einer solchen Kraft hervorzuquellen, daß der sehr heftige Wind, der im Gebirge immer weht, ihn nicht wegzutreiben vermag. Da ich immer den Wunsch gehegt habe, Eurer Majestät den genauesten Bericht von allen Einzelheiten dieses Landes abzustatten, so beschloß ich, das Geheimnis dieser höchst wundersamen Erscheinung zu ergründen. Ich entsandte zehn meiner Gefährten, wie man sie für ein solches Unternehmen braucht, zusammen mit einigen Eingeborenen, die ihnen als Führer dienen sollten, und beauftragte sie, wenn möglich den Berg zu ersteigen und herauszufinden, wo und wie jener Rauch austrat.» (Cortés, ...)

Der Erkundungstrupp gelangt nicht bis zum Gipfel und begnügt sich damit, Eisstücke herunterzubringen. Doch auf dem Rückweg stoßen die Männer auf eine andere mögliche Route nach Mexiko, die weniger Gefahren zu bergen scheint; Cortés schlägt diesen Weg ein und

erlebt in der Tat keine böse Überraschung. Selbst in den schwierigsten Situationen, die ihm größte Wachsamkeit abfordern, läßt bei Cortés die Leidenschaft, «das Geheimnis zu ergründen», nicht nach. Und symbolhaft wird seine Neugier dann auch belohnt (127f.).

Hier zeichnet sich ein anderer Grundzug modernen Weltverständnisses ab, der grenzenlose Vertrauensvorschuß gegenüber dem Wissensdrang als solchem. Es ist die zu einer Art Mythos gesteigerte Erfahrung, daß oftmals die wichtigsten Einsichten und nützlichsten Entdeckungen Nebenprodukte eines ganz anders oder eben überhaupt nicht gerichteten Forschungsdrangs sind.

Gepaart mit dem Wissensdrang und in gewissem Sinne seine Voraussetzung ist das Abkoppeln von Traditionen, genauer von der praxisbestimmenden Kraft der Traditionen. Sie leiten nicht länger das Handeln, die Vernunft ist auf sich selbst gestellt. Auch hierfür ein beiläufiges aber markantes Beispiel aus dem Buch von Todorov:

> Es wird von einem bezeichnenden Vorfall berichtet, der sich beim Feldzug gegen die Tlaxcalteken ereignete: Um den Feind zu überraschen, machte Cortés mit seinen Reitern einen nächtlichen Ausfall. Eines der Pferde strauchelt; Cortés schickt es ins Lager zurück. Kurz darauf passiert einem zweiten dasselbe. «Einige sagten zu ihm: Herr, dies scheint uns ein böses Omen zu sein, laßt uns umkehren. Er aber antwortete ihnen: Ich halte es für ein gutes, vorwärts.» (F. de Aguilar; 132)

Die von Konventionen und Traditionen entfesselte Vernunft, die in gewisser Weise haltlos und deshalb rast- und ruhelos ist in der Welt, die kein unerschütterbares Fundament mehr besitzt, muß sich selbst durchsetzen und damit sichern. Sie ist aus sich heraus höchst sensibel für die Andersheit der Anderen. Indem sie diese Andersheit versteht, durchschaut, nimmt sie dem Anderen das Bedrohliche und kann es sich unterwerfen. Cortés bestimmt sein eigenes Verhalten von den Azteken her: Er fragt sich ständig, wie die Indianer sein Handeln interpretieren könnten, und achtet streng auf das Auftreten seiner Gefolgsleute, weil er die Informationen, die den Azteken zufließen, selbst kontrollieren will (vgl. 135f.). Seine gesamte Praxis steht unter dem einen Zweck, die Herrschaft zu erringen. Entsprechend kommt der «Strategie» eine entscheidende Bedeutung zu und in ihr der List, dem Trick. So ist die Sprache für Cortés weniger ein genaues Abbild der Welt, sondern vielmehr «ein Mittel, andere zu manipulieren» (144). Todorov schildert ein eindrückliches Beispiel für diese Mentalität:

> Cortés' Verhalten ist dem Anschein nach oft ... widersprüchlich, doch diese Widersprüchlichkeit ist kalkuliert; sie verfolgt (und erreicht) das Ziel, seine Botschaft zu verdunkeln und bei seinen Gesprächspartnern Verwirrung zu stiften. Auf dem Marsch nach Mexiko kommt es zu einem in dieser Hinsicht beispielhaften Vorgang. Cortés ist in Cempoala Gast des «dicken Kaziken», der hofft, der Anführer der Spanier werde ihm helfen, das aztekische Joch abzuschütteln. Da treffen fünf Gesandte Moctezumas ein, die die Steuern einziehen wollen; sie sind über den guten Empfang, den man den Spaniern bereitet hat, außer sich vor Zorn. Der dicke Kazike holt sich bei Cortés Rat; dieser sagt ihm, er solle die Steuereintreiber gefangennehmen, was dann auch geschieht. Doch als sich die Cempoalaner anschicken, die Gefangenen zu opfern, stellt sich Cortés dagegen und ergänzt die Gefängniswache durch eigene Soldaten. Nachts gibt er seinen Soldaten Anweisung, heimlich zwei der fünf Gefangenen zu ihm zu bringen, möglichst die intelligentesten; als sie bei ihm sind, spielt er den Unschuldigen, zeigt sich erstaunt über ihre Gefangennahme und bietet ihnen an, sie freizulassen; damit ihre Flucht auch sicher gelingt, läßt er sie sogar mit einem seiner Boote über die Grenzen des Territoriums von Cempoala bringen. Nach ihrer Befreiung begeben sie sich zu Moctezuma und erzählen ihm, was sie Cortés zu verdanken haben. Am nächsten Morgen entdecken die Cempoalaner die Flucht und wollen wenigstens die verbliebenen drei Gefangenen opfern; doch Cortés wendet sich dagegen; er entrüstet sich über die Nachlässigkeit der cempoalanischen Wachen und schlägt vor, die drei anderen auf seinen eigenen Schiffen zu bewachen. Der dicke Kazike und seine Mitstreiter stimmen zu; aber sie wissen auch, daß Moctezuma von ihrer Rebellion erfahren wird; deshalb schwören sie Cortés Treue und verpflichten sich, ihm bei seinem Kampf gegen die Aztekenherrscher zur Seite zu stehen (137f.).

Cortés, Machiavelli und die Dialektik der Moderne

Es könnten noch viele weitere Momente aus der Gegenüberstellung Azteken/Spanier bzw. Moctezuma/Cortés gewonnen werden, und bei Todorov findet sich auch noch einiges, aber es mag mit den angeführten Belegen bereits deutlich geworden sein, wie hier zwei Mentalitäten, zwei verschiedene Weisen der Weltwahrnehmung und Weltgestaltung aufeinandergetroffen sind. Cortés steht mit seinem Denken und seiner Praxis am Aufgang der Moderne, was ihn grundlegend zum Beispiel von Kolumbus unterscheidet. Von diesem sagt Todorov einmal, daß er mentalitätsmäßig den Azteken näherstehe als Cortés (93). Cortés wiederum vergleicht er mit einem berühmten Zeitgenossen, mit Machiavelli. Und dies nicht, um irgendwelche Beziehungen zwischen diesen beiden Personen zu konstruieren, sondern um zu verdeutlichen, daß Cortés nicht eine Ausnahmeerscheinung darstellt, sondern daß sich in ihm der «Geist einer Epoche» zeigt (vgl. 142). Und dieser Geist ist bestimmt von einem Umschlag im grundlegenden Weltzugang, den Jürgen Habermas in einem frühen Aufsatz so beschreibt: «War der theoretisch begründete Ausgangspunkt der Alten: wie die Menschen praktisch einer natürlichen Ordnung entsprechen können, so ist der praktisch vorgegebene Ausgangspunkt der Modernen: wie die Menschen drohende Naturübel technisch bewältigen können.»[8] Die spezifische Leistung von Machiavelli, Cortés und anderen ihrer Epoche bestand darin, diese technische Orientierung auf Geschichte und Gesellschaft, auf die Politik zu übertragen. «Machiavelli unterstellt als das Ziel der politischen Technik die Behauptung der fürstlichen Macht nach außen sowie die Einigkeit und den Gehorsam der Untertanen im Inneren. Er isoliert die Operationen zur Erreichung dieses Ziels von allen gesellschaftlichen Voraussetzungen. Das politische Handeln ist von traditionellen und moralischen Bindungen gelöst und darf auch bei den Gegenspielern mit solchen nicht rechnen.»[9]

Die Befreiung der Vernunft aus der Bevormundung hat zweifelsohne eine ungeheure Produktivkraft freigesetzt, hat der nördlichen Welt eine Entwicklungsdynamik und Entwicklungsgeschwindigkeit erlaubt, die man sich bis dahin nicht einmal in den kühnsten Träumen hatte vorstellen können. Zugleich wurde aber auch eine überwältigende Destruktivkraft freigesetzt, über die man sich inzwischen auch in Europa klargeworden ist, die aber schon in der Conquista erkennbar war: Im Völkermord an den Indianern zeigen sich bereits die katastrophischen Züge einer entfesselten Vernunft. Die Conquista hat in diesem Sinne einen antizipativen Charakter für die Einsicht in die Dialektik der Moderne.

Dies darf allerdings nicht in dem Sinne mißverstanden werden, daß aus der Kritik an der entfesselten Vernunft eine Apologie der durch Traditionalismus und Autorität niedergehaltenen Vernunft abgeleitet werden dürfte. Die «gefesselte», vormoderne Vernunft wäre wahrscheinlich zu demselben Völkermord bereit gewesen, nur mit dem Unterschied, daß sie vermutlich gegenüber der aztekischen Rationalität nicht siegreich gewesen wäre. Nicht die Grausamkeit kennzeichnet die moderne Vernunft (das wäre die falsche Romantik derer, die zurück wollen), sondern ihre Wendigkeit und Anpassungsfähigkeit, ihr instrumenteller Charakter.

---

[8] J. Habermas, Die klassische Lehre von der Politik in ihrem Verhältnis zur Sozialphilosophie, in: Ders., Theorie und Praxis. Frankfurt 1978, S. 48–88, hier: S. 57.

[9] Ebd. S. 60f. Vgl. hierzu auch die Machiavelli-Studien von H. Münkler, insbesondere die von ihm herausgegebene Textsammlung N. Machiavelli, Politische Schriften. Frankfurt 1990 (Dort schreibt Münkler in der Einleitung: So wurde in Machiavellis «politischer Theorie die scholastische bzw. humanistische Ethik aufgelöst in eine Technik erfolgsorientierten, situationsbetonten politischen Handelns» [S. 37].)

Der entfesselten Vernunft, die zum reinen Mittel der «Selbsterhaltung» geworden ist, eignet ein spezifischer Umgang mit dem Anderen: Das und der Andere, Fremde, das Äußere, Neue usw. wird «eingeordnet» – im begrifflichen wie im realen Sinne. Die moderne Vernunft duldet kein Anderes. Sie ist dabei aber nicht – wie häufig unterstellt wird – ignorant gegenüber dem Anderen, sie zermalmt es nicht, etwa weil sie es gar nicht zu erkennen in der Lage wäre, sondern umgekehrt: Sie kann sich das Andere unterwerfen, gerade weil sie es besonders schnell versteht, kennt, durchschaut und sich so verfügbar machen kann. Aus dem Kennen folgt nicht das Anerkennen, sondern im Gegenteil, die Assimilation! Todorov spricht einmal vom «todbringenden Verstehen» (155).

Die Geschichte der Entdeckung Amerikas läßt mich zu der Überzeugung kommen, daß sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts, sagen wir zwischen Colón und Cortés, ein großer Wandel vollzogen (oder eher *offenbart)* hat; ... Seit dieser Zeit hat sich Westeuropa fast 350 Jahre lang bemüht, den anderen zu assimilieren, die äußere Alterität zu beseitigen, und das ist ihm auch weitgehend gelungen. Seine Lebensweise und seine Wertvorstellungen haben sich auf der ganzen Welt ausgebreitet. (...) Die Europäer legen eine bemerkenswerte Wendigkeit und Improvisationsfähigkeit an den Tag, wodurch es ihnen um so leichter gelingt, ihre eigene Lebensweise überall durchzusetzen. Diese Fähigkeit, sich anzupassen und gleichzeitig zu absorbieren, ist wohlgemerkt keineswegs ein universaler Wert, und sie hat eine Kehrseite, die beileibe nicht positiv einzuschätzen ist (292f.)

In einer solchen Analyse der modernen Vernunft gibt es bemerkenswerte Parallelen zu anderen Versuchen, die europäische Entwicklung von der in ihr wirksamen spezifischen Vernunftauffassung her zu begreifen. Exemplarisch sei auf die «Dialektik der Aufklärung» von *Max Horkheimer* und *Theodor W. Adorno* verwiesen. Gleich zu Beginn lautet die Grundcharakterisierung der in der Aufklärung wirkmächtigen, neuzeitlichen Vernunft: «Was anders wäre, wird gleichgemacht.»[10] «Der Furcht wähnt er (der Mensch) ledig zu sein, wenn es nichts Unbekanntes mehr gibt ... Es darf überhaupt nichts mehr draußen sein, weil die bloße Vorstellung des Draußen die eigentliche Quelle der Angst ist» (22). Um dieses Ziel zu erreichen, muß die Vernunft von präformierenden Traditionen wie von allen inhaltlichen Bestimmungen gereinigt werden. «Vernunft ist das Organ der Kalkulation, des Plans, gegen Ziele ist sie neutral, ihr Element ist die Koordination.» (95) «Sie ist zur zwecklosen Zweckmäßigkeit geworden, die eben deshalb sich in alle Zwecke spannen läßt.» (96) Horkheimer hat hierfür die Bezeichnung «instrumentelle Vernunft» eingeführt. Der ungeheuren Effizienz dieser Vernunft steht ihr normativer Relativismus gegenüber. Horkheimer und Adorno pointieren dies in einem berühmt gewordenen Satz aus ihrer de-Sade- und Nietzschedeutung: «Die Unmöglichkeit, aus der Vernunft ein grundsätzliches Argument gegen den Mord vorzubringen, nicht vertuscht, sondern in alle Welt geschrien zu haben, hat den Haß entzündet, mit dem gerade die Progressiven Sade und Nietzsche heute noch verfolgen.» (127) Bei Todorov ist dies so formuliert:

Es offenbart sich nicht eine primitive Natur, die in jedem von uns schlummernde Bestie, sondern ein modernes und sogar zukunftsvolles Wesen, das keine Moral mehr kennt und tötet, weil und wann immer es ihm Spaß macht. Die «Barbarei» der Spanier hat nichts Atavistisches oder Animalisches; sie ist durchaus menschlich und kündigt das Kommen der modernen Zeiten an (175f.).

Erinnerung des Leidens

Inzwischen ist diese Problematik zu einem zentralen Thema nicht nur der philosophischen und gesellschaftstheoretischen, sondern auch der allgemein-politischen Diskussion geworden, hier meist unter der Überschrift einer notwendigen «Selbstbegrenzung». Es ist deutlich geworden, daß sich die Bedrohung durch die instrumentelle Vernunft inzwischen zusätzlich nach *innen* gewandt hat, nicht mehr allein die Natur und die Anderen unterwirft, sondern auch den «modernen Menschen» selbst destruiert. Viele sprechen in diesem Zusammenhang von einem erkennbaren «Tod des Subjekts».

Diese strukturelle Verbundenheit zwischen einer Befreiung der Vernunft aus der Bevormundung und ihrer instrumentellen Reduktion wirft die Frage auf, ob es unter Rückgriff auf ebenfalls in der Moderne entwickelte Traditionen «kritischer Rationalität» (H. Marcuse) oder unter Bezugnahme auf eine lebensweltlich durchgehaltene «kommunikative Rationalität» (J. Habermas) Möglichkeiten gibt, die instrumentelle Vernunft zu nötigen, die Trennung zwischen Zweckmäßigkeit und Zwecksetzung aufzuheben und das Bemühen um eine Unterscheidung der Zwecke (wieder) in ihr Selbstverständnis einzuführen. Hoffnungen werden dabei in der Regel auf die Beschwörung zukünftiger Gefahren gesetzt, auf die handlungsorientierende Imagination von Katastrophen, in die das «Weitermachen» treibt. So formuliert *Hans Jonas* in der Einleitung seines «Prinzip Verantwortung»: «Was kann als Kompaß dienen? Die vorausgedachte Gefahr selber.»[11]

Von der jüdisch-christlichen Tradition her drängt sich noch ein anderer Zugang auf: die Erinnerung des Leidens, die memoria passionis als Einspruch gegen die unablässig voraneilende entfesselte Vernunft. Im Kontext der Politischen Theologie ist mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß die christliche Religion ihrem Wesen nach Erinnerung ist, daß sie eine erinnerungsgeleitete, eine «anamnetische Vernunft»[12] braucht. Diesen anamnetischen Vernunftbegriff kann das Christentum korrektivisch in die gegenwärtige Vernunft- bzw. Modernitätsdiskussion einbringen. Dies aber nicht in apologetischer Selbstsicherheit, denn die anamnetische Vernunft muß sich an zwei Fronten zugleich behaupten: Sie kämpft nicht nur gegen die Geschichtslosigkeit der instrumentellen Vernunft, sondern ebenso gegen die Verdinglichung der Erinnerung im Traditionalismus. Diese letztere Tendenz, die gerade in der Kirche häufig beobachtet werden kann, weist eine gewisse strukturelle Analogie zu der von Todorov rekonstruierten Wirklichkeitswahrnehmung der aztekischen Kultur auf. Gerade um die innovatorische Kraft der Erinnerung des Leidens herauszuarbeiten, ist es von entscheidender Bedeutung, die Differenz zum wiederholungsorientierten, traditionalistischen Gedächtnis zu betonen. Über letzteres schreibt *Christian Duquoc:* «Gedächtnis blendet. Es verführt zum Glauben, das Gegenwärtige sei die ewige Wiederholung des Vergangenen. Es verstellt die Erkenntnis von Veränderungen der Situation. Es verdunkelt die Verlagerungen im Denken. Nur schwer entgeht die Ethik im katholischen Denken dem Zauber des immer Gleichen.»[13] Die Erinnerung des Leidens steht dem schroff entgegen, denn sie klagt die Unabgegoltenheit der Vergangenheit ein, betont die Negativität ihrer Kontinuität, will Veränderung, gerade weil die Wiederholung eben auch die unerträgliche Fortschreibung des Leidens meint. Zum traditionalistischen Gedächtnis gehört bei aller Betonung des Vergangenheitsbezugs paradoxerweise gerade das Vergessen vergangener Leiden, insofern es auf die Fortführung eben der Zustände zielt, die diese Leiden hervorgebracht haben. Aber «vergangene Leiden vergessen heißt den Kräften vergeben, die diese Leiden verursachten – ohne diese Kräfte zu überwinden. Die Wunden, die mit der Zeit heilen, sind auch die Wunden, die das Gift enthalten. Gegenüber dieser Ergebung

[10] M. Horkheimer/Th.W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Frankfurt 1969, S. 18. Die folgenden Zitate sind ebenfalls diesem Buch entnommen, Seitenangaben im laufenden Text.

[11] H. Jonas, Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt 1984, S. 7.

[12] Vgl. J.B. Metz, Anamnetische Vernunft. Anmerkungen eines Theologen zur Krise der Geisteswissenschaften; in: A. Honneth u.a. (Hrsg.), Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung (J. Habermas zum 60. Geburtstag), S. 733–738. O. John, «... und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört». Die Bedeutung Walter Benjamins für eine Theologie nach Auschwitz, Masch. Diss. Münster 1982.

[13] Ch. Duquoc, Ambivalenz im Gedächtnis der Kirche, in: Concilium 26, 1990, S. 23–33; hier: S. 30.

in die Zeit ist die Wiedereinsetzung der Erinnerung in ihr Recht als Mittel der Befreiung eine der edelsten Aufgaben des Denkens.»[14]

So sehr sich traditionalistischer und instrumenteller Vernunftgebrauch ansonsten auch unterscheiden, kommen sie im Vergessen vergangener Leiden überein. Kämpft die anamnetische Vernunft gegenüber dem Traditionalismus um das Ende einer prinzipiellen Priorität der Wiederholung (damit überhaupt erst einmal die Voraussetzungen zur Wahrnehmung und Wertschätzung von Andersheit geschaffen werden können), so versucht sie die herrschaftsdienliche Anpassungsfähigkeit der instrumentellen Vernunft durch die Erinnerung *der* Leiden zu irritieren, die diese Vernunft selbst hervorgebracht hat. Irritation und mögliche Revisionsbereitschaft der instrumentellen Vernunft bedeuten aber wahrscheinlich auch eine Schwächung ihrer spezifischen Stärken, der Anpassungs- und Improvisationsfähigkeit. Todorov kommt am Ende seiner Analysen zu einer recht einfachen Lösung, wenn er sagt:

> Für Cortés führt die Eroberung des Wissens zur Eroberung der Macht. Ich übernehme von ihm die Eroberung des Wissens, will mich aber damit der Macht widersetzen (300).

Es ist aber gerade aufgrund von Todorovs eigenen Analysen, in denen der innere Zusammenhang von Wissensdurst und Machthunger herausgearbeitet wird, fraglich, ob dieser Lösungsvorschlag nicht im schlechten Sinne abstrakt ist. Wenn das Durchschauen des Anderen ungebremst weitergefördert wird, wer hält es davon ab, den so Durchschauten zu dominieren? Vielleicht ist der Preis einer erinnerungsbestimmten Selbstbesinnung der Vernunft eine geringere Fähigkeit, den Anderen zu *kennen*, ihn zu *durchschauen*, aber verbunden mit einer größeren Fähigkeit, ihn in seinem Anderssein *anzuerkennen*.

Es geht also nicht allein um die Frage, zu welchem Nutzen die moderne Vernunft eingesetzt wird, sondern auch um die Aufgabe, den in ihr wirksamen Mythos von der Unschuld des Wissensdrangs zu irritieren. Ein Weg dazu ist die Erinnerung des Leidens.

Peter Rottländer, Aachen

[14] H. Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft, (Schriften V). Frankfurt 1979, S. 198. Vgl. auch J.B. Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Mainz 1977, S. 161–180; besonders S. 169–172.

Rumänien: Kultur heute

Dr. *Ion Stoica*, Bibliothekswissenschaftler und Dichter[1], mit dem *Albert von Brunn* das folgende Interview für *Orientierung* geführt hat, ist Direktor der Zentral- und Universitätsbibliothek (BCU) in Bukarest. Diese Bibliothek, die in der rumänischen Hauptstadt unter dem Namen «Bibliothek der Stiftungen» *(Biblioteca Fundatiilor)* bekannt ist, gehört zu den Opfern der Rumänischen Revolution vom Dezember 1989.[2]

O: Darf ich Sie bitten, mir kurz die Geschichte Ihrer Bibliothek zu schildern?

S: Die Zentral- und Universitätsbibliothek wurde gegen Ende des letzten Jahrhunderts gegründet, genauer gesagt im März 1891, in der Hauptstadt eines modernen Rumänien, das kurz zuvor die Unabhängigkeit erlangt hatte. Die Universitätsjugend wie auch die gesamte kulturelle Gemeinschaft nahm die neue Institution mit Interesse auf, die wegen der Qualität ihrer Sammlungen, der günstigen Studienbedingungen, der fachlichen Kompetenz ihrer Bibliothekare und der Schönheit ihrer Gebäulichkeiten – entworfen vom französischen Architekten Paul Gottereau – besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Große Persönlichkeiten des rumänischen Kulturlebens – Gelehrte und bekannte Sammler – beschenkten die BCU großzügig mit Beständen aus ihren Privatbibliotheken und bereicherten so die Bibliothek mit Arbeiten namhafter Wissenschaftler, die für die Geschichte der rumänischen Kultur von großer Bedeutung sind. Unter diesen Förderern muß Titu Maiorescu (1840–1917) erwähnt werden, einer der Vorkämpfer der modernen rumänischen Kultur, Literaturkritiker und Philosoph, aus dessen Privatbesitz die Bibliothek mehr als 5000 Bände übernommen hat, von denen viele Anmerkungen und Lesenotizen enthalten, die für die genaue Erschließung der intellektuellen Biographie des Essayisten Titu Maiorescu von unschätzbarem Wert sind. Ebenfalls durch Schenkung sind 52 Bände aus der Bibliothek des Nationaldichters Mihai Eminescu (1850–1889) in die Sammlungen der BCU überführt worden, die bis 1896 im Besitz seines Bruders, Hptm. Matei Eminescu, verblieben waren. Die Zahl der Donatoren ist beeindruckend.

Im Zuge der Modernisierung des Bibliothekswesens in Rumänien war die Zentral- und Universitätsbibliothek stets eng verbunden mit den Modernisierungsprozessen im Bibliothekswesen. Hier wurde zum ersten Mal in Rumänien das System der Dezimalklassifikation eingeführt, die Übermittlung der Bestellungen in Außenlager per Rohrpost, hier wurde der Grundstein gelegt für die methodologische Ausbildung der Bibliothekare im höheren Schuldienst, um nur einige der Leitlinien und Direktiven zu erwähnen, die von dieser großen kulturellen Institution Rumäniens ausgingen. Dank der direkten Zugehörigkeit der BCU zum Erziehungsministerium hat die Bukarester Zentral- und Universitätsbibliothek mit der Zeit eine große Autorität in einem breiten Aktionsradius erlangt, die auch einzelne Aufgaben auf nationaler Ebene umfaßte. Die wichtigste dieser Aufgaben betrifft die Unterstützung ausländischer Universitäten mit Dokumentations- und Informationsmaterial im Rahmen der hochschulinternen Studienprogramme zum Thema Rumänien (Sprachkurse, Literatur, Geschichte und Zivilisation Rumäniens).

Die Geschichte der Bibliothek ist reich an berühmten Namen aus der rumänischen Kultur, die dort im Laufe des vergangenen Jahrhunderts als Bibliothekare gearbeitet haben. Ich erwähne hier den Volkskundler Gh. Dem. Teodorescu (1849–1900), den Psychologen Constantin Rădulescu-Motru (1868–1954), den Kunsthistoriker Alexandru Tzîgara-Samurcaş (1872–1952), den Philosophen Mircea Florian (1888–1960), den Dichter Ştefan Octavian Iosif (1875–1913), den Bibliothekswissenschaftler Mircea Tomescu u. a. m. Der Wert ihrer Sammlungen, die Qualität der angebotenen Studienbedingungen und die Kompetenz ihrer Bibliothekare machen die BCU/Bukarest zu einer bedeutenden kulturellen Institution, die aktiven Anteil hat am geistigen Austausch und dem allgemeinen Fortschritt des universitären Lebens in der rumänischen Hauptstadt.

O: Welche Auswirkung hat die Zerstörung der Zentral- und Universitätsbibliothek? Wie hat sich das alles zugetragen?

S: Die Zerstörung der BCU/Bukarest im Zuge der Ereignisse vom Dezember 1989 war eine Tragödie für die Kultur des Landes, die ein für allemal aus dem geistigen Horizont Kenntnisse, Schätze und Werte verbannt hat, die wohl niemals wieder zu rekonstruieren sein werden – Bücher, Zeitschriften, Handschriften, Briefe –, Zeugnisse des Strebens nach Vervollkommnung, Wahrheit und Schönheit großer Geister. Die genauen Umstände der Zerstörung waren bedingt durch die komplexe Lage, die in den ersten Tagen nach der Revolution

[1] Es gibt eine Anthologie in Englisch: Ion Stoica, Gates of the Moment (transl. Brenda Walker and Andrea Deletant), Forest Books, London 1984.

[2] Daß die heutige Lage unterschiedlich beurteilt wird, beweisen zwei Neuerscheinungen zur Revolution in Rumänien, auf die wir hier ergänzend hinweisen möchten: Annelise Ute Gabanyi, Die unvollendete Revolution. Rumänien zwischen Diktatur und Demokratie. Piper (aktuell 127), München 1990. (Die Autorin gilt als Rumänien-Expertin bei der deutschen Bundesregierung und arbeitet am Südostinstitut in München.) Antonia Rados, Die Verschwörung der Securitate, Rumäniens verratene Revolution. Hoffmann und Campe, Hamburg 1990. (Die Autorin ist durch ihre Reportagen am ORF bekannt.)

500 JAHRE NACH DER ENTDECKUNG AMERIKAS: "EUROPÄISCHER KREUZWEG"

Der 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas hat - nicht nur in der Kirche - heftige und nicht immer ergiebige Diskussionen darüber ausgelöst, ob das Gedenkjahr angesichts der Schattenseiten der europäischen Eroberung und Kolonialisierung wirklich Anlaß zum Feiern bietet (s. S. 8). Der "Ökumenische Ausschuß für Indianerfragen in Amerika", eine gemeinsame Einrichtung des Deutschen Katholischen Missionsrats und des Evangelischen Missionswerks, ist mittlerweile ins Stadium konkreter Planungen eingetreten: Pfingsten 1992, also ein halbes Jahr vor dem historischen Datum der Ankunft des Kolumbus in Amerika (12. Oktober 1492), soll "in der Mitte Europas", und zwar in der Umgebung des nationalsozialistischen Arbeitslagers Flossenbürg/Oberpfalz, ein "europäischer Kreuzweg" stattfinden.

Dieser Kreuzweg soll an die schuldhafte Verstrickung europäischer Christen in die gewaltsame Kolonialisierung des amerikanischen Kontinents erinnern, so der Generalsekretär des Katholischen Missionsrates, P. Wolfgang Schumacher. Mit dem Kreuzweg an einen Ort des Grauens und des Todes solle deutlich gemacht werden, daß es auch heute noch Orte auf der Welt gibt, an denen Leben vernichtet wird. "Die 500. Wiederkehr der Invasion europäischer Mächte in dem später Amerika genannten Kontinent und - in deren Gefolge - die invasionsartige Einwanderung von Europäern besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat bis in die Gegenwart ungeheures Leid über die bodenständige, indianische Bevölkerung gebracht", heißt es in einem Arbeitspapier des Indianerausschusses. Daher fordere ein Gedenken des Jahres 1492 als Beginn der europäischen kolonialen Expansion und des von Europäern zu verantwortenden kontinentweiten Unterdrükkungs- und Vernichtungsprozesses von Christen "eine Würdigung, die sich dem Urteilsspruch des Evangeliums zu unterwerfen hat und die dem Anspruch des Evangeliums für Gegenwart und Zukunft gerecht werden muß". Das Begegnungsmuster "Invasion" zwischen den Völkern beider Kontinente gelte bis heute. - Der Indianerausschuß führt insbesondere Beispiele aus Nordamerika an: 100 Jahre nach dem Massaker von Wounded Knee müßten sich in den US-Staaten von Wyoming, Montana und Dakota 15 Stämme gegen die US-Forstverwaltung zur Wehr setzen, die aus heiligen Orten der Indianer eine Touristenattraktion machen wollten. Auch sollten in den USA nach Gesetz Nr. 93/531 rund 10.000 Navajo-Indianer das ihnen zugewiesene Land wieder verlassen, um es den Hopi-Indianern zurückzugeben. So wolle die US-Regierung "unter gegenseitiger Ausspielung" zweier Völker, die Opfer ihrer Indianerpolitik geworden seien, 100 Jahre Politik korrigieren. In Kanada setze die Regierung in der Stadt Oka Militär ein, um gegen den Widerstand der Mohawk-Indianer den städtischen Golfplatz um das Gelände des Indianerfriedhofs erweitern zu können. Fazit des Indianerausschusses: Während die heutigen Regierungen beider Amerika sich auf die Werte des Christentums beriefen, mißachteten sie vor allem in der Praxis kontinentweit die grundlegenden Rechte der eigentlichen Amerikaner. Im Gegensatz zu Regierungen und breiten Teilen der Gesellschaft stünden jedoch die meisten Kirchen zu ihrer Verantwortung für die Gegenwart.

Flossenbürg als Ort der Sternwallfahrt und des Kreuzweges war nicht unumstritten; doch sind sich die Veranstalter der Problematik bewußt, die sich mit der historischen Parallele stellt. In Flossenbürg sei während des Dritten Reiches "Vernichtung durch Arbeit" praktiziert worden. Dort arbeitete der von Papst Johannes Paul II. seliggesprochene französische Buchdrucker Marcel Callo, und der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer wurde hier hingerichtet. Parallelen zum Schicksal der Indianer lägen "auf der Hand", so der Indianerausschuß: Sie seien zu Untermenschen erklärt worden; "Ermordung, Sklaverei, Ausbeutung und Vertreibung an Menschen anderer Rassen werden im gesellschaftlichen Bewußtsein der Weißen als notwendige Opfer für ihre Selbstverwirklichung oder für sogenannte übergeordnete Ziele politischer Art hingenommen, keineswegs nach christlichem Verständnis als himmelschreiende Sünden verstanden".

Mit der Gestaltung von Kreuzweg und einem ebenfalls vorgesehenen ökumenischen Gottesdienst im Steinbruch von Flossenbürg sowie durch die Auswahl der einzuladenen Gruppen (Jugendverbände, Menschenrechtsgruppen, Pax Christi, das Ökumenische Netz Bayern etc.) wollen die Veranstalter sicherstellen, daß Sinn und Zweck des Unternehmens - Besinnung auf die Vergangenheit und die Verpflichtung, in Zukunft für die unantastbare Würde anderer Völker und Rassen einzutreten - nicht verlassen werde. Die katholische und die evangelische wie auch die politische Gemeinde am Ort haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt. Es wird mit einer Beteiligung von mehreren tausend Menschen gerechnet. (726)

In: "Orientierungen" Nr. 19
55. Jhg., 15. 1o. 1991.

500 Jahre Christentum in Lateinamerika

Herausforderungen einer nachkolonialen Evangelisierung

Die indianischen Völker fragen heute die Kirchen, warum bei der Evangelisierung Lateinamerikas so wenig Rücksicht auf autochthone Kulturen und Geschichte genommen wurde. Kann man denn den Anspruch erheben, einem Volk die Frohe Botschaft Jesu Christi zu verkünden, und ihm gleichzeitig das Vergessen seiner Traditionen abverlangen? Gibt es heilsgeschichtlich relevante Geschichte und Kultur nur in der jüdisch-christlichen Tradition?

Freilich gab es Missionare, die der Vergangenheit der von ihnen evangelisierten Völker große Aufmerksamkeit geschenkt haben. Aber sie taten dies wie Ärzte, die Krankheiten ihrer Patienten erforschen, um diesen dann die richtige Medizin verordnen zu können. Und die Krankheit der Indios war ihre «falsche Religion». Die Missionare bezeichneten die Religion der Indios kurzweg als Götzendienst, den sie durch die «wahre Religion» heilen wollten. So jedenfalls hat sich der franziskanische Ethnohistoriker *Bernardino de Sahagún*, um die Mitte des 16. Jahrhunderts in seinem umfangreichen Geschichtswerk gerechtfertigt. Im Prolog zu seiner *Historia General* erläutert er sein Interesse für die religiöse Vergangenheit der Indios. Viel schwerwiegender als die Sünden der Trinkerei, des Diebstahls und der Unzucht, so Sahagún, sei vor allem der Götzendienst zu bewerten:

«Der Arzt kann dem Kranken die Medizin nicht richtig verordnen, wenn er nicht vorher weiß, um welche Art von Krankheit und Ursachen es sich handelt. (...) Die Missionare, welche das Evangelium predigen und die Beichten hören, sind Seelenärzte. Um die geistlichen Krankheiten zu heilen, ist es notwendig, daß sie Erfahrung haben mit geistlichen Heilmitteln und Krankheiten.»[1]

Ein theologisch so unverdächtiger Zeuge wie *Kolumbus* dagegen beschrieb die Indios wie «anonyme Christen». In einem Bericht an die spanischen Könige ist nachzulesen, wie Kolumbus in der Weihnachtsnacht des Jahres 1492 mit seinem Schiff auf eine Sandbank aufgelaufen war. Indios der Umgebung halfen ihm spontan, das Schiff zu entladen. Dann ging das Schiff etwas weiter entfernt vom Ufer neu vor Anker. Die Indios brachten alle Waren wieder an Bord. Der Häuptling hat die ganze Arbeit umsichtig überwacht und versuchte die Spanier über das Mißgeschick zu trösten. Kolumbus, der über diese Hilfsbereitschaft sehr erstaunt war, berichtete darüber an den spanischen Hof:

«Sie sind so liebenswürdig und ohne Habsucht und bereit zu allen Dingen, daß ich Euren Hoheiten bestätige, daß es, wie ich glaube, auf der Welt keine besseren Leute und kein besseres Land gibt. Sie lieben ihre Nächsten wie sich selbst und haben eine äußerst ruhige und liebenswürdige Weise, miteinander zu sprechen und sind immer zum Scherzen aufgelegt.»[2]

Wo bleibt da die missionarische Legitimität für die «Umerziehung», wenn Indios, auf Grund ihrer «falschen Religion», ihre Nächsten lieben wie sich selbst, spanische und portugiesische Eroberer aber, auf Grund oder trotz ihrer «wahren Religion», ihre Nächsten ausbeuten und versklaven? Viele «Samenkörner des Gotteswortes»[3], in allen Völkern, Kulturen und Religionen präsent, sind da nicht bei den heidnischen Völkern, sondern bei der missionarischen Kirche auf steinigen Grund gefallen. Sie hat indianische Kulturen und Religionen wie ausgediente Einwegflaschen behandelt und – noch ganz mittelalterlich – die Neue Welt über die alten spanisch-portugiesischen Leisten gezogen. Das aufgezwungene Vergessen, das bis heute seine Spuren hinterlassen hat, war für die indianischen Völker eine traumatische Erfahrung. Zeugen der militärischen und religiösen Verwüstung Lateinamerikas aus dem Volk der Mayas haben diese Erfahrung in einer Chronik aufgezeichnet:

«Sie haben uns christianisiert, aber dabei haben sie uns von der einen auf die andere Seite getrieben wie Tiere (...). Die Musterchristen kamen hier mit dem wahren Gott an. Aber dieser war der Beginn unseres Elends, der Beginn unserer Steuern, der Beginn der Bettelei (...), der Beginn der Auseinandersetzungen mit Feuerwaffen, (...) der Beginn der Vertreibung aller, der Beginn der Sklaverei (...).»[4]

Die Wunden der Conquista sind bis heute nicht vernarbt. Lateinamerika ist noch in vieler Hinsicht ein besetzter und kolonisierter Kontinent. In den Schulen und Universitäten lernen die Studenten, wer Ödipus, wer Romulus und Remus waren, aber die traditionsstiftenden und lebensdeutenden Mythen der eigenen Vergangenheit kennen sie kaum. Indianische Pastoralträger haben auf einem kontinentalen Treffen in Ecuador dramatisch auf die offenen Wunden der Conquista hingewiesen. Sie beklagen ihren Identitätsnotstand zwischen indianischer Herkunft und Kolonialstrukturen des Christentums:

«Wir tragen so viele uns von außen umgehängte Lumpen am Leib, daß wir weder diese Lumpen sind, noch wissen, was darunter steckt. (...) Wir fragen uns: Warum mußte das so kommen? Warum mußten wir das aufgeben, was wir waren, um Christen, um Ordensleute zu sein oder um unsern christlichen Glauben zu leben? Warum dürfen wir Gott nicht auf gleiche Weise loben, wie es unser Volk tut, sogar mit dem gleichen Namen? Warum hat man uns eine gewisse Abscheu der indianischen Religion gegenüber eingebleut? Manchmal sind wir die schlimmsten Feinde unseres Volkes.»[5]

---

[1] Bernardino de Sahagún, Historia general de las cosas de Nueva España. 4 Bde, México 1981; hier Bd. I, Prologo, S. 27.
[2] Bartolomé de Las Casas, Historia de las Indias. México 1981, Bd. I, S. 279.
[3] Das von Justinus (gest. um 165) aus der Philosophenschule der Stoa übernommene Paradigma der «Samenkörner des Gotteswortes» (logoi spermatikoi), bei dem es um die Präsenz Gottes in allen Kulturen geht, wurde nach langer Vergessenheit vom Konzil wieder in die Theologie eingeführt (vgl. Ad gentes, 11; Lumen gentium 17; Dokumente von Medellín, Pastoral Popular, 5; Evangelii nuntiandi, 53).
[4] Chilam Balam de Chumayel, in Miguel León Portilla, El reverso de la conquista. México 1985, S. 84 und 86.
[5] Das auf dem 2. Ökumenischen Kurs für Indiopastoral in Cayambe (Ecuador) im Jahre 1986 verfaßte Dokument «Podemos hablar – Können wir sprechen?» kann nachgelesen werden in: Orientierung 51 (1987) S. 123.

Macht und Vergessen

Warum haben Christen, im Namen des Evangeliums, traurige Gesichter in den Indiodörfern hinterlassen? Haben sie Gottes Wort falsch verstanden, Nachfolge aufgeschoben, das Neue Gebot vergessen und aus dem Reich Gottes ein Kolonialreich gemacht? Was die Kirche den Geringsten tut, das fügt sie immer – im guten wie im schlechten – dem Leib Christi, also sich selbst zu. Das den Indios im Missionsprozeß abverlangte Vergessen ihrer eigenen Traditionen hat in der Kirche selbst Vergeßlichkeit hervorgerufen. In der Fixierung auf das für richtig erachtete Ziel wurden die friedlichen Wege und Mittel oft als zweitrangig erachtet. Aber Jesus hat sich nicht mit einer Zielgerade verglichen, sondern mit einem *Weg* (Joh 14, 6). Und der Messias kam nicht als Kriegsherr, sondern als *Friedensfürst* (Jes 9, 6; Eph 2, 14).

In seinem Traktat *Über die Bekehrung der Indios* forderte der erste Jesuitenprovinzial Perus, *José de Acosta*[6], die Bekehrung der Indios, auch wenn dies gegen ihren Willen sein sollte:

«Auch wenn sie Widerstand leisten, dürfen sie nicht verlassen werden, denn sie rebellieren gegen ihr Wohl und Heil und entbrennen vor Wut gegen ihre Ärzte und Lehrer. Sie müssen mit der nötigen Gewalt und Macht gebändigt werden. Man muß sie zwingen den Urwald zu verlassen und in Dörfern zu wohnen. Selbst gegen ihren Willen müssen sie zum Eintritt ins Himmelreich gezwungen werden.»[6]

Seit den *Retractationes* des Augustinus legitimieren Theologen und Missionare immer wieder Gewaltanwendung mit dem «nötige sie hereinzukommen» aus dem Gleichnis vom Gastmahl (Lk 14, 23). Mission ist hier nicht der Beginn eines Dialogs oder eine Einladung zum eschatologischen Gastmahl (Mt 22) mit reservierten Plätzen (Joh 14, 2f.) Missionspraxis wird da zum Rippenstoß unter Trittbrettfahrern. Die Freuden an der Mitfahrt – Eintritt ins Gottesreich – machen die Prügel auf dem Weg und die Püffe an der Tür des überfüllten Omnibusses zu Wohltaten oder kleinen Betriebsunfällen. Schon Thomas von Aquin (gest. 1274) gab zu bedenken, daß körperliche Züchtigung der Häretiker, wo sie zu deren Bekehrung führt, als eine Wohltat zu betrachten sei.[7]

Das im Umgang mit Häretikern und sog. Glaubensfeinden gebrauchte argumentative Waffenarsenal des Mittelalters wurde bei der Conquista Amerikas unterschiedslos auf die friedlichen, in ihren Dörfern lebenden Indios übertragen. Das Feindbild der Reconquista und der mittelalterlichen Glaubenskriege legitimierte den Angriffskrieg gegen die «heidnischen» Ureinwohner Amerikas. Aus dem heiligen Jakobus, dem im Befreiungskampf gegen die muslimischen Mauren angerufenen «Maurentöter», wurde in Amerika der Heilige der Unterwerfungsfeldzüge gegen die Indios. Zahlreiche Legenden berichten, wie Jakobus, der Indiotöter (*Santiago o Mataindios*), bei vielen aussichtslosen Schlachten auf einem weißen Pferd wie ein apokalyptischer Reiter erschienen sei und die Kriegswende für die Spanier herbeigeführt habe.[8] Die zahlreichen «Santiago» geweihten Städte Spanisch-Amerikas sind Zeugen solcher Angriffskriege, die mit der religiösen Rückendeckung des spanischen Nationalheiligen geführt wurden. Der Missionar verstand da sein Handwerk als Feldkaplan und Kreuzzugsprediger. Auch er betrachtete sich als einen apokalyptischen Reiter: «Aus seinem Munde geht ein scharfes Schwert hervor, daß er mit ihm die Nationen niederschlage, und er wird sie mit eisernem Stabe weiden, und er selbst tritt die Weinkelter des Grimmes, des Zornes Gottes, des Allherrschers» (Apk 19, 15).

[6] José Acosta, De procuranda indorum salute (1576), in: Obras del padre José de Acosta. Ed. Atlas (BAE, 73). Madrid 1954, S. 393.
[7] «Sunt etiam corporaliter compellendi», in : Summa theologica II² II^ae, q. 10, a. 8.
[8] E. Choy, De Santiago matamoros a Santiago mata-indios, in: Antropologia e historia (1). Ed. Universidad Nacional Mayor de San Marcos, Lima 1979.

José de Anchieta (1534–1597), einer der ersten Jesuitenmissionare Brasiliens, dessen Heiligsprechungsprozeß vor dem Abschluß steht, konnte am 14. April 1563 an seinen Ordensgeneral, *Diego Lainez*, berichten: «Für diese Art von Leuten gibt es keine bessere Predigt als Schwert und eiserne Rute, (...) denn es ist notwendig, daß sich das «nötige sie hereinzukommen» erfülle» (vgl. Ps 2, 9 u. Lk 14, 23).[9] Yves Congar hat gezeigt, wie im Laufe der Kirchengeschichte zur Rechtfertigung von Macht und Gewalt gegen sog. Glaubensfeinde immer wieder auf einen Vers aus der Berufungsgeschichte des Propheten Jeremia verwiesen wurde: «Ich gebe dir heute Macht über Völker und Reiche, um aus- und einzureißen, zu vernichten und in Trümmer zu legen, aufzubauen und einzupflanzen» (Jer 1, 10).[10] Ganz in dieser Perspektive einer religiös legitimierten Gewaltanwendung wurde dann auch die Sklaverei zur biblisch begründbaren «christlichen Wohltat». Das Buch Genesis bezeichne die Sklaverei der Nachkommen Hams zwar als Fluch (Gen 9, 18ff.), sei aber – so wurde argumentiert – ein Teil der aus der Sintflut hervorgegangenen Menschheit sei eben der schicksalshafte Träger dieses Fluches. Auch im Neuen Testament sei vom Christen Philemon nicht gefordert worden, seinen flüchtigen und nun getauften Sklaven Onesimus freizulassen. Paulus habe ja Onesimus wieder seinem Herrn Philemon zurückgeschickt (vgl. Phm 8 ff.; Kol 4, 9). Und schließlich habe der Apostel Petrus die Sklaven ermahnt, sich «aus Liebe zu Gott» ihren Herren zu unterwerfen – «nicht nur den guten und vernünftigen, sondern auch den launenhaften» (1 Petr 2, 18). So pries der Jesuitenprovinzial *Antonio Vieira*, der sich übrigens leidenschaftlich für die Freiheit der Indios einsetzte, die Sklaverei von Afrikanern in Brasilien als «großes Wunder göttlicher Vorsehung und Barmherzigkeit». Den Sklaven einer Zuckermühle in Bahia predigte er im Jahre 1633:

«Oh, wenn doch die Schwarzen, die aus der Wildnis ihres Äthiopiens herausgeholt und nach Brasilien gebracht wurden, recht erkennten, wie sehr sie Gottes und ihrer heiligsten Mutter Schuldner geworden sind durch das, was als Verbannung, Gefangenschaft und Unglück erscheinen könnte, aber in Wirklichkeit ein Wunder, ein großes Wunder ist! Sagt mir: eure Eltern, die in der Finsternis des Heidentums geboren sind und in ihr leben und ihr Leben beenden ohne das Licht des Glaubens und ohne Gotteskenntnis – wohin kommen sie nach dem Tode? Alle (...) kommen sie in die Hölle, und dort brennen sie jetzt und werden brennen für alle Ewigkeit.»[11]

Als die Kirche und die religiösen Orden vergessen hatten, daß der Auftrag des Herrn lautete, *Gefangene zu befreien* (Lk 4, 18 f.) und nicht *Freie zu versklaven*, da wurden sie selbst zu Sklavenhaltern. Im Jahre 1775 hatten die Klarissen von Salvador da Bahia zum Beispiel 290 Sklavinnen, 40 freigelassene Sklavinnen und 8 Sklaven.[12] Und ein zur Befreiung der Sklaven gegründeter Orden, die Mercedarier, wurde selbst zum Sklavenbesitzer. Als sie im Jahre 1794 aus der Provinz Pará vertrieben wurden, da gehörten zu ihren vom Staat eingezogenen Gütern auch 375 Sklaven.[13] Nahezu alle Orden in Brasilien waren, bis kurz vor der offiziellen Abschaffung der Sklaverei, im Jahre 1888, Sklavenbesitzer. Und viele religiöse Gemeinschaften hatten noch bis zum Konzil statutarische Beschränkungen für die Zulassung von Schwarzen in den Ordensstand.

Das anderen Völkern zugemutete Vergessen ihrer Kultur und

[9] S. Leite, Hrsg., Cartas dos primeiros Jesuítas do Brasil. Bd. 3, São Paulo 1954, S. 554.
[10] Y. Congar, Ecce constitui te super gentes et regna (Jer 1, 10) in Geschichte und Gegenwart, in: J. Auer/H. Volk, Hrsg., Theologie in Geschichte und Gegenwart. (Festschrift für M. Schmaus). Münster 1957, S. 671–696.
[11] Antônio Vieira, Sermão décimo quarto (1633), in: Sermões. Bd. 4, Tomo II, Nummer 6, S. 301.
[12] Vgl. R. Azzi/M. V. Rezende, A Vida religiosa feminina no Brasil Colonial, in: R. Azzi, Hrsg., A Vida religiosa no Brasil. (Cehila), Ed Paulinas, São Paulo 1983, S. 50.
[13] Vgl. E. Cruz, Mercedários no Pará, in: Revista de Cultura do Pará II/6–7 (Januar–Juni 1972) S. 97–104, hier S. 103f.

nderen Völkern zugemutete Vergessen ihrer Kultur und hichte ist immer auch ein Symptom innerkirchlicher Verhkeit. Die Bemächtigung und Zerstörung fremder Traen ist selbst ein magisch-götzendienerischer Akt. Magie ein Gedächtnis und kennt keine Geschichte. Auch Heilsittlung gegen den Willen der Beteiligten kommt über den lskreis der Magie nicht hinaus. Beim rechthaberischen um die Authentizität der Inhalte kann man vom rechten auf eine krumme Tour kommen. Im historischen Andenissionarischer Präsenz in Lateinamerika steckt die Chanr Umkehr und eine zarte Wurzel der Hoffnung für die mtkirche.

konziliare Kirche auf dem Prüfstand

Zweite Vatikanische Konzil hat viele missionarische Im- gegeben. Praktisch in allen Dokumenten des Konzils n wir auf bis heute noch nicht eingelöste Anregungen für nachkoloniale Evangelisierung. Vatikanum II war ein il des Dialogs, ein Konzil behutsamer Bekehrungspädk und Übersetzungsstrategien. Auch eine neue Inkulturspraxis kann sich auf Konzilstexte berufen, die beispielsdavon ausgehen, daß es für die Kirche keine Normkultuibt (Gaudium et spes, 42 u. 58; Evangelii nuntiandi, 20). h sieht auch das Konzil noch viele kirchliche und weltliobleme mit einer abendländischen Brille. Stets war die Welt der Ausgangspunkt für den missionarischen Einhat dafür die theologischen Muster geliefert, die Einhalliturgischer Normen angemahnt und die Ämterstruktuestimmt.

e sind bisweilen auch andere Töne zu hören: «Mission keine Einbahnstraße sein», sagt die letzte Generation päischer Missionstheologen; «in einigen Jahrzehnten werwir von euch missioniert werden», meinen einige resite Pfarrgemeinderäte. Lateinamerika-Wallfahrer, die Basisgemeinden erlebt haben und mit den letzten Indios ein Interview machen wollten, gestehen oft voll Bewunng: «Einen solchen Glauben haben wir in Israel (sprich: pa!) nicht gefunden» (Mt 8,10). «Aber», so sagen sie ganz zu Recht, «leider kann man eure Verhältnisse nicht lie unseren übertragen.» Man kann dies selbst innerhalb pas nicht. In der französischen Bannmeile können wir mit Missionserfahrungen aus dem Bayerischen Wald umdoktern». Weit komplizierter gestaltet sich dieses umdoktern», wo wir das in einer dominierenden Kultur pflanzte Evangelium einem Indiostamm am Amazonas ie einzig mögliche Gestalt des Evangeliums verkünden. dies geschieht, handelt es sich um eine neue Art der nisation. *Johannes XXIII* hat in seiner Enzyklika *Pacem ris*, vom Jahre 1963, die Entkolonialisierung als ein «Zeider Zeit» benannt. Entkolonialisierung heißt nicht nur ische Selbstbestimmungsrechte zurückgewinnen. Entkolisierung der Dritten Welt heißt vor allem die identitätsörende, kulturelle Fremdbestimmung abschütteln.

christianisierten Völker Lateinamerikas machen heute uf aufmerksam, daß der koloniale Übertragungsprozeß keineswegs zu einem Abschluß gekommen ist: «Ihr er- uns jetzt zwar», so meinen sie, «die jeweiligen Gechsanweisungen in unseren Muttersprachen zu lesen, die Baupläne der nachkonziliaren Kirche liegen doch in euren Panzerschränken.»

sie sagen dies aus vielen Gründen. Zunächst leiden sie noch an den traumatischen Erfahrungen der mit der Conta verschwisterten Erstmission. Selbst wenn es jedoch der n Christianisierung Lateinamerikas gelungen wäre, sich allen an Indios verübten Gewalttaten zu distanzieren und ie Freiheit der afrikanischen Sklaven prophetisch einzun, dann bliebe doch der Makel einer an Kulturtransfer ndenen missionarischen Vermittlung. Aber selbst wenn ion weder von einer historischen noch von einer kulturellen Hypothek belastet wäre, müßte sie sich doch der Gretchenfrage stellen: «Wie haltet ihr es heute in Europa mit der Religion?» Administrativer Eifer europäischer Kirchenbehörden kann nicht über die Glaubensverflachung der in ihrer unmittelbaren Nähe lebenden Christengemeinden hinwegtäuschen.

Welche Gute Nachricht könnte für ein Land der Dritten Welt aus dem nordatlantischen Bereich kommen? Aufnahme in den europäischen Markt? Tilgung der Auslandsschulden? Wie geht man in Europa mit Menschen aus der Dritten oder Vierten Welt um? Mit politischen Flüchtlingen, zum Beispiel, mit Gastarbeitern wie den Türken? Und wie werden in Nordamerika die Nachfahren der Negersklaven behandelt? Gehört Rassendiskriminierung der Vergangenheit an? Die Gleichzeitigkeit weltweiter Kommunikation macht uns heute mehr denn je für das Ganze der Welt verantwortlich. Wir sind alle zu Nachbarn und Augenzeugen auf Weltebene geworden, die wegen unterlassener Hilfeleistung belangt werden können.

Identitätsprobleme der Weltkirche

Im Laufe der Geschichte gab es immer Außenseiter, die ähnlich gefragt haben. Es gab sie zu allen Zeiten, in allen Kontinenten, in allen Orden, unter Bischöfen und Laien. Es gab sie bei den Dominikanern *(Antonio Montesinos, Bartolomé de Las Casas)*, bei den franziskanischen Gruppierungen *(Francisco José de Jaca, Epifanio de Moirans)*, bei den Jesuiten *(Pedro Claver, Friedrich von Spee)*. Als Außenseiter repräsentieren sie jedoch nicht den kirchlichen Alltag. Sie können daher nicht so ohne weiteres als Zeugen für den «steten Kampf der Kirche für Freiheit und Gerechtigkeit» abgerufen werden. Die Erbse der Prophetie und des Protests im abendländischen Schuh hat das Hinweggehen über die Geschichte der Anderen zwar beschwerlicher gemacht. Aber man darf die Erbse nicht mit dem Schuh verwechseln ...

Auch die wichtige Solidaritätsbewegung der Ersten Welt, die durch ihr alternatives soziales Engagement Geschichte und Gegenwart gegen den Strich zu bürsten versucht – ist sie repräsentativ für die europäische Wirklichkeit? Und dann ist noch einmal zu fragen, ob soziale Solidarität mit der Dritten Welt nicht von der noch viel wichtigeren kulturellen Solidarität ablenkt. Wird der weltkirchliche Sozialeinsatz nicht oft kirchenstrukturell und missionsideologisch von einem den Glauben der Kirche an europäische Traditionen bindenden Kulturmonopol unterlaufen? Die Geburt Christi als die Geburt des Lichtes, um nur ein Beispiel zu nennen, kann man nur am Tag der Wintersonnenwende, also am 25. Dezember, dem kürzesten Tag des Jahres in Mitteleuropa, feiern. Warum mutet man Kirchen südlich des Äquators zu, das Weihnachtsfest gerade am längsten Tag des Jahres, am Tag der Sommersonnenwende, zu begehen? Was Gott verschieden gestaltet hat, sollen Menschen nicht gleichschalten wollen ...

Theologen aus den verschiedensten Lagern sagen dann, daß dies ein Problem der Identität des Christentums sei. Man könne die jüdisch-christlichen Traditionen nicht einfach zur Disposition stellen, weil da jetzt «mit der Ungnade der späten Geburt» stigmatisierte, nichtauserwählte Völker mit anderen Traditionen zum Christentum gestoßen sind. Die «Nichtauserwählten» müßten sich in die Traditionen der Auserwählten einpassen. So sei dies immer gewesen. Aus solchen theologischen Vorgaben wird dann stillschweigend die Apologie eines neokolonialen Christentums. Gegen die «wahre Religion», deren Glaubensinhalte nicht ohne ihre kulturgeschichtlichen Ursprünge vermittelt werden können, ist dann kein Kraut plurikulturaler Entkrampfung gewachsen. Wo Christen die Macht hatten, diese Prämissen durchzusetzen, waren oft Glaubenskriege und Intoleranz die Folge.

Im abendländischen Denken verwuchsen Logik, Wahrheit und Glaube oft so sehr mit der abendländischen Kultur, daß die Normativität der Kultur dann die Normativität des Glaubens unterwandert hat. Diese Unterwanderung hat zu einem

zweifelhaften Einheits- und Identitätsbegriff im Christentum geführt. «Das Eine ist das Ganze», lautete das ins Christentum eingewanderte neuplatonische Axiom, das zu einem Einheitsbegriff mit autoritärer Schlagseite geführt hat. Komplementär kommt diesem Einheitsbegriff ein auf Aristoteles zurückgehender *ausschließlicher* Identitätsbegriff zu Hilfe.

Die aristotelische Logik beruht auf dem Satz der Identität (*a* gleich *a*), dem Satz des Widerspruchs (*a* kann nicht gleich *nicht-a* sein) und dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten (*a* kann nicht gleichzeitig *a* und *nicht-a* sein). Aber die Köpfe und Herzen der Menschen funktionieren nicht nach Komputergesetzen. Wer in Lateinamerika, in Afrika oder in Asien lebt, weiß, daß ein *Ja* durchaus auch *Nein*-Untertöne haben kann, und daß ein *Nein* oft auch *Ja*-Charakter hat. Dabei handelt es sich um eine andere kulturelle Logik und nicht etwa um ein Relikt aus archaischen Traditionen.

Es wäre nun zu fragen, ob die Missionare in der Dritten Welt nicht oft zu manichäistisch vorgegangen sind, wenn sie – ein Drittes ausschließend – aristotelisch-bündig die Alternative stellten: entweder Christ oder Heide, entweder wahre Religion und wahrer Gott oder Idolatrie und Götzen, entweder *römisch*-katholisch oder nicht-christlich, ein Drittes gibt es nicht (*tertium non datur*). Warum nicht *guarani*-katholisch oder *maya*-christlich? Ob nicht ein anderer, ein durchlässigerer, einschließlicher Identitätsbegriff, eine dezentralisierte, jedoch weltweit artikulierte Einheitspraxis und ein relationales Wahrheitsaxiom dem Christentum von der Sandbank des Neokolonialismus herunterhelfen könnten? Es wäre doch denkbar, daß die jüdisch-christliche Tradition durch die in anderen kulturellen Kontexten gemachten Gotteserfahrungen bereichert und nicht bedroht wird.

Während in den Naturwissenschaften welteinheitlich gemessen und gerechnet wird, sehen die Grundrechte aller Völker immer größere Räume vor, in denen Gruppen und Individuen ohne Furcht anders sein können als die anderen. Andersartigkeit braucht sich nicht mehr als Nicht-Abartigkeit zu rechtfertigen. Der mit der technologischen Entwicklung verbundene Zuwachs an Universalisierung fördere, so Odo Marquard auf dem XIV. Deutschen Kongreß für Philosophie, notwendigerweise einen Zuwachs an kompensatorischer Pluralisierung und umgekehrt.[14] Ob dieser heute beobachtbare Balanceakt zwischen zentralgesteuerter Uniformierung und identitätsnotwendiger regionaler Verschiedenheit nicht als ein «Zeichen der Zeit» auch in der Kirche ernster genommen werden müßte?

Identitätsbildung verläuft in der dialektischen Spannung eines historischen Prozesses der Gleichzeitigkeit ohne Ende. Dies gilt auch für die Identität des Christentums. Es kann die Inkarnation Gottes nicht unilinear kulturhistorisch vereinnahmen wollen und gleichzeitig den Anspruch auf universalgeschichtliche Relevanz erheben. Es gilt den Unterschied zwischen singulärer Metaphysik und pluraler Offenbarung neu herauszuarbeiten. Heilsgeschichte als Universal-geschichte unter nachkolonialen Bedingungen muß immer auch synchron als die Summe vieler Heilsgeschichten gedacht werden.

Missionarische Präsenz heute

Die Kirche muß heute noch einmal, ähnlich wie Paulus, den Aufbruch von kolonialer Provinzialität zur Weltkirche wagen. Nur muß sie heute nicht von der Peripherie des römischen Weltreiches zum römischen Zentrum vorstoßen, sondern vom abendländischen Zentrum zur Peripherie. Es kann sich dabei um keine neue Conquista handeln. Einer solchen schleichenden Conquista könnte auch das bei der Vorbereitung für die V. Lateinamerikanische Bischofskonferenz in Santo Domingo ins Gespräch gebrachte Postulat einer lateinamerikanischen

[14] Vgl. O. Marquard, Einheit und Vielheit. Statt einer Einführung, in: ders., Hrsg. Einheit und Vielheit. Hamburg 1990, S. 1–10, hier S. 3.

Dritten Welt kann auch eine nur soziale oder nur katechetische Aktion nicht zur Frohbotschaft werden.

Wie das frühe Christentum auf dem sog. Apostelkonzil für unterschiedliche Wege der Evangelisation zwischen Hebräern und Hellenisten optiert hat, so ist an Evangelisation auf Weltebene in dieser nach-christenheitlichen Zeit und unter postkolonialen Verhältnissen nur zu denken, wenn es gelingt, dem einen Glauben in der Vielheit der Kulturen der Völker Ausdruck zu verleihen. Dies ist nur möglich über den Weg einer nicht ständig unter Legitimationsdruck stehenden kulturellen Vielsprachigkeit in der Kirche. Diese Vielsprachigkeit ist auch deshalb für alle Beteiligten vernünftig, weil eine religiös legitimierte Verwaltungszentrale immer nur den Gebrauch universaler Zeichen und Symbole, nicht aber deren Inhalte kontrollieren kann. Unter der Tarnkappe öffentlich anerkannter Heiligenkulte beispielsweise haben sich in Brasilien viele Synkretismen herausgebildet. Wer also nicht synkretistisch hinters Licht geführt werden will, tut gut daran, anderen Völkern keine rituellen Lasten aufzubürden. Evangelisation in der Dritten Welt heißt heute also Offenheit für neue Wege der Inkulturation. Auf neuen Wegen werden neue Horizonte sichtbar werden, neue Strukturen, neue Schwerpunkte und neue Inhalte.

Missionarische Präsenz in der Weltkirche aber wird ihren Stempel vor allem durch neue Subjekte erhalten. Die sozial Armen und Überflüssigen, die kulturell Anderen und Ausgeschlossenen sind nicht nur die ersten Adressaten der Frohen Botschaft (Lk 4, 18ff.). Sie sind auch – als die Repräsentanten Christi – die ersten Missionare. Auf Grund ihrer Erfahrung mit der missionarischen Kirche Europas, die zugleich eine tiefe Leidenserfahrung war, kommt ihnen eine große Verantwortung für eine neue, gesamtkirchliche Evangelisation zu. Schließlich dürfen auch die Kirchen Lateinamerikas nicht nur an sich selbst denken. Sie geben der missionarischen Berufung die in «der großen Drangsal» (Apk 7, 14) geprüfte und im Gang der Jahrhunderte fragwürdig gewordene Glaubwürdigkeit neu zurück. Mit ihnen dürfen wir Geschwisterlichkeit neu buchstabieren lernen. Der aus der Dritten Welt kommende Missionar wird dem *leidenden Gottesknecht* ähnlicher sein als dem *apokalyptischen Reiter*. Der leidende Gottesknecht bringt den Völkern die «wahre Religion», ohne Geschrei, ohne Gewalt (Jes 32, 1ff).[15] Er kennt die endgültige Geschichte, in der «Gewalthaber vom Throne gestürzt und niedrige erhöht» werden (Lk 1, 52). Aus dem «geknickten Schilfrohr» kann er einen Hirtenstab machen und aus dem «glimmenden Docht» das Feuer des Geistes schlagen, das die Erde erneuert.

Paulo Suess, São Paulo

[15] «Wahre Religion» als integrales Gerechtigkeitshandeln Jahwes steht dem hebräischen Wort mišpāt näher als die griechische Übersetzung «krisis» (Septuaginta) oder die lateinische iudicium (Vulgata). Vgl. P. Volz, Jesaja II. Leipzig 1932; Zürcher Bibel; auch: H. W. Hertzberg, Die Entwicklung des Begriffes mišpāt im AT, in: ZAW 40 (1922) S. 256–287 und 41 (1923) S. 16–76.

LATEINAMERIKA

500 Jahre indianischer, schwarzer und allgemeiner Volkswiderstand

Erklärung von Xelajú

Vom 7. bis 12. Oktober 1991 kamen mehr als 250 Delegierte indianischer und anderer Bevölkerungsgruppen aus 27 Ländern des amerikanischen Kontinents in Quetzaltenango/Guatemala (in der Sprache der Maya: Xelajú) zusammen, um ihre Erfahrungen mit den vergangenen 499 Jahren Unterdrückung durch die europäischen Eroberer auszutauschen. Dieses Treffen setzte eine Reihe fort, die 1989 in Bogotá begann, 1990 in Quito weitergeführt wurde und 1992 in Nicaragua zu Ende gehen soll. Eine Woche lang führten die Teilnehmer in Xelajú teils heftige und kontroverse Diskussionen. Die Verschiedenheit der Lebenssituationen von Indios, Schwarzen und anderen Volksgruppen machte einen Konsens zu konkreten Vorschlägen schwierig. Zum Abschluß des Treffens einigten sich die Delegierten dennoch auf die folgende »Erklärung von Xelajú«.

In einer Zeit, in der auf der ganzen Welt die Auswirkungen geschichtlich einmaliger komplexer Entwicklungen zu spüren sind; in der sich ein beschleunigter Wandel in Osteuropa vollzieht; in der die verblüffte Welt am Fernseher die Vorbereitungen zu einem neuen Weltkrieg mit chemischen oder nuklearen Waffen oder auch einen Staatsstreich in einer der Weltmächte verfolgen kann; in der die Vereinigten Staaten, inthronisiert als die führende Weltmacht, eine »Initiative für die Amerikas« ankündigen und damit der bereits langen Kette ihrer Unterdrückung Lateinamerikas lediglich ein Glied hinzufügen wollen; in der Tausende von Menschen in Peru, Ecudaor, Kolumbien, Brasilien und Zentralamerika an Cholera sterben, einer Krankheit des Mittelalters, weil man ihnen wegen der Begleichung von Zinsen einer unbezahlbaren Auslandsschuld das Recht auf Gesundheit vorenthält; in der sich im Wechselspiel imperialistischer Kräfte neue Machtblöcke formieren, als Vorankündigung neuer Konflikte um die Aufteilung der Welt; in der Europa vertreten durch Spanien zu uns nach Amerika kommt, um in Guadalajara von einem neokolonialistischen Projekt namens »Iberoamerikanische Integration« zu sprechen; in der der Ost-West-Konflikt verschwunden ist, das Imperium den Konflikt gen Süden wendet und uns in all seiner Herrlichkeit Tod und Unterdrückung bringt; in dieser Zeit haben wir, Indigenas, Schwarze und Volksbewegungen aus Amerika, uns vom 7. bis 12. Oktober in Xelajú, Guatemala, als dem Hauptort des Widerstands und der Maya-Kultur zur 2. kontinentalen Versammlung getroffen; in der Brüderlichkeit, in der von unseren Vorfahren übernommenen Ehrerbietung und in der Achtung vor unserer festen Verpflichtung in dieser vor zwei Jahren in Bogotá (Kolumbien)[1] aufgenommenen Kampagne sind wir in unserer Überlegung zu folgenden Punkten gelangt:

1. Den Ausverkauf unseres Kontinents durch die europäische und euro-nordamerikanische Invasion in den letzten 499 Jahren des Kolonialismus, Neokolonialismus und der Evangelisation.

2. Die Bedeutung, den Nutzen und den Wert, den für uns, Indigenas, Schwarze und Volksbewegungen, die Erde hat – verbunden mit dem Leben und mit dem Schutz der ökologischen Umwelt und unserer natürlichen Ressourcen.

3. Die Rolle der Frau als Erzeugerin des Lebens und in ihrem unermüdlichen Streben nach Freiheit.

4. Die Notwendigkeit eines bevorzugten Raumes für unsere Jugend, verwurzelt in einer wieder angeeigneten Kultur und in der Herausbildung einer eigenen Identität.

5. Wir sind in unserer Überlegung fortgeschritten, und wir bekräftigen unseren Kampf für eine wirkliche Demokratie auf dem ganzen Kontinent, die sich in der Vielfalt der Ethnien und Kulturen gründet, um so zur Bildung von Staaten zu gelangen, die eben diesen Charakter in sich tragen und so eine neue amerikanische Heimat bilden.

6. Die Verteidigung der Menschenrechte und im besonderen die der indianischen und schwarzen Völker.

7. Wir bleiben bei der Verurteilung von Kolonialismus und Neokolonialismus und wi-

dersprechen jeder Feier oder Gedenkveranstaltung, die beabsichtigt, dies zu akzeptieren oder zu rechtfertigen. Gleichfalls fordern wir zum Kampf für unsere Emanzipation und Selbstbestimmung auf.

8. Um der Einheit der Indigenas, Schwarzen und Volksbewegungen eine stärkere Grundlage zu geben, haben wir einen Rahmen für unsere kurz- und mittelfristigen Aktionen im Hinblick auf 1992 festgelegt.

Basierend auf den vorangegangenen Überlegungen fassen wir folgende Beschlüsse:

1. Wir bekräftigen und ratifizieren die Übereinkünfte von Bogotá als Beginn unserer Kampagne.

2. Wir bekräftigen den umfassenden und demokratischen Charakter der Kampagne und ihrer Treffen. Sie sollen Raum schaffen zur Reflexion und Partizipation mit dem Ziel, einen Prozeß der Einheit der indianischen und schwarzen Völker sowie der Volksbewegungen des Kontinents zu ermöglichen und voranzutreiben. In diesem Sinne halten wir es für legitim, daß die verschiedenen Sektoren der Volksbewegungen ihre jeweils eigene Dynamik in der kontinentalen Kampagne entwickeln. So gilt unsere Anerkennung dem vom 17. bis 21. Juli 1991 in Quito, Ecuador, durchgeführten Treffen der indianischen Völker[2], dessen Dynamik wir weiterhin verstärken sollten. Wir begrüßen selbstverständlich alle Initiativen mit dem Ziel, auch alle übrigen sozialen Gruppen zur Teilnahme an der Kampagne zu bewegen.

3. Wir erklären das Jahr 1992 zum »Internationalen Jahr des indianischen, schwarzen und allgemeinen Volkswiderstands«.

Wir beabsichtigen:

1. die praktische Umsetzung unserer Opposition zu den offiziellen 500-Jahr-Feierlichkeiten und wollen Alternativen aufzeigen, die mit den Interessen unserer Völker übereinstimmen;

2. die Solidarität der Volksbewegungen mit dem Kampf der indianischen Völker;

3. folgende Aktionen, neben anderen, im nächsten Jahr durchzuführen, mit nationalen Mobilisierungen und einer kontinentalen Koordinierung:

a) am 8. März, aus Anlaß des internationalen Frauentages;

b) am 1. Mai, im Rahmen des internationalen Tages der Arbeiter/innen;

c) vom 7. bis 12. Oktober, die Durchführung des III. kontinentalen Treffens der Kampagne in Nicaragua und die gleichzeitige Durchführung eines Streiks auf dem gesamten Kontinent;

4. den schwierigen Kampf für die politischen Gefangenen in die Wege zu leiten, besonders für Leonard Peltier, der in den USA zu zweimal lebenslänglicher Haft verurteilt wurde;

5. Rigoberta Menchú[3] aus Guatemala für den Friedensnobelpreis vorzuschlagen, wegen ihres schwierigen Kampfes für die Verteidigung der indianischen Rechte und der Menschen im allgemeinen, in ihrem Land und auf dem Kontinent;

6. von jetzt an die Kampagne »500 Jahre indianischer, schwarzer und allgemeiner Volkswiderstand« zu nennen.

Xelajú, Guatemala, 11. Oktober 1991

Quelle: Weltkirche 10/91

Diese Spruchkarte ist ein Beitrag des Aktionskreises P. Beda zu "500 Jahre Lateinamerika". Sie kann unter Erstattung der Portokosten und Angabe der Stückzahl erbeten werden.

LATEINAMERIKA

500 Jahre indianischer, schwarzer und allgemeiner Volkswiderstand

Erklärung von Xelajú

Vom 7. bis 12. Oktober 1991 kamen mehr als 250 Delegierte indianischer und anderer Bevölkerungsgruppen aus 27 Ländern des amerikanischen Kontinents in Quetzaltenango/Guatemala (in der Sprache der Maya: Xelajú) zusammen, um ihre Erfahrungen mit den vergangenen 499 Jahren Unterdrückung durch die europäischen Eroberer auszutauschen. Dieses Treffen setzte eine Reihe fort, die 1989 in Bogotá begann, 1990 in Quito weitergeführt wurde und 1992 in Nicaragua zu Ende gehen soll. Eine Woche lang führten die Teilnehmer in Xelajú teils heftige und kontroverse Diskussionen. Die Verschiedenheit der Lebenssituationen von Indios, Schwarzen und anderen Volksgruppen machte einen Konsens zu konkreten Vorschlägen schwierig. Zum Abschluß des Treffens einigten sich die Delegierten dennoch auf die folgende »Erklärung von Xelajú«.

In einer Zeit, in der auf der ganzen Welt die Auswirkungen geschichtlich einmaliger komplexer Entwicklungen zu spüren sind; in der sich ein beschleunigter Wandel in Osteuropa vollzieht; in der die verblüffte Welt am Fernseher die Vorbereitungen zu einem neuen Weltkrieg mit chemischen oder nuklearen Waffen oder auch einen Staatsstreich in einer der Weltmächte verfolgen kann; in der die Vereinigten Staaten, enthronisiert als die führende Weltmacht, eine »Initiative für die Amerikas« ankündigen und damit der bereits langen Kette ihrer Unterdrückung Lateinamerikas lediglich ein Glied hinzufügen wollen; in der Tausende von Menschen in Peru, Ecudaor, Kolumbien, Brasilien und Zentralamerika an Cholera sterben, einer Krankheit des Mittelalters, weil man ihnen wegen der Begleichung von Zinsen einer unbezahlbaren Auslandsschuld das Recht auf Gesundheit vorenthält; in der sich im Wechselspiel imperialistischer Kräfte neue Machtblöcke formieren, als Vorankündigung neuer Konflikte um die Aufteilung der Welt; in der Europa vertreten durch Spanien zu uns nach Amerika kommt, um in Guadalajara von einem neokolonialistischen Projekt namens »Iberoamerikanische Integration« zu sprechen; in der der Ost-West-Konflikt verschwunden ist, das Imperium den Konflikt gen Süden wendet und uns in all seiner Herrlichkeit Tod und Unterdrückung bringt; in dieser Zeit haben wir, Indigenas, Schwarze und Volksbewegungen aus Amerika, uns vom 7. bis 12. Oktober in Xelajú, Guatemala, als dem Hauptort des Widerstands und der Maya-Kultur zur 2. kontinentalen Versammlung getroffen; in der Brüderlichkeit, in der von unseren Vorfahren übernommenen Ehrerbietung und in der Achtung vor unserer festen Verpflichtung in dieser vor zwei Jahren in Bogotá (Kolumbien)[1] aufgenommenen Kampagne sind wir in unserer Überlegung zu folgenden Punkten gelangt:

1. Den Ausverkauf unseres Kontinents durch die europäische und euro-nordamerikanische Invasion in den letzten 499 Jahren des Kolonialismus, Neokolonialismus und der Evangelisation.

2. Die Bedeutung, den Nutzen und den Wert, den für uns, Indigenas, Schwarze und Volksbewegungen, die Erde hat – verbunden mit dem Leben und mit dem Schutz der ökologischen Umwelt und unserer natürlichen Ressourcen.

3. Die Rolle der Frau als Erzeugerin des Lebens und in ihrem unermüdlichen Streben nach Freiheit.

4. Die Notwendigkeit eines bevorzugten Raumes für unsere Jugend, verwurzelt in einer wieder angeeigneten Kultur und in der Herausbildung einer eigenen Identität.

1 Dieses Treffen fand vom 7. bis 12. Oktober 1989 statt.

5. Wir sind in unserer Überlegung fortgeschritten, und wir bekräftigen unseren Kampf für eine wirkliche Demokratie auf dem ganzen Kontinent, die sich in der Vielfalt der Ethnien und Kulturen gründet, um so zur Bildung von Staaten zu gelangen, die eben diesen Charakter in sich tragen und so eine neue amerikanische Heimat bilden.

6. Die Verteidigung der Menschenrechte und im besonderen die der indianischen und schwarzen Völker.

7. Wir bleiben bei der Verurteilung von Kolonialismus und Neokolonialismus und widersprechen jeder Feier oder Gedenkveranstaltung, die beabsichtigt, dies zu akzeptieren oder zu rechtfertigen. Gleichfalls fordern wir zum Kampf für unsere Emanzipation und Selbstbestimmung auf.

8. Um der Einheit der Indigenas, Schwarzen und Volksbewegungen eine stärkere Grundlage zu geben, haben wir einen Rahmen für unsere kurz- und mittelfristigen Aktionen im Hinblick auf 1992 festgelegt.

Basierend auf den vorangegangenen Überlegungen fassen wir folgende Beschlüsse:

1. Wir bekräftigen und ratifizieren die Übereinkünfte von Bogotá als Beginn unserer Kampagne.

2. Wir bekräftigen den umfassenden und demokratischen Charakter der Kampagne und ihrer Treffen. Sie sollen Raum schaffen zur Reflexion und Partizipation mit dem Ziel, einen Prozeß der Einheit der indianischen und schwarzen Völker sowie der Volksbewegungen des Kontinents zu ermöglichen und voranzutreiben. In diesem Sinne halten wir es für legitim, daß die verschiedenen Sektoren der Volksbewegungen ihre jeweils eigene Dynamik in der kontinentalen Kampagne entwickeln. So gilt unsere Anerkennung dem vom 17. bis 21. Juli 1991 in Quito, Ecuador, durchgeführten Treffen der indianischen Völker[2], dessen Dynamik wir weiterhin verstärken sollten. Wir begrüßen selbstverständlich alle Initiativen mit dem Ziel, auch alle übrigen sozialen Gruppen zur Teilnahme an der Kampagne zu bewegen.

3. Wir erklären das Jahr 1992 zum »Internationalen Jahr des indianischen, schwarzen und allgemeinen Volkswiderstands«.

Wir beabsichtigen:

1. die praktische Umsetzung unserer Opposition zu den offiziellen 500-Jahr-Feierlichkeiten und wollen Alternativen aufzeigen, die mit den Interessen unserer V ker übereinstimmen;

2. die Solidarität der Volksbewegungen dem Kampf der indianischen Völker;

3. folgende Aktionen, neben anderen, nächsten Jahr durchzuführen, mit natio len Mobilisierungen und einer kontinen len Koordinierung:

a) am 8. März, aus Anlaß des internatio len Frauentages;

b) am 1. Mai, im Rahmen des internatio len Tages der Arbeiter/innen;

c) vom 7. bis 12. Oktober, die Durchf rung des III. kontinentalen Treffens Kampagne in Nicaragua und die gleichz tige Durchführung eines Streiks auf d gesamten Kontinent;

4. den schwierigen Kampf für die po schen Gefangenen in die Wege zu leit besonders für Leonard Peltier, der in USA zu zweimal lebenslänglicher Haft urteilt wurde;

5. Rigoberta Menchú[3] aus Guatemala den Friedensnobelpreis vorzuschlag wegen ihres schwierigen Kampfes für Verteidigung der indianischen Rechte der Menschen im allgemeinen, in ihr Land und auf dem Kontinent;

6. von jetzt an die Kampagne »500 Ja indianischer, schwarzer und allgeme Volkswiderstand« zu nennen.

Xelajú, Guatemala, 11. Oktober 1991

□

[2] *Text der Erklärung dieses Treffens (»Erklärung von Quito«) siehe WELTKIRCHE 9/90, S. 296ff.*

[3] *Rigoberta Menchú – guatemaltekische Bauerngewerkschafterin aus El Quiché, die im Exil lebt.*

Quelle: DIAL, Paris, Nr. 1637, 21.11.1991. Original Spanisch, Übersetzung aus dem Französischen.

An der Schwelle einer neuen Zeit

Vor 500 Jahren entdeckten die Portugiesen Brasilien

Jahrhundertelang war Salvador de Bahia im Nordosten des riesigen Landes die Hauptstadt Brasiliens in der Kolonialzeit. Die Altstadt mit der restaurierten Barock-Kathedrale (Bild oben) erinnert an diese Zeit.

Zum Titelbild: Der armen Landbevölkerung gilt die besondere pastorale und soziale Zuwendung der Kirche. Unter dem Leitwort „Gerechtigkeit und Frieden" versammelt sich eine kleine Basisgemeinde um den Altar.

Brasilien hat die Ausdehnung eines Kontinents. Das Land ist 24 mal so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Von den 167 Millionen Einwohnern sind heute mehr als die Hälfte jünger als zwanzig Jahre. Trotz hoher Einschulungsquote schaffen aber nur 47 Prozent der Kinder einen höheren Schulabschluß. Das monatliche Durchschnittseinkommen beträgt umgerechnet 470 Mark; eine fünfköpfige Familie benötigt zum Beispiel allein für Lebensmittel im Monat mindestens 300 Mark ...

Als die Flotte des Portugiesen *Pedro Cabral* vor 500 Jahren, am 22. April 1500 im heutigen Bundesstaat Bahia an Brasiliens Küste landet, sieht die Besatzung außer ein paar freundlichen Ureinwohnern „vor allem Wald, viel Wald". Kein Gold weit und breit. Keine Schatzkammern einheimischer Fürsten. Die Enttäuschung ist groß. Doch schon bald ändern die europäischen Eroberer – wie später auch die anderen europäischen Großmächte – ihre Meinung. Nach den ersten Expeditionen ins Innere seiner endlosen Wälder gilt Brasilien schnell als das Land der Zukunft. Ein Land, wo alles wächst. Wo man „hundertfach ernten" kann. Wo „edelste Metalle massenweise unter der Erde schlummern".

Tausende von lusitanischen Siedlern strömen in das „ferne Land", um dessen unerschöpfliche Reichtümer im Auftrag ihres Königs zu erschließen. Zunächst wird das wertvolle Brasil-Holz Exportschlager Nummer eins. Seine rote Farbe erzielt auf den Märkten der alten Welt Rekordpreise. In der Mitte des 16. Jahrhunderts sind sich Portugal und die finanzstarken Holländer einig, den wachsenden Zuckerbedarf Europas fortan aus brasilianischen Zuckerrohr-Ernten zu decken. Riesige Plantagen werden angelegt. Aus Afrika kommen die Sklaven, die jetzt die harte Feldarbeit verrichten. Mindestens drei Millionen, so schätzt man. Auch in den folgenden Jahrhunderten bestimmt vor allem die Nachfrage in Europa, was die Brasilianer produzieren und ausführen müssen. In zyklischer Folge sorgen der Goldrausch in den derzeitigen Bundesstaaten Goias, Mato Grosso und Minas Gerais, der Kaffee-Boom und schließlich bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Blütezeit des brasilianischen Kautschuks für regelrechte Wirt-

Fotos: Gerard Klijn; KNA-Bild.

An der Schwelle einer neuen Zeit

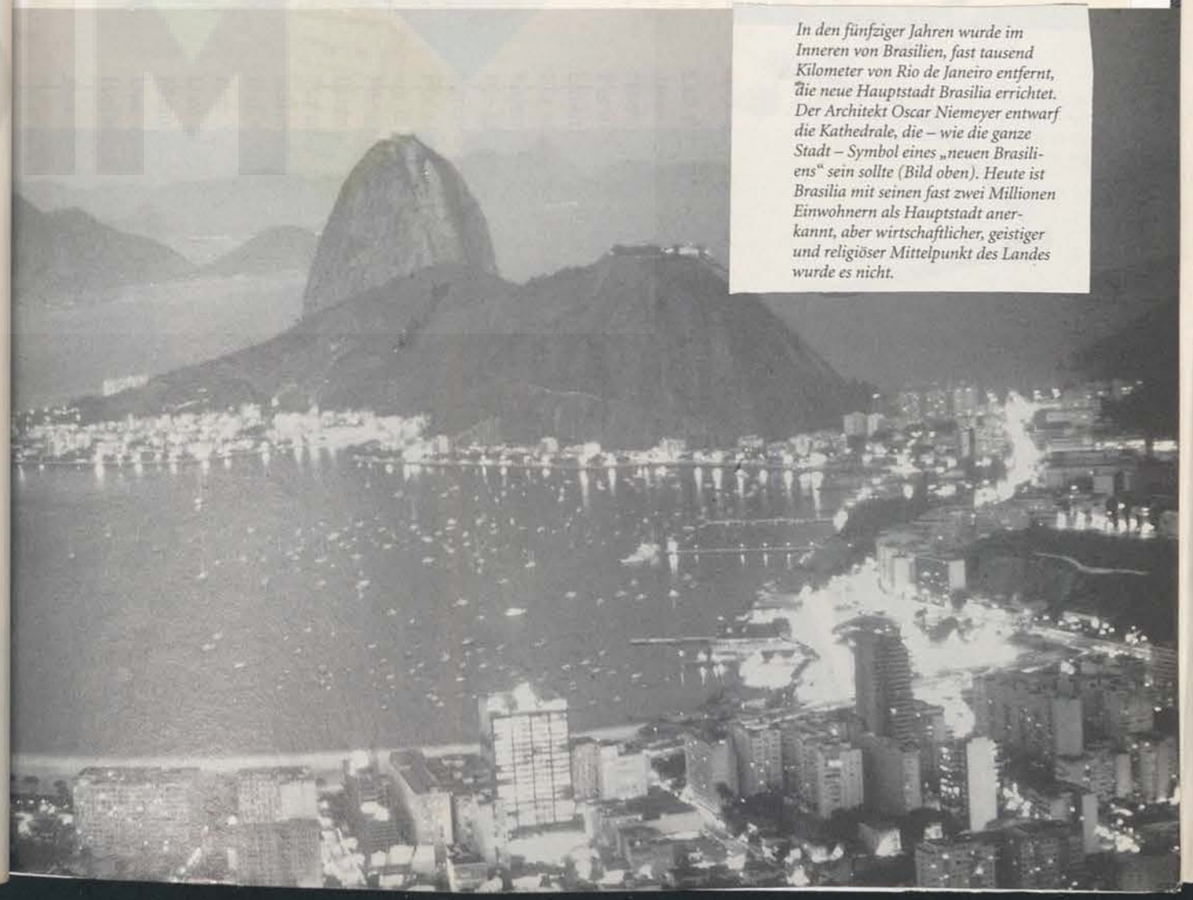
Brasilien zwischen gestern und heute

Fortsetzung von Seite 115

Repräsentant dieser neuen Siedlergeneration ist der aus dem Süden Brasiliens stammende Politiker *Getulio Vargas* (1883–1954). Er will die „Epoche der Demütigungen" durch das Ausland beenden und erhebt „die eigenständige Entwicklung unseres geliebten Brasiliens" zum obersten Gebot seines Regierungsprogramms. Mit der „Demokratie der Reichen", die nach seiner Auffassung nur an ihren überkommenen Privilegien interessiert sind, soll ein für alle Mal Schluß sein. Mit eiserner Hand lenkt Vargas als Diktator bis 1945 die Geschicke Brasiliens, nach vier Jahren noch einmal gewählter Präsident (1950–54), macht er seinem Leben ein Ende. In den folgenden Jahren werden die Menschen des Vielvölkerstaates einem ständigen politischen Wechselbad unterworfen. Kaum hat einer der vielen Übergangspräsidenten mehr Mitbestimmung für alle Bürger oder die längst überfällige Agrarreform für die Millionen von Kleinbauern versprochen, putschen sich die Militärs wieder an die Macht, weil sie die „Nation nicht in den Händen von Kommunisten" lassen wollen. Die letzte Militärdiktatur geht 1984 nach zwanzigjähriger Dauer zu Ende. Die katholische Kirche, die sich in nicht unerheblichen Teilen der *Befreiungstheologie* öffnet, hat einen entscheidenden Anteil am nun anhebenden Demokratisierungsprozeß, der auch die Situation der Menschenrechte erheblich verbessert. Doch immer wieder gibt es Rückschläge, zeigt sich brutales Vorgehen skrupellos kapitalistisch eingestellter Kreise. Die zusammengeschmolzene Indianerbevölkerung hat gemeinsam mit den sogenannten Landlosen in den armen Gebieten am meisten unter ungerechten sozialen Verhältnissen zu leiden. Mit nur noch etwa 300 000 Personen sind die Indios, die ehemaligen Besitzer des Landes, eine winzige Minderheit geworden.

Der traditionelle Katholizismus Brasiliens hat seit dem zweiten Vatikanischen Konzil (1962– 65) viele Wandlungen durchgemacht. Vor allem in den unterentwickelten ländlichen Gebieten und in den sozialen Elendsgebieten der Großstädte, in den sogenannten Favelas, haben Basisgemeinden (unser Bild) ein neues religiöses Bewußtsein hervorgerufen.

Trotz aller Schwierigkeiten und Krisen, obwohl in den letzten fünfzehn Jahren immer wieder hohe Inflationsraten das Wirtschaftswachstum drosseln und schwere Korruptionsskandale in der Regierung das



In den fünfziger Jahren wurde im Inneren von Brasilien, fast tausend Kilometer von Rio de Janeiro entfernt, die neue Hauptstadt Brasilia errichtet. Der Architekt Oscar Niemeyer entwarf die Kathedrale, die – wie die ganze Stadt – Symbol eines „neuen Brasiliens" sein sollte (Bild oben). Heute ist Brasilia mit seinen fast zwei Millionen Einwohnern als Hauptstadt anerkannt, aber wirtschaftlicher, geistiger und religiöser Mittelpunkt des Landes wurde es nicht.

EROBERUNG UND WIDERSTAND: **500 Jahre Lateinamerika**

SEHNSUCHT NACH EINER WELT VOLL GERECHTIGKEIT

JAKOBINE MAURER, EINE „PROPHETISCHE" FRAU IN BRASILIEN

Im Kampf mit Soldaten des Heeres und freiwilligen Zivilisten wurden hier am 2. August 1874 *Jakobine Maurer* und 16 weitere Mitglieder der Sekte der „Mucker" getötet – so die Inschrift auf einem Grabkreuz, auf das halben Weges stößt, wer den Ferrabraz-Berg in der Gemeinde Sapiranga bei São Leopoldo im südbrasilianischen Bundesstaat Rio Grande do Sul hinaufsteigt. Mucker? Jakobine Maurer? Deutsche... umgebracht vom brasilianischen Heer?

In der Chronik der katholischen Pfarrei von São Leopoldo findet sich, von negativer Einschätzung deutlich eingefärbt, ein erster Hinweis auf unsere Fragen: „Nachdem den Bewohnern dieser Pfarrei viel Unbill zugefügt worden war von seiten der Sekte des *Johann Georg Maurer,* eines evangelischen Bewohners von Ferrabraz, dessen Ehefrau Jakobine sich für *Jesus* hielt und dessen Anhänger Mucker hießen, und nachdem diese zahlreiche Menschen verletzt und umgebracht und Häuser angesteckt hatten, wurde ihnen der Krieg erklärt. In diesem Krieg wurden zahlreiche Mucker getötet, der größte Teil wurde gefangengenommen, und nur wenige konnten entkommen. Nach dem glücklichen Ausgang des Krieges fand hier am 6. September 1874 ein Hochamt statt, als Dank an Gott dafür, daß dieser verderblichen Sekte von Fanatikern ein Ende bereitet werden konnte."

Eine Frau..., die sich für Jesus hält? Worum geht es?

Zunächst kamen Sklaven, später deutsche Einwanderer

Im Jahr 1822 hatte Brasilien seine Unabhängigkeit von Portugal erklärt und war ein selbständiges Kaiserreich geworden. Der brasilianische Kaiser *Dom Pedro I.,* verheiratet mit der Habsburgerin *Dona Leopoldina,* sah voraus, daß die Sklavenhaltung als Grundlage der Wirtschaft des riesigen Landes demnächst zu Ende gehen werde (was allerdings noch bis 1888 auf sich warten ließ). Woher Arbeitskräfte bekommen? Außerdem lag dem Regenten daran, das schwarze Element in der Bevölkerung durch weißen Zuzug möglichst aufzuhellen. Über seine verwandtschaftlichen Beziehungen warb er in deutschsprachigen Ländern für die Übersiedlung nach Brasilien. Willkommen waren ihm vor allem deutsche Protestanten, weil diese nicht nur weißer Hautfarbe waren, sondern auch als besonders arbeitsam galten. So trafen schon 1824 in der damaligen Provinz (heute: Staat) Rio Grande do Sul die ersten deutschen Aus- bzw. Einwanderer ein. Von den Deutschen, die ab dieser Zeit nach Brasilien kamen, waren etwa zwei Drittel Protestanten. Die Motive, die die Menschen bewegten, ihre Heimat zu verlassen, waren an erster Stelle fehlende Lebensmöglichkeiten zu Hause, dann aber auch eine tiefsitzende Angst vor der Modernisierung: allgemeiner Kriegsdienst, Industrialisierung, Kapitalismus...

In Brasilien angekommen, waren alle gleich arm, mußten alle gleich hart arbeiten und lebten alle gleich bescheiden von einer primitiven Landwirtschaft. Doch aus der Gleichheit in der Kargheit taten sich bald einige wenige hervor, wurden wohlhabend und einflußreich und blickten verächtlich auf die anderen, auf die Mehrheit herab. So lesen wir in einem Brief Jakobine Maurers geb. Mentz vom 20. Mai 1874 an *Matthias Schröder:* „Erinnerst Du Dich nicht, daß Deine verstorbene Mutter sich immer wieder darüber beklagte, daß sie von ihren hochnäsigen Verwandten nicht für voll genommen wurde? Erinnerst Du Dich nicht, daß die reiche Familie *Hansen* sich der *Schröders,* der *Andres* und der *Mentz* schämte, weil sie arm waren, und daß sie sie lieber gehen als kommen sah?"

Die Spaltung der deutschen Kolonisten in Reiche und Arme war unübersehbar. Auch wenn die Deutschen insgesamt in der brasilianischen Umwelt isoliert waren, liefen die wenigen Beziehungen über die Reichen, während die Armen ihrem, im buchstäblichen Sinn, hinterwäldlerischen Leben nachgingen.

Die Armen halten Jakobine für eine Prophetin

Am Fuß des Ferrabraz-Berges lebt der arme Bauer, Schreiner und Gesundbeter Johann Georg Maurer mit seiner Frau Jakobine, die den Kunden des Hauses die Bibel vorliest und erklärt. Die Familie Mentz, aus der Jakobine stammt, hatte schon in Deutschland ein religiöses Sonderleben geführt, weil sie ihre evangelische Landeskirche für zu liberal hielt. Allem Anschein nach überkommen Jakobine immer wieder Phasen von Geistesabwesenheit (Epilepsie?). Die immer zahlreicher herbeiströmenden Bewunderer der Frau deuten deren Absencen als Kontakt mit der Gottheit und halten sie selbst für eine „Prophetin". Das Haus der Maurers entwickelt sich zu einer wahren Wallfahrtsstätte, zu der nicht nur von Armut geschlagene deutschstämmige Protestanten strömen, sondern auch manche Katholiken. Arrivierte Evangelische beschimpfen Jakobines Anhänger als „Mucker" (Frömmler), während diese ihre Gegner im Glauben „Spötter" titulieren. Die „Prophetin" untersagt ihren Gläubigen, den offiziellen evangelischen Gemeindegottesdienst zu besuchen, die Kinder in die Schule zu schicken, Alkohol zu trinken, zu tanzen und an irgendwelchen Lustbarkeiten teilzunehmen. Das Gerücht entsteht, Jakobine habe sich für den

Foto: Heinemann / Adveniat

wiederkehrenden Christus ausgegeben und zwölf Apostel um sich gesammelt. Fest steht, daß sie ihren Widersachern das baldige Ende voraussagt: „Es werden schreckliche Tage kommen. Die Bösen werden sich gegen die Erwählten erheben, und diese werden gezwungen sein, sich zu verteidigen. Auf den Straßen werden Leichen herumliegen, und keiner wird sie begraben. Doch den Erwählten wird nichts widerfahren."

Angst vor einer neuen Sekte – das Ende der „Mucker"

Im Mai 1873 schicken die Anwohner eine Abordnung unter der Leitung des örtlichen evangelischen Pfarrers zur Polizei nach São Leopoldo mit dem Ersuchen, Maßnahmen gegen die Familie Maurer zu ergreifen, denn diese habe eine neue Sekte gegründet und beunruhige die ganze Gegend. In der Provinzhauptstadt Porto Alegre verbreitet die Presse eine Meldung, die Maurers hätten mehr als 500 bewaffnete Männer um sich gesammelt. Jakobine und Johann Georg werden verhaftet, müssen aber angesichts der Tatsache, daß sich die Nachricht als Ente erweist, wieder auf freien Fuß gelassen werden. Da werden am Ferrabraz zwei Leichen aufgefunden: die eines Trinkers und die eines geistig Verwirrten. Die „Mucker" werden des doppelten Mordes beschuldigt. Wenig später kommt es zu einem Attentat gegen einen örtlichen Polizeibeamten. Und wieder werden die „Mucker" angezeigt. Dreiunddreißig werden verhaftet, aber bald wieder freigelassen.

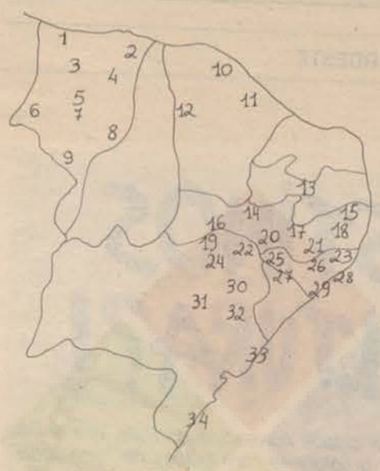
Die Feindseligkeiten zwischen der Öffentlichkeit, einschließlich der „Spötter", und der „Mucker" kommen zum Höhepunkt: Am 28. Juni 1874 rückt das Heer mit mehr als 500 bewaffneten Soldaten, vier Kanonen und einem Raketenwerfer gegen die kaum mehr als hundert Religiösen vor, die sich inzwischen, mit alten Revolvern, Jagdflinten, ja Messern bewaffnet, in Schützengräben verschanzt haben. Die „Mucker" um Jakobine leisten heftigen Widerstand. Achtzig werden insgesamt getötet. Erst beim fünften Angriff des Heeres fallen auch die dreiunddreißigjährige „Prophetin" und die letzten sechzehn. Das Kreuz auf der halben Höhe des Ferrabraz-Berges erinnert an sie.

Die messianische Sehnsucht der Armen nach einer heilen Welt

Lange Zeit sind Jakobine Maurer und ihre Bewegung von Protestanten wie Katholiken gleichermaßen als Anarchisten und Fanatiker abgetan worden. Die Chronik in der alten katholischen Kirche von São Leopoldo zeugt davon. Doch heute wissen wir, daß sich die „Mucker" um Jakobine Maurer in eine große prophetische, sozusagen messianische Bewegung einordnen, in der sich Millionen lateinamerikanische Habenichtse, Frauen wie Männer, in ihrem religiösen Glauben nach einer ausgeglicheneren, gerechteren Welt ausstrecken. Wenn die Mittel nicht immer stimmen, wer will sie dessen bezichtigen?

Heutige Befreiungschristen erkennen an der „Mucker"-Bewegung folgende Lehrstükke: Die Armen deuten alles, was ihnen widerfährt, religiös, alles hat für sie mit dem Glauben zu tun. Die Armen haben eine unbändige messianische Sehnsucht nach einer heilen Welt, in der es weder Armut noch Reichtum, sondern nur Gerechtigkeit gibt. Die Armen haben unerwartete Formen der Ökumene, quer über die üblichen Konfessionsgrenzen hinweg. Die Armen haben damals wie heute, in den kirchlichen Basisgemeinden, ein Gespür für menschliche und religiöse Kompetenz, gleich ob sie bei Männern oder bei Frauen zu finden ist.

Horst Goldstein



1 – Urubu - Kaapor
2 – Timbira
3 – Krikati
4 – Gavião
5 – Tembé
6 – Guarani
7 – Guajajara
8 – Canela
9 – Guaja
10 – Tremembé
11 – Tapeba
12 – Kariri
13 – Potiguara
14 – Kapinawá
15 – Atikum
16 – Kambiwá
17 – Xucuru
18 – Truka
19 – Tuxá
20 – Pankararu
21 – Fulni-ô
22 - Xokó
23 – Xucuru-kariri
24 – Pankararé
25 – Wassu
26 – Tingui-botó
27 – Geripankó
28 – Karapotó
29 – Kariri-xokó
30 – Kantaruré
31 – Kiriri
32 – Kaimbé
33 – Pataxó hã hã hãe
34 - Pataxó

PELO DIREITO DE SER IGREJA

Pe. Reginaldo Veloso

1. Nós cremos num Deus PAI, que com amor de MÃE nos fez MULHERES e HOMENS, à sua imagem e semelhança, para que juntos cultivemos a VIDA e construamos o MUNDO!
2. Nós cremos em JESUS CRISTO, o Filho Único de Deus, SERVIDOR fiel do Pai e da Humanidade, que anunciou seu Evangelho em primeiro lugar aos POBRES e fez dos pobres os primeiros portadores da BOA NOTÍCIA DA LIBERTAÇÃO!
3. Nós cremos no ESPÍRITO SANTO de Deus, enviado por Jesus Ressuscitado, força que nos arrasta para vivermos em COMUNIDADE e nos impulsiona a participar das lutas por uma NOVA SOCIEDADE onde reine a Justiça, a Paz e a Alegria, e seja o começo do CÉU! E por conta dessa fé ...
4. Nós resistimos contra todo espírito de **dominação** que reina no mundo e se instalou na Igreja, como força que **sufoca** a Vida e é um **pecado** contra o Espírito Santo!
5. Nós resistimos contra todo tipo de **alienação** sobretudo contra uma prática religiosa feita de muita missa e muitos sacramentos, mas pouca ou nenhuma EVANGELIZAÇÃO, pouco ou nenhum compromisso com a VIDA e a FELICIDADE do povo!
6. Nós lutamos por uma IGREJA nas mãos da gente, Mulheres e Homens, batizados em nome de Jesus e crismados pelo Espírito Santo para sermos membros participantes do POVO DE DEUS, SACERDOTES, PROFETAS e encarregados da MISSÃO de Jesus no Mundo!
7. Nós lutamos por uma Igreja solidária como o Samaritano da parábola, uma Igreja que leva a sério as dores da Humanidade, uma Igreja que VÊ e encara de frente os problemas e suas causas, uma Igreja que JULGA na luz do Evangelho esta realidade, uma Igreja que AGE para responder aos desafios que são apelos de Deus, uma Igreja que CELEBRA a PASSAGEM libertadora de Deus, a RESSURREIÇÃO, nas conquistas dos oprimidos, nas vitórias do povo!
8. Nós o convidamos a participar conosco deste MOVIMENTO DE FÉ e RESISTÊNCIA, para que, articulados, organizados e fortes, consigamos, um dia, ver esse nosso jeito de ser Igreja ser o NOVO JEITO DE TODA A IGREJA SER!

2. Avaliação (analisar brevemente os itens seguintes):

ades tentando animá-las,

FORMAÇÃO

500 ANOS DE RESISTÊNCIA INDÍGENA

Edson Silva

1. Eles eram milhões...
Calcula-se que quando os portugueses chegaram aqui a população era cerca de 5 **milhões** de habitantes. E não tinha só os Tupi-Guarani, como aprendemos! Eram centenas de Povos, cada um com diferentes culturas, línguas, religiões, organizações sociais, etc. Povos milenares, possuidores de grande sabedoria, com muitos conhecimentos da medicina, da engenharia, de técnicas revolucionárias na agricultura, de um convívio harmonioso com a natureza, etc.
Aqui no Nordeste podemos lembrar de alguns desses povos. No litoral, mais perto do mar, de Olinda a Sergipe, moravam os valentes CAETÉS. Da Ilha de Itamaracá até a Paraíba, moravam os guerreiros TABAJARAS. Da Paraíba ao Ceará, habitava o grande Povo POTIGUARA. Os valentes TUPINAMBÁ moravam pelo Maranhão... no interior e pelo sertão moravam muitos outros Povos. Por toda a Região do Rio São Francisco, do Sertão da Bahia até o Ceará, moravam os vários Povos da Grande Família KARIRI: os XOKÓ, os JANDUIM, os XUKURU, os RODELAS, os ICÓ, etc.

2. Os massacres e as LUTAS DE RESISTÊNCIA...
Os europeus – franceses, holandeses, espanhóis e portugueses – foram pouco a pouco invadindo e ocupando as terras indígenas. Fundaram os povoados, as vilas, as futuras cidades de onde partiram os caminhos para a "conquista" do interior...
Os Povos Indígenas reagiram à invasão e à ocupação de suas terras. Aqui no Nordeste, no litoral, as guerras foram contra o plantio da cana-de-açúcar e mais tarde as lutas no interior foram contra a implantação das fazendas de gado.
Foram muitas guerras desiguais. Os "índios" foram caçados, milhares mortos, escravizados. Povos inteiros foram exterminados, outros fugiram e hoje moram no sertão, em cima de serras, em lugares distantes e de difícil acesso.
A Igreja colaborou com o projeto de dominação européia. Não devemos julgar as boas intenções e a dedicação dos missionários. Mas sim as conseqüências dos aldeamentos missionários, que serviram para "amansar", pacificar a Resistência Indígena, ajudando a colonização.
Por causa da RESISTÊNCIA INDÍGENA à escravidão, os portugueses trouxeram da África os negros para serem escravos. Os negros também resistiram, muitos fugiram, fundaram os Quilombos. Aqui no Nordeste em muitos desses Quilombos moravam indígenas e negros, foram experiências de comunidades fraternas, a aliança dos oprimidos contra a dominação portuguesa.
O Quilombo de Palmares resistiu por quase 100 anos aos ataques dos Bandeirantes assassinos...
Mais tarde aconteceram muitas outras revoltas populares contra a dominação portuguesa e das elites brasileiras. Muitas dessas revoltas surgiram a partir de antigos Quilombos. A Cabanagem no Pará, a Balaiada no Maranhão, os Cabanos em Pernambuco, Canudos na Bahia, foram lutas organizadas pelos negros, indígenas e por seus filhos/as, o valente povo sertanejo, o vaqueiro, a mulher sertaneja, os empobrecidos em geral.

3. 500 ANOS DE LUTAS E RESISTÊNCIA!
Os Povos Indígenas no Nordeste guardam marcas profundas dos massacres sofridos, pois foi aqui onde o invasor português chegou primeiro em 1500. Dos cerca de 250 mil indígenas que moram hoje no Brasil, 40 mil deles estão no Nordeste.
De 1500 até hoje são quase 500 anos de LUTAS e RESISTÊNCIA às perseguições, assassinatos e invasão de suas terras por latifundiários, usineiros, barragens, hidrelétricas etc. É de conhecimento público a omissão e conivência do Governo, da FUNAI.
As LUTAS da RESISTÊNCIA INDÍGENA são as lutas de todos/as nós, no campo e na cidade. Lutas diárias dos/as trabalhadores/as, das mulheres, dos negros, dos semterra, dos favelados... Essa é a luta para mudar, construir uma NOVA SOCIEDADE, na Caminhada Histórica para a construção do Reino de Deus, onde todos terão lugar. A RESISTÊNCIA continua... e logo serão 500 ANOS!

HOJE, NO NORDESTE, MORAM CERCA DE 40.000 INDÍGENAS

EXPEDIENTE

MANDACARU – Jornal da "Igreja na Base" Nordeste
(Um serviço à tendência democrática e liberta nas Igrejas Cristãs)
Nº 5 – ABRIL/MAIO 1991
Endereço: JORNAL MANDACARU – Gervásio Pires, 404 – Boa Vista – 50.060 – Recife-PE
Conselho Editorial: Representantes das CEBs, CPT, CPO, CIMI, PJMP e CEBI.
Equipe de Redação: Lúcia, Roberto e Cia.
Desenhos: Domingos Sávio
Diagramação e Montagem: MOVIMENTO
(081) 221.0794
Composição e Impressão: Recife Gráfica e Editora S.A.

comunidades.

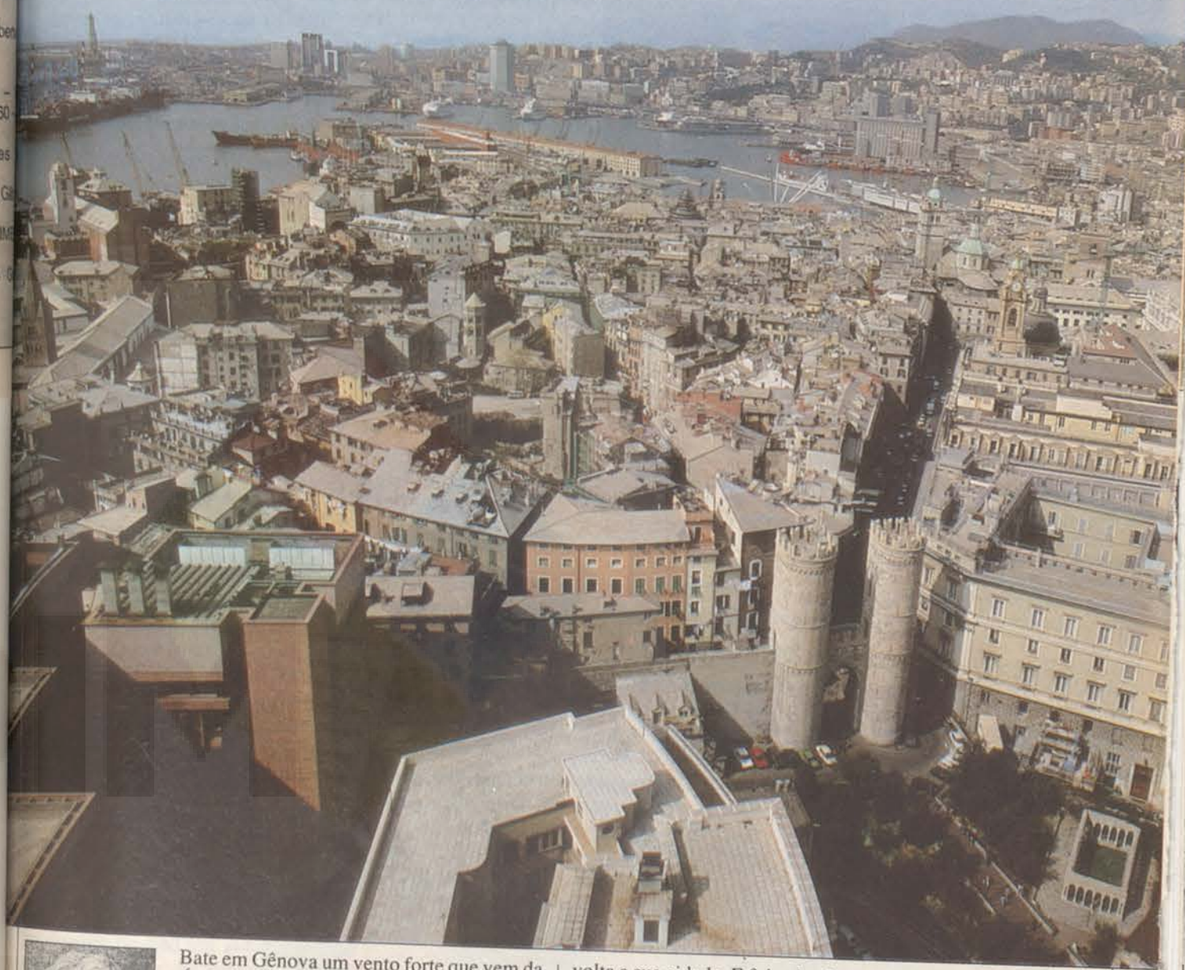
idades situadas entre
e Ibiritê, tem em seu/
de extrema pobreza on
e subempregados; é re-
otal despreocupação /
istências sociais.
que embora pertençam/
té) não obtiveram do/
em muito distantes da
sos lá presentes; sen
ei Eduardo e logo de-

-as como autênticas/
celebrativo da fé e
s tônicas que fazem/

encontrei uma série /
ecebidas durante o ca

ESPECIAL

DESCOBRIR COL



As verdadeiras feições de Colombo não são conhecidas. Ao longo destas páginas o leitor encontrará diversas versões daquele que teria sido o rosto do Descobridor.

Bate em Gênova um vento forte que vem da África, chamado Libeccio (pronuncie *libetchio*). O vento sobe pelo Mediterrâneo, arrepia as ilhas da Sardenha e da Córsega e finalmente é obrigado a deter-se em Gênova. Choca-se contra as montanhas que a cercam e desliza pelas encostas como onda desfeita no dorso de um rochedo. Tal parece ser o destino do Libeccio, transformar as ruas de Gênova em canais de vento, até sair uivando pelos becos do porto. Mas os genoveses souberam dar outro destino ao Libeccio. No tempo da navegação a vela, ele os conduzia de volta a sua cidade. E foi valendo-se de ventos como o Libeccio, nascidos no quadrante de sudoeste, que o genovês Cristóvão Colombo, há 500 anos, conseguiu regressar da América, depois de ter aproveitado os Eliseus para encher suas velas na rota da ida.

Firmes no espaço dos ventos, todos os dias ao cair da tarde velhos marinheiros reúnem-se na escadaria da Porta Soprana, remanescente das muralhas erguidas às pressas no século XII para defender Gênova do imperador Barbaruiva. Ele vinha para dobrá-la à sua vontade de dono de todo o poder temporal – em oposição ao poder espiritual do papa. Mas se deu mal, como todos aqueles, reis e príncipes, que pretenderam dominar Gênova, chamada a Superba, a soberba, no sentido de altiva, república marítima independente desde o seu nascimento até sua adesão espontânea ao Reino do Piemonte, berço da unificação italiana, no século passado. Do lado da escadaria da

ISTOÉ/1179-6/5/92

...30 anos, no caso das mulheres, para requisitar o benefício integral.
...B/27/6/99

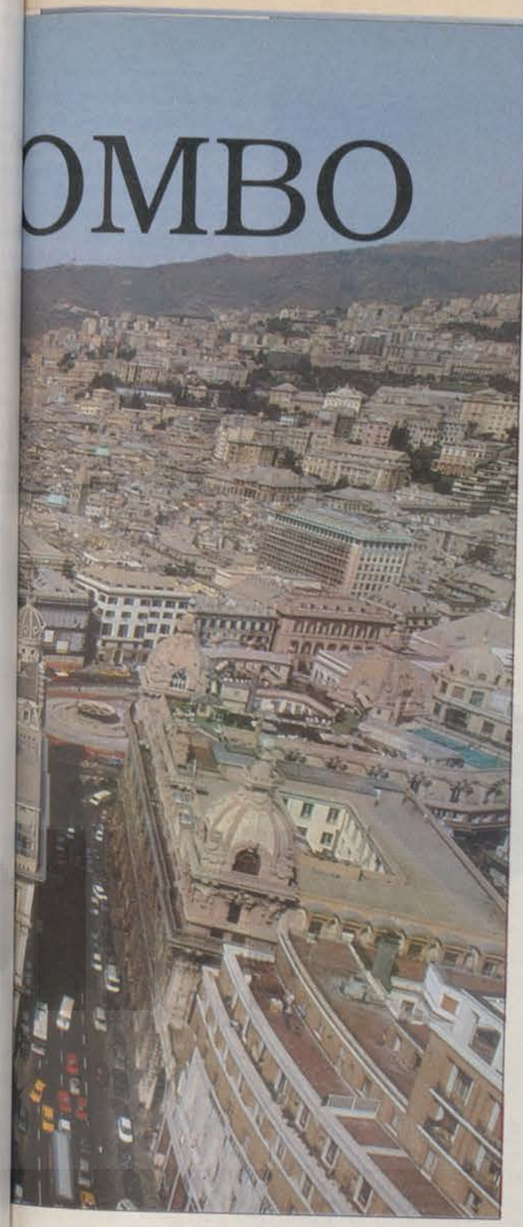
...PRINCIPAIS MEDIDAS QUE O

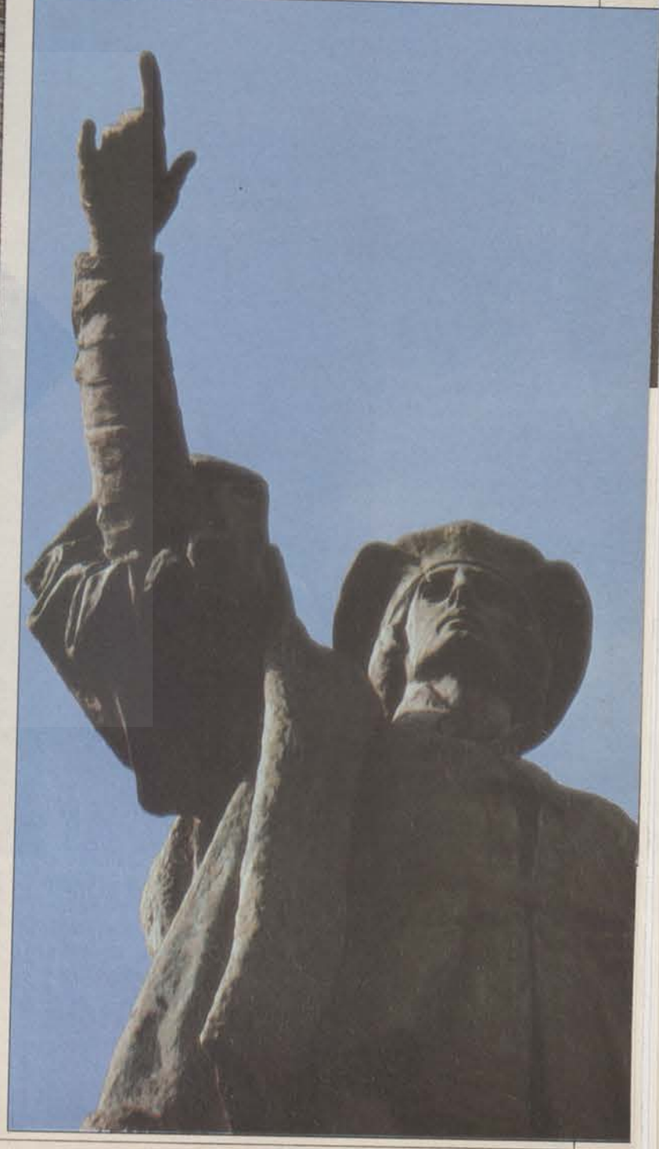
...gresso, os segurados ao INSS terão seus benefícios calculados com base na média das contribuições feitas a partir de julho de 1994.
...Com a ampliação da base de cálculo, os trabalhadores vêm regularizar sua situação com a Previdência e pagar as contribuições atrasadas, os juros atingem valores astronômicos de cerca de 500% segundo o ministro Ornellas. Isso acaba

OMBO

Suspenso entre infâmia e santidade, o Descobridor é um enigma há 500 anos. É mesmo?

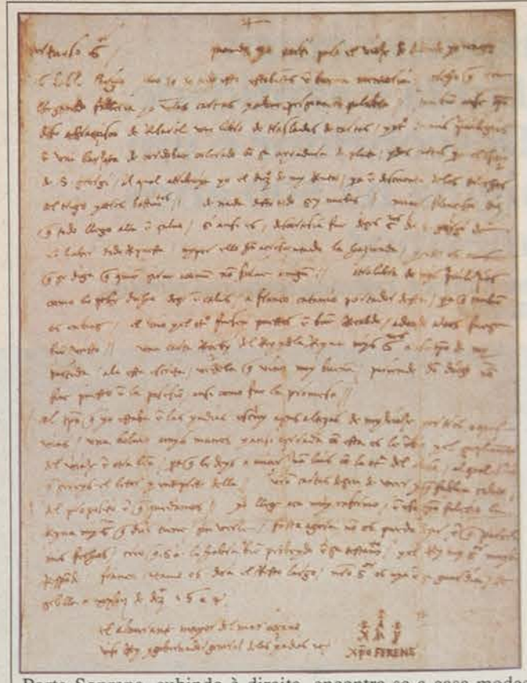
GIANNI CARTA E AMÉRICO MARIANO (FOTOS), DE GÊNOVA





A CIDADE E SEU HERÓI

Gênova medieval: embaixo, no centro, Porta Soprana, à cuja sombra Colombo viveu até os 19 anos. O poeta francês Paul Valéry cantou o cinza genovês, cor dominante na cidade, por causa dos telhados de ardósia e da pedra usada nas construções. Hoje Gênova tem 720 mil habitantes, US$ 18 mil de renda média per capita, uma forte indústria e um dos portos mais movimentados do mundo



A CARTA E O GUARDIÃO
Carta de Colombo, de 1502, relíquia conservada por Aldo Agosto, diretor do Arquivo Municipal

Porta Soprana, subindo à direita, encontra-se a casa onde morou, até os 19 anos, Cristóvão Colombo, o filho mais ilustre de Gênova. A cidade o homenageia neste 500º aniversário da descoberta da América, inclusive com uma exposição intitulada *Cristoforo Colombo: la nave e il mare* (o navio e o mar), no quadro de uma série de celebrações que começam dia 15 de maio e que deverão chamar a Gênova, até 15 de agosto, cerca de quatro milhões de turistas.

Com esta série de eventos pretende-se valorizar, entre outras coisas, a restauração do centro histórico, a porção medieval da cidade, erguida nos tempos em que Gênova criou um império de entrepostos comerciais que ia da Córsega à Espanha, da África à Ásia Menor, e disputou com Veneza a supremacia no Mediterrâneo. "Queremos relançar a imagem de Gênova", explica o professor Alberto Bemporad, comissário do governo junto à exposição. A cidade não costuma ser incluída nos roteiros turísticos mais óbvios ou mais sofisticados e quem a visita, além de experimentar uma ou outra especialidade de sua cozinha, tem de se conformar em ser comboiado para um cemitério, no bairro de Staglieno, conjunto monumental e extraordinariamente *kitsch*, um triunfo de mau gosto de mármore e pedra, de extração oitocentesca. Mas Gênova tem atrações bem mais persuasivas. O seu centro histórico, uma teia de ruelas e pequenas praças tecida em torno de alguns palácios imponentes e de uma catedral românico-gótica de comovedora fachada em mármore cinza-escuro e cor-de-rosa, compõe, por exemplo, um conjunto fascinante. O limite é Sotto Ripa, caminho que margeia o porto, levemente abaixo do cais, coberto por arcadas – os *portici* – para abrigar do frio e do vento um mundo cheio de energia, excitado pelo comércio de frutas e produtos exóticos. Nesta área da cidade, respira-se até hoje o ar da sua grandeza e da sua ousadia.

Antes de Colombo, outros ligúrios – a Ligúria é uma pequena região comprimida entre os Apeninos e o mar Ligúrio, braço do Mediterrâneo, cuja cidade principal é, precisamente, Gênova – realizaram grandes descobertas e conquistas. Em 1275, Lazzarotto Maloncello foi o primeiro a chegar às ilhas Canárias. Em 1291, os irmãos Vivaldi exploraram as costas da África, provavelmente até o Cabo das Tormentas, que depois se chamaria da Boa Esperança, na ponta extrema do continente. Nicolosio da Recco descobriu os Açores em 1341 e dez anos mais tarde outro ligúrio, Antonio da Noli, atingiu as ilhas do Cabo Verde. De todo modo, ao cruzar o Atlântico, Colombo não apenas foi mais longe, literalmente, do que seus conterrâneos, mas também foi no sentido figurado, ao desafiar três conceitos que, há cinco séculos, ainda eram comumente aceitos.

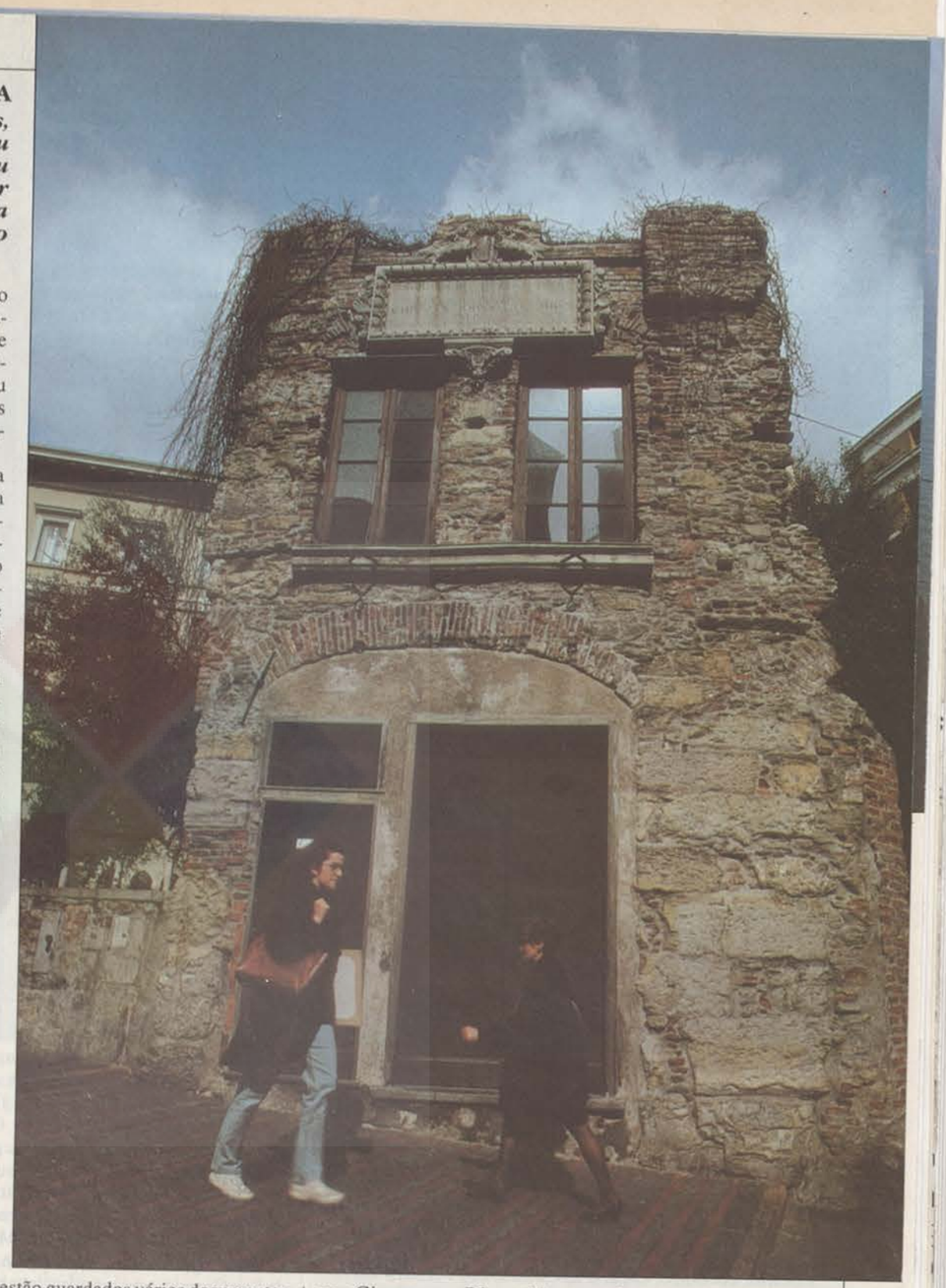
Entendia-se, um, que o Oceano era povoado por monstros; dois, que nas regiões tórridas dos trópicos a vida humana não seria possível; e, três, que, sendo a Terra plana, a certa altura um navio seria engolido por um súbito precipício. Colombo teve de vencer a descrença da maioria dos seus contemporâneos, mas não deixou, ele próprio, de enganar-se: morreu acreditando ter colocado seus pés na Ásia, nas fabulosas Índias. Nem por isso

Genovês, é certo

Gênova guarda vários papéis que provam a origem genovesa de Colombo.

- **Certidões, conservadas no Arquivo Municipal, do casamento dos pais, Domenico e Susanna, e do nascimento dos seus filhos, Cristoforo, Bartolomeo, Bianchinetta, Giovanni Pellegrino e Giacomo.**
- **Nomeação de Domenico a guardião da Porta Soprana, com direito a morar na casa próxima, em 1455.**
- **Registro de Cristoforo como cardador de lã, datado de 1472.**
- **Certidão do acordo entre três sobrinhos de Colombo para que um deles siga para a Espanha a serviço do tio. Data: 11/10/1496.**
- **Depoimento de Colombo, feito no tribunal de Lisboa, em 1479, jurando ter nascido em Gênova 27 anos antes.**
- **Carta remetida por Colombo da Espanha para Gênova, em 1502. "Mesmo que meu corpo caminhe por aqui, meu coração está sempre aí", escreve o Almirante.**

A CASA PATERNA
Dos 5 aos 19 anos, Colombo morou aqui. Domenico, seu pai, era cardador de lã e produzia queijo e vinho



seu mérito diminui. Como acentua o professor Gaetano Ferro, da Universidade de Gênova, uma autoridade mundial, ele encontrou o caminho, com a graça dos ventos, e isto é o que importa.

Cinco séculos depois da descoberta dos "sopros da terra e do mar" mais adequados à sua façanha, Colombo ainda permanece no centro de acirrados debates. Um deles certamente estéril. Há quem sustente que Colombo era galego. Outros juram que era judeu catalão, refugiado em Gênova. Há, ainda, um Colombo armênio, um suíço, um norueguês, um grego e um chinês. Jacques Heers, professor da Sorbonne e respeitadíssimo biógrafo de Colombo, alerta que essas teorias foram expostas "por penas mais preocupadas em polemizar do que em relatar fatos". "Baseiam-se em lugares-comuns ou em afirmações errôneas, usando como essencial o acessório e o fortuito", escreveu Heers em sua obra sobre Colombo publicada pela editora francesa Hachette em 1981.

Em Gênova, Aldo Agosto, especialista em Colombo e diretor do Arquivo Municipal, abre para ISTOÉ as portas da Sala Colombiana, espécie de tabernáculo da repartição. Ali estão guardados vários documentos originais que contam a história do navegador e de sua família. "São a fonte histórica mais segura", diz Agosto. De fato, entre aquelas quatro paredes pode-se reconstituir, sem temor de distorções, boa parte da vida de Colombo. O pai, Domenico, era cardador de lã, mas, conforme o espírito comercial da época, tinha mais de um ofício: também tomava conta de uma taverna, produzia queijo e vendia vinho. Era nativo de Quinto, burgo que, como Quezzi, terra de sua mulher Susanna Fontanarossa, é hoje um bairro da cidade. Do casamento, nasceu primeiro Cristoforo, em 1451. Depois Bartolomeo, Bianchinetta, Giovanni Pellegrino e Giacomo, ou Diego, 17 anos mais novo que o primogênito.

Para a casa próxima da Porta Soprana os Colombo se mudaram em 1455, segundo documentos que informam sobre a nomeação do eclético Domenico para "guardião da porta". Em 1470 a família mudou-se por algum tempo para Savona, pequeno porto situado 50 km a oeste de Gênova. Outros documentos guardados na Sala Colombiana dos Arquivos Municipais relatam que em 1472 Cristóvão aprendeu o ofício do pai e foi registrado como cardador de lã. Outro documento, bastante posterior, de 11 de outubro de 1496, atesta que três sobrinhos de Cristóvão concordaram em repartir despesas para que um deles,

PERITOS ARDENTES

Ferro e Marzinot: professores em Colombo, vivem como se ele ainda morasse na esquina

ELE PASSOU POR AQUI

San Lorenzo, a catedral românico-gótica, foi erguida 200 anos antes do nascimento de Colombo

Giovanni, seguisse para a Espanha para servir o tio famoso, com o compromisso de dividir com os irmãos os lucros e benefícios colhidos no estrangeiro. O apego à família e à cidade natal é típico dos genoveses, empurrados para o mar pela natureza de sua terra, escassa e pobre, mas sempre prontos "a reproduzi-la quando estiverem longe dela", como se dizia já há 800 anos.

Chama atenção em Gênova a ausência de uma característica comum a todas as demais cidades italianas, uma grande praça central, concebida como ponto de encontro da comunidade, uma ribalta da vida civil e religiosa. Em Gênova, pelo contrário, todos os caminhos levam a Ripa, o caminho a beira-mar, onde se alinham, ao longo do porto, armazéns e edifícios públicos e privados sem clara definição entre eles. A *piazza*, escancarada até o horizonte, e intuída além dele, é o próprio mar. Cristóvão Colombo foi o último representante de uma categoria de genoveses empurrados para a aventura pela natureza de sua terra natal. Depois, a partir de 1500, Gênova aproveitaria o prestígio colhido nos séculos anteriores como dona de um império e as riquezas amealhadas. Os seus cidadãos mais espertos, e abastados porque espertos, passariam a administrar as maiores fortunas européias e a aconselhar os monarcas mais poderosos.

Por uma involução inescapável, a primitiva comuna republicana, equilibrada no jogo das corporações dos vários ofícios, torna-se palco da luta oligárquica. As famílias mais ricas disputam o domínio da cidade e se revezam na eleição do *doge*, um príncipe com mandato a prazo fixo. Nesse período, entre começos do século XVI e meados do XVII, as grandes famílias genovesas – Doria, Fieschi, Adorno, Brignole, Pallavicino, Spinola, Grimaldi, Di Negro – controlam o comércio e a atividade financeira em toda a Europa, a partir dos palácios erguidos na Strada Nuova, rua nova, hoje rua Garibaldi, obra-prima da arquitetura maneirista, faustosa, solene e, ao mesmo tempo, estranhamente composta. A personagem mais notável da época é Andrea Doria, que não foi somente *doge* e riquíssimo armador, mas também comandou sucessivamente a frota do papa, do rei da França e do rei da Espanha. Então os barcos ingleses chegaram igualmente a hastear a bandeira genovesa, cruz vermelha de São Jorge sobre fundo branco, núcleo da Union Jack, a própria bandeira da Inglaterra. Os donos do poder de Gênova gostavam de luxo e contratavam os maiores pintores para que os retratassem. O flamengo Antonio Van Dick viveu na cidade por mais de dois anos pintando damas e cavalheiros, e Pedro Paulo Rubens recomendava que Antuérpia, o grande porto do Mar do Norte, tentasse imitar o maior porto do Mediterrâneo.

Aldo Agosto é um perfeito guia no antigo edifício do Banco de San Giorgio, um dos primeiros bancos do mundo, construído no século XII, restaurado várias vezes e hoje ocupado pela administração do porto, à entrada da exposição que Gênova organizou para homenagear Colombo. Nos arquivos do Palazzo San Giorgio está guardado um documento decisivo para a demonstração da origem genovesa de Colombo, uma carta datada de 1502, do punho do próprio Almirante. Nela Colombo oferece um décimo da sua renda para livrar os genoveses pobres de um imposto sobre alimentos e vinho. "Mesmo que meu corpo caminhe por aqui", escreve Colombo, "meu coração está sempre af". Agosto sublinha as palavras. A questão mexe muito com e

está ultimando um livro, em que recolhe todas as provas da *genovesitá* (poderíamos dizer, forçando a barra, genovesidade) do descobridor, e pretende publicá-lo até o fim do ano.

Na visita a Palazzo San Giorgio, com suas sólidas estruturas fronteiriças ao posto e capaz de sobreviver aos bombardeios navais da frota de Luís XIV, em 1684, e da frota britânica, em 1941, durante a Segunda Guerra Mundial, pode ocorrer a idéia de que a precocidade do banco talvez explique a fama de avareza dos genoveses. Diz um ditado que é necessário juntar sete judeus para fazer um escocês e sete escoceses para fazer um genovês. "É preciso entender a mentalidade do marinheiro para se compreender o genovês", recomenda Federico Marzinot, do Ente Colombo, entidade encarregada pelo Parlamento italiano da organização da exposição colombiana. "A psicologia do marinheiro", insiste Marzinot, "é a de alguém que tem de tomar decisões com frequência em um mundo diferente do seu, de sorte que tende a agir com muito resguardo". Ao longo de sua vida, comenta Marzinot, Colombo não deixou de portar-se como genovês típico. Cabeçudo, ambicioso, determinado, trabalhador – e resguardado. "Era também arrogante, um maníaco religioso, e buscava desesperadamente ficar rico e ganhar títulos de nobreza", adverte o professor Ferro, autor de vários livros e do prefácio ao *Diário de bordo da primeira navegação e descoberta*, na edição italiana.

Nada a objetar, em todo caso, quanto à sua competência no leme. Além de mago dos ventos, lia cartas náuticas e sabia calcular equações de tempo, velocidade e distância. Dominava os instrumentos de navegação, bússola, quadrante e astrolábio e o curso dos astros, dos planetas e de meteoros errantes. Ainda assim, a época ainda vivia os resquícios de toda uma era de ignorância truculenta e temerosa. À espera de Copérnico e Galileu, mesmo os mais cultos supunham que a Terra fosse fixa e que os outros corpos celestes girassem ao seu redor. Colombo não era diferente dos seus contemporâneos. Ele lera, além do primeiro *best seller* do mundo, a Bíblia, impressa por Gutenberg, a obra de Marco Polo, *Il Milione*, ditada pelo andarilho veneziano dois séculos antes a um companheiro de cela nas masmorras genovesas. Polo, aprisionado durante uma batalha naval entre

Manjericão e Cia.

■ O melhor restaurante genovês fica a 44 km de Gênova, no lugarejo de Leivi, encostado à cidade de Chiavari e se chama Ca'Peo. Acesso complicado, mas vale a pena. Oito mesas para uma refeição de suntuosa simplicidade. Reserva obrigatória: tel. (0185) 31-9090.

■ As especialidades da cozinha genovesa têm a contenção e a sutileza da cidade, bela e forte sem alarde. Molhos de nozes e manjericão. Tortas de alcachofras, de acelgas, de espinafres, de cogumelos de bosque. Manjerona, sálvia, alecrim, louro, na carne e no peixe. Coelho, cordeiro, caça. E bacalhau, em versões variadas. Encerrar com Sacripantina, temível aliança de cremes e manteiga.

■ Clássico da cozinha genovesa: o *pesto*, molho perfeito para *trenette*, espaguete de corte ovalado. Receita: soque num pilão de mármore manjericão, pinois, alho (com comedimento), queijo pecorino, até obter uma pasta homogênea. Acrescente azeite à vontade. Só isso. Atenção: nozes podem substituir os pinois, parmesão o pecorino e um bom liquidificador o pilão de mármore (no caso, rale o queijo).

Veneza e Gênova, acabou morrendo no cativeiro, sem antes deixar no *Il Milione* (o milhão) o registro de suas viagens por terra até o Catai dos Khans. Colombo fundia a sua certeza de que a Terra era o centro do Universo e de que amazonas e sereias não eram figuras mitológicas, com a esperança de vir a apertar algum dia a mão de Gengis Khan e de descobrir as minas do rei Salomão.

Brasão do vice-rei

Ao mesmo tempo, Colombo era "um gênio do mar", como resume Bemporad, que acaba de regressar de Paris onde pronunciou uma conferência sobre o seu herói. Ao certo, não se sabe quando Colombo começou a navegar. Em uma carta de 1501, o Almirante comenta: "Desde a mais tenra idade navego e continuo navegando até hoje." O professor Ferro acentua, contudo: "Quando saiu de Gênova, aos 24 anos, para passar a viver em Portugal, era certamente marinheiro, porém mediocremente preparado." Tinha, em compensação, um sexto sentido, segundo Bemporad. Previa, ou pressentia?, tempestades ou calmarias com dois dias de antecedência. Além disso, era obsessivo na sua vontade de aprender. Logo se expressaria em português, e depois em castelhano, mas nunca chegou a falá-los perfeitamente, como, de resto, não falava o italiano, que ainda não se tornara a língua de todo o povo da península. Colombo exprimia-se mesmo em genovês, mistura de latim macarrônico, dialetos mediterrâneos e do próprio toscano, que Dante Alighieri elevara à categoria de língua ao escrever, no século XIV, a *Divina Comédia*.

O lado pragmático de Colombo levou-o a buscar, como marinheiro, a experiência direta. Foi um longo treino de mais de 20 anos para amadurecer a travessia do Atlântico. Antes de mudar-se para Lisboa, ele percorreu as mais diversas rotas do Mediterrâneo, até as costas da Ásia Menor. Quando se estabelece em Portugal, como representante dos comerciantes de lã de Gênova, ele passa a navegar pelo Atlântico. Vai à ilha da Madeira, no comando de duas embarcações, à Inglaterra e à Irlanda. Talvez tenha chegado até a Islândia, enquanto no rumo sul atingiu certamente as Canárias, Cabo Verde e o forte de São Jorge de Mina, na Costa de Ouro. Com zelo, ele ensaiava a viagem decisiva, iluminado pela certeza de que Deus, ninguém mais que Deus, estava abrindo para ele o caminho das Índias.

Contribuíram, possivelmente, para animá-lo a tanta confiança as circunstâncias da sua chegada a Lisboa. Em 1476, zarparia de Gênova a bordo de uma das cinco naves que as famílias Di Negro e Spinola haviam arrendado para uma viagem comercial à Inglaterra. Logo depois de ter atravessado o estreito de Gibraltar, o barco de Colombo, atacado por piratas franceses, foi a pique. Muitos tripulantes morreram, mas Colombo salvou-se milagrosamente. Algum tempo depois aparece o registro da sua chegada a Lisboa, onde já residia seu irmão Bartolomeo e onde havia uma colônia genovesa desde o século XIII. Um processo que o envolve numa transação de açúcar com a ilha da Madeira, em 1479, prova, mais uma vez, a origem genovesa de Colombo. O documento, conhecido como Assereto, em homenagem ao seu descobridor, encontra-se nos arquivos entregues aos cuidados de Aldo Agosto. Trata-se de um depoimento prestado por Colombo no tribunal, em que ele jura ter nascido em Gênova 27 anos antes e ser residente em Portugal.

Naquele ano, ele se casa com Felipa Moniz Perestrello, aristocrática descendente de uma família de Piacenza, no norte da Itália, cuja nobreza remonta ao ano 1000. Deste casamento nasce Diego. Neste momento, Colombo toma posse da cópia de uma carta dirigida por Paolo del Pozzo Toscanelli, respeitado geógrafo e matemático florentino, ao rei de Portugal. Datado de 25 de junho de 1474, o documento faz referência às possíveis rotas ocidentais para as Índias. Incentivado pelo texto de Toscanelli, Colombo procura o rei João II. Este não se interessa. O genovês, além de tudo, é exigente: quer títulos, dinheiro e porcentagens sobre o comércio que se estabelecesse com as terras descobertas. É imaginável que Colombo tenha vivido dias especialmente amargos diante da recusa do rei. Ainda assim, consta que em momento algum faltou-lhe a confiança na ajuda divina, ou, por outra, em si mesmo.

Pouco se sabe sobre o aspecto físico de Colombo. Alguns historiadores o apresentam como um homem baixo e moreno. Outros, mais recentes, dizem que era de estatura acima da média, rosto avermelhado, olhos azuis-escuros e cabelos brancos já aos 30 anos. Embora cordial no trato, o genovês era sujeito a acessos de ira. Ao longo da vida, manteve o forte sotaque genovês que evoca, segundo ouvintes italianos, inflexões do português do Brasil. Até hoje, em Gênova, o dialeto é falado comumente em todas as camadas sociais. E é nos baixios calões que ele atinge raros momentos de inspiração numa terra de dignos cultores do melhor italiano, como o poeta Prêmio Nobel Eugenio Montale, ou o ficcionista Italo Calvino (que não era natural de Gênova, mas ligúrio de Sanremo). Quem trafega pelos becos do porto, e conhece os segredos do dialeto, pode saborear peças de rara fortuna icástica, correspondendo

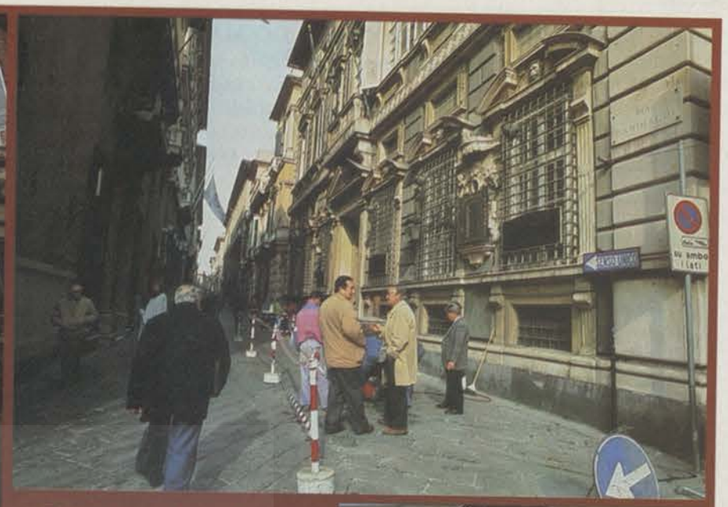
As boas rotas

■ No arrabalde de Gênova, ao longo do mar, até 30 km a partir do centro da cidade, espalham-se alguns dos lugares de veraneio mais bonitos e turisticamente melhor equipados da Itália. Camogli, Portofino, Paraggi, Santa Margherita e Rapallo. Passeio altamente recomendado.

■ O Teatro Carlo Felice, dos começos do século passado, destruído durante os bombardeios da Segunda Guerra Mundial e finalmente reconstruído nos últimos anos mantendo a fachada original, é o mais moderno palco da Itália para a ópera e espetáculos musicais em geral. Tecnicamente superior inclusive ao Alla Scala, de Milão.

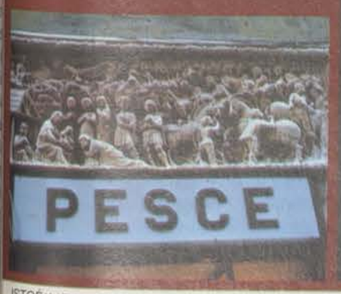
■ Gênova é marcada pela passagem de um grande arquiteto do século XVI, Gian Galeazzo Alessi, de Perugia, autor dos projetos de alguns dos mais belos palácios genoveses e mansões aristocráticas. O seu estilo, *alessiano*, é característico de tudo o que se construiu em Gênova depois dele.

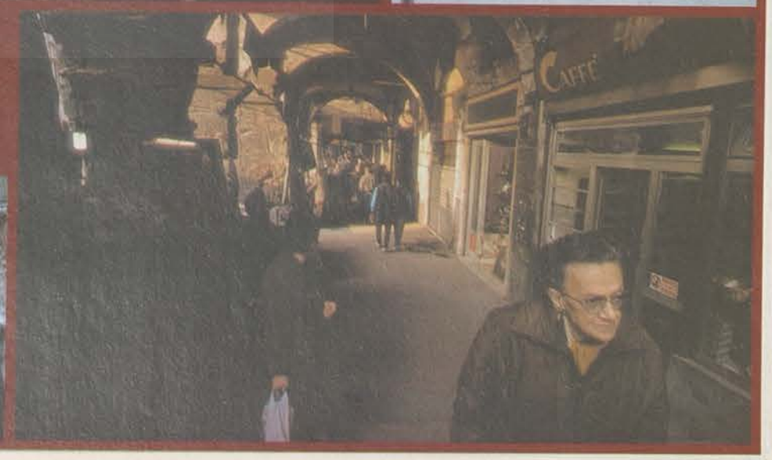
■ As melhores gravatas da Itália saem da camisaria Finollo, na central Via Roma. No momento, exigem-se 8 centímetros de largura mínima na base da gravata. Os mais célebres fabricantes de gravatas inglesas também trabalham com exclusividade para Finollo.



Doria mandava do seu palácio (à esq.). Os doges do século XVI da Strada Nuova (acima). Finollo vende hoje as mais finas gravatas da Itália

Do Banco de San Giorgio, no século XV, Gênova orientou as finanças do mundo. Sotto Ripa (à dir.) protege-se dos ventos que sobem o Mediterrâneo





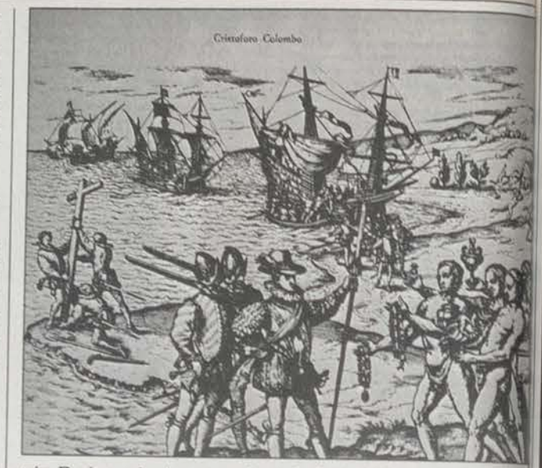
graves ofensas dirigidas contra os semelhantes. Tais como a refinada *ghirindun desmissu*, criado mudo velho, com toda a memória de ter guardado cerâmicas noturnas. Ou o atroz *arzilla de löeghi*, marisco criado em latrinas públicas. Ou o sutil *bulachin de m... svissera*, bule cheio de m... de nacionalidade suíça. Talvez a mais óbvia das m...

PIONEIRO DO MAL?

Há quem veja Colombo como iniciador de um genocídio. É medir o passado com o metro do presente

O casamento de Colombo foi interrompido pela morte de Felipa. Ele mudou-se para a Andaluzia, na Espanha, e foi hóspede por algum tempo, juntamente com o filho Diego, de um convento em Huelva. No monastério de Santa Maria de la Rabida, conheceu o frade Antonio de Machena. Tornaram-se grandes amigos e o frade influenciaria decisivamente o futuro de Colombo. Unia-os, num primeiro momento, o singular anseio de recuperar Jerusalém dos muçulmanos, um eco tardio das Cruzadas que Colombo ouviu, entre o fígado e a alma, até a sua morte. Mas prevaleceu, sem detrimento da fé, o plano factível. Graças a uma carta dirigida por Machena ao confessor da rainha de Castela, Isabel, casada com Fernando de Aragão desde 1469, Colombo chega à corte da Espanha. Ele procura vender a sua idéia, evocando os riscos da concorrência portuguesa e as perspectivas de uma descoberta que, literalmente, valeria ouro, a bem das caixas da Coroa esvaziadas pelos últimos anos da guerra contra os mouros. O casal real resiste e o genovês volta a bater à porta de João II de Portugal. Sem êxito.

Em Córdoba, no meio do caminho entre as duas cortes, Colombo encontra o consolo de uma jovem de 20 anos, Beatriz Enrique de Arana, cujo principal defeito era a origem humilde. Grave demais, ao que parece, aos olhos de Colombo, que reconheceu o filho nascido na relação e batizado Fernando, para agradar o monarca de Aragão, mas nunca como esposa a moça Beatriz. Enquanto isso, os argumentos gastos por Colombo a favor da travessia junto ao trono de Castela são repentinamente confirmados pelos fatos. Em 1488 o português Bartolomeu Dias dobra o Cabo da Boa Esperança e abre o caminho das Índias a partir da circunavegação da África. Segundo evento: nos começos de 1492, os mouros perdem Granada para o exército de Fernando e se retiram de vez da península ibérica. Rapidamente, a questão se define: dia 17 de abril de 1492, Colombo assina um contrato com o reino de Castela. Será Almirante do Grande Oceano, vice-rei e governador das terras que descobrir, recebendo 10% das riquezas recolhidas.



desembarcados, a par de soldados e degredados, mas até aqueles não primavam pelas boas maneiras, sem contar a sua escassa vocação pelo serviço duro, donde a sua disposição a escravizar os aborígenes.

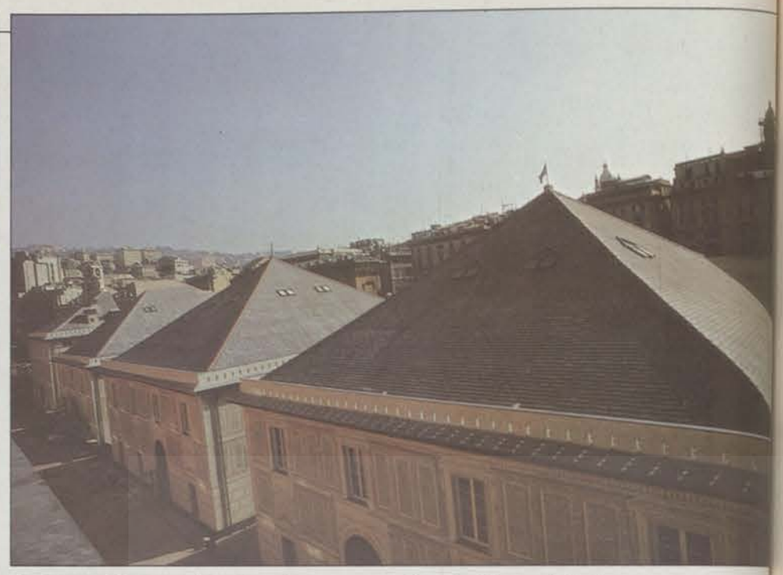
Bartolomeu de las Casas, padre e historiador cujos pai e irmão acompanharam Colombo, escreveu que o Almirante se esforçou por manter boas relações com os índios, embora nem sempre fosse possível, até porque havia tribos francamente inamistosas. Hoje espalha-se a crença oposta, de que Colombo foi uma espécie de pioneiro dos massacres de índios que os brancos promoveram ao longo dos séculos. Um verdadeiro genocídio, cujo último capítulo ainda está sendo escrito no Brasil. Um fato, sobretudo, está no centro do libelo contra Colombo. Em 1495 ele enviou para a corte de Isabel 500 índios. Era inverno, e a maioria não sobreviveu ao frio. Os que sobraram foram mandados de volta pela rainha, furiosa. Mas pelo menos um historiador justifica a decisão de Colombo. Jacques Heers lembra que aqueles índios pertenciam a uma tribo de canibais e sustenta que Colombo, ao enviá-los para a Espanha, pretendia proteger as demais tribos. "É dessa maneira que poderemos acabar com este costume desumano de comer carne humana", escreveu Colombo em seu diário. O Almirante estava também preocupado com a catequese dos índios, nem mais, nem menos, do que, digamos, o venerável padre José de Anchieta, cuja santificação é periodicamente proposta às instâncias competentes da Igreja. Julgar hoje o aventureiro genovês que se considerava escolhido por Deus é, de verdade, impossível, no que diz respeito, pelo menos, a essa específica questão do seu relacionamento com os índios. Mas há cidadãos, e entre eles até intelectuais famosos, que teimam em medir o passado com o metro do presente.

GRANDES PROJETOS

Arredores de Gênova, das alturas de Portofino. Este mar era pequeno demais para Colombo

Aceitável, pelo contrário, é o julgamento do vice-rei e governador. A sua gestão é caracterizada pela procura obsessiva e vã de ouro, pelo descaso quanto às lavouras possíveis e não desenvolvidas, pela falta de energia em coibir rebeliões entre os conquistadores e pelos erros estratégicos no enfrentamento dos índios rebeldes. No ano de 1500 uma caravela – o fantástico barco que conseguia boiar em qualquer circunstância, algo assim como um DC-3 dos tempos dos descobrimentos – leva Colombo acorrentado de volta para a Espanha. Um emissário de Isabel acaba de considerá-lo culpado pela desordem reinante nas Índias. A bordo, ele recusa o gesto de piedade de quem se oferece para libertá-lo dos grilhões. Teve ali o seu momento de altivez e de histrionismo: queria impressionar os reis e, de certa forma, foi eficaz no desempenho. Morreria em 1506, em Valladolid, gozando de certo bem-estar – esta é a versão histórica mais recente, contrariando aquela aceita pelos livros escolares, de que viveu na miséria os últimos anos. No desconforto moral é certo, reivindicando inutilmente os seus direitos. "Eu dei as Índias de presente", escreveu Colombo em seu testamento, "e digo que os presenteei (*os reis católicos*) porque é evidente que, de acordo com a vontade de Deus, nosso Soberano, eu dei a eles algo que era meu".

As razões de sua morte não são claras. Em sua primeira viagem, ele relatou no diário de bordo que seus olhos doíam. Mais tarde ele ficaria quase cego. Alguns historiadores dizem que teve malária e tifo durante a sua estada na América. Sofria, talvez, de Síndrome de Reiter, uma doença que combina problemas



GÊNOVA 92
A exposição, simbolizada pelo guindaste, recupera uma área medieval sem uso há 500 anos

de vista e urinários com artrite. Segundo Jacques Heers, também padecia de disfunções cardíacas. Foi enterrado vestido por uma túnica franciscana. Hoje seu sarcófago encontra-se na belíssima catedral gótica de Sevilha, mas até em torno dos seus restos mortais se acende a polêmica. Eles teriam sido removidos para Santo Domingo e depois para Cuba. Há quem diga que ficaram por lá, e que o sarcófago sevilhano não passa de um embuste.

De toda forma, há qualquer coisa de trágico na figura deste genovês que viveu os sentimentos mais díspares, entre a glória e a infâmia, e cuja memória de cinco séculos continua oscilando entre a santidade e a vilania. Faltou-lhe, até mesmo, o reconhecimento que coube ao toscano Americo Vespucci, de dar seu nome ao novo continente. De verdade Vespucci – que trabalhou para a corte portuguesa, fez um levantamento bastante preciso das costas da América do Sul e chegou, inclusive, ao Brasil alguns anos antes de Cabral – tinha noções mais claras do que Colombo a respeito da localização das novas terras. Ao que tudo indica, ele sabia não ter alcançado a Ásia, de sorte que até parece justo que o continente se chame América. Vespucci já tinha um pé no futuro. Colombo era o último representante de uma época de ignorância, medo e superstição, que ele próprio rompera, para acabar com ela, como o marinheiro que afunda com seu barco para expiar a última ousadia. ●

A festa de Moby Dick

As festas *colombiane* começaram dia 20 de abril, com a saída da grande regata de quase cem barcos que de Gênova vai atravessar o Mediterrâneo e o Atlântico, passando por Nova York e Boston, para se concluir em Liverpool, dia 16 de julho. Mas o momento mais esperado é a inauguração da exposição *Cristóvão Colombo: o navio e o mar*, marcada para 15 de maio, da qual participam 47 países.

O cenário da exposição foi criado pelo arquiteto genovês Renzo Piano, autor, entre outros projetos de repercussão mundial, do edifício Beaubourg, de Paris (em parceria com Richard Rogers) e do aeroporto de Osaka, no Japão. Piano (espécie de herdeiro de outro genovês célebre, Leon Battista Alberti, um dos grandes humanistas e arquitetos do começo da Renascença) recuperou uma vasta área do bairro medieval que cerca o porto, inclusive parte do cais sem uso há mais de cinco séculos. Símbolo da exposição, o *bigo* gigante, guindaste de vários braços.

"Não teremos uma efêmera celebração retórica do Navegador", promete o comissário do governo italiano, Alberto Bemporad. E sim uma viagem no tempo, do passado ao futuro, exibindo objetos e instrumentos que remontam aos primórdios da navegação e barcos de todas as origens, até os mais recentes projetos de navios teleguiados. Além disso, um dos pontos de atração será o aquário oceanográfico, o maior da Europa, conjunto de piscinas transparentes de 25 metros por 12 e 8 de profundidade, contendo mais de 200 espécimes marinhos.

Não faltará um especial apelo à imaginação por obra do ator e diretor Vittorio Gassman, disposto, aos 70 anos, à encenação mais grandiosa da sua vida, intitulada *Ulisses e a baleia branca*, livre versão de *Moby Dick*, de Melville. O espetáculo estreará em Gênova em julho, e prosseguirá em agosto em Sevilha, no centro da Exposição Universal que também celebra o 5º Centenário do Descobrimento.

Bemporad: "Não será a costumeira celebração retórica"

Colisão de rotas

Historiadores revisam os descobrimentos portugueses dos séculos XV e XVI

Uma das mais arraigadas certezas pátrias – a de que no dia 22 de abril de 1500 Pedro Álvares Cabral descobriu o Brasil – pode estar prestes a desmoronar. Louvado desde os primeiros anos da escola primária e estudado nas universidades como uma das conquistas das navegações portuguesas nos séculos XV e XVI, o feito de Cabral, até hoje, gera controvérsias – entre os historiadores, existem aqueles que preferem conceder a primazia do descobrimento a Duarte Pacheco Pereira que, em 1498, teria navegado, sob as ordens do rei português, dom Manuel I, no rumo do Atlântico Ocidental. Tratada com cautela pela história oficial, essa dúvida deverá emergir nas discussões que, a partir do segundo semestre, serão travadas no Instituto de Estudos Avançados (IEA), da Universidade de São Paulo, quando o historiador português Vitorino Magalhães Godinho, professor da Universidade Nova de Lisboa, estiver participando, durante um mês, de debates com professores brasileiros.

OS DOIS "DESCOBRIDORES"

Pedro Álvares Cabral

Sob as bênçãos do bispo de Ceuta, dom Diogo de Ortiz e a aprovação do rei dom Manuel I, o navegante português Pedro Álvares Cabral recebeu a incumbência de ir às Índias. De acordo com os livros escolares de História, a esquadra foi impelida pelos fortes ventos rumo ao mar desconhecido. No 43º dia de viagem, avistaram terra – pensando tratar-se de uma ilha, chamaram-na Vera Cruz. Era o dia 21 de abril de 1500 e, para todos os efeitos, o Brasil tinha sido descoberto.

Duarte Pacheco

Nobre português, Duarte Pacheco Pereira deixou um intrigante relato de uma de suas missões marítimas. Em 1498, navegando pelo Atlântico Ocidental, ele conta ter deparado "com uma tão grande terra firme, com muitas e grandes ilhas adjacentes a ela". Segundo alguns historiadores, essa grande terra seria o Brasil – correta essa versão, Pereira teria a primazia da descoberta e Cabral, neste caso, seria apenas o funcionário da Coroa Portuguesa encarregado de formalizar a posse na nova área.

As cartas náuticas dos navegadores portugueses demonstravam o avanço da cartografia e usavam até dados sobre ventos, o que tornava difícil a ocorrência de erros

Ao mesmo tempo em que recepciona Godinho, um especialista em descobrimentos, cuja visita já estava acertada há vários meses, o instituto inaugura, também, uma nova solução acadêmica. Trata-se da cátedra Jaime Cortesão, em homenagem a este historiador e geógrafo – que viveu no Brasil, nos anos 50 – e que pretende desencadear uma reconsideração crítica do mundo luso-afro-brasileiro. Implantada na quarta-feira, 8, a cátedra resulta de um convênio entre a USP e a Comissão Nacional para as Comemorações dos Descobrimentos Portugueses, presidida por Vasco Graça Moura, que esteve no País em companhia do primeiro-ministro Aníbal Cavaco e Silva. De acordo com o protocolo, válido até dezembro do ano 2000, a cátedra receberá visita de pesquisadores, escritores e artistas portugueses com a finalidade de estudar o período dos descobrimentos. Iniciativas semelhantes existem em apenas três outras universidades – em Bordéus, na França, Oxford, na Inglaterra, e Florença, na Itália.

"Essa cátedra nada tem a ver com as de caráter vitalício que vigoravam no regime universitário anterior", esclarece o historiador Carlos Guilherme Mota, professor da USP e membro do Conselho Diretor do IEA. Diante da proximidade das comemorações dos 500 anos de descoberta do Brasil, a iniciativa visa a repensar as imagens recíprocas cultivadas por portugueses e brasileiros. Ao revisitar a questão da identidade entre as duas nações, a proposta pretende estar a salvo de duas tentações: "Não será uma viagem proustiana ao tempo perdido e nem um comemorativismo ingênuo."

Nesse contexto em que Portugal pode tornar-se a porta de entrada para o Brasil na Comunidade Econômica Européia, a universidade quer repensar os descobrimentos atlânticos, embora essa discussão possa demorar a chegar aos livros escolares. "A história oficial não trabalha com dados controversos e as pesquisas sobre os des-

surdo com a alimentação, já que o Estado, nas concorrências, não fixa um teto máximo por preso", diz. "Isso permite que poucas pessoas ou empresas 'loteiem' as concorrências, de modo a cada um ganhar o máximo na área preferida." Enedina Marques, por sinal, também fornece alimento à cadeia de Atibaia, vizinha a Bragança.

Ela rebate as queixas dos presos dizendo que há 30 anos serve a comida na cadeia de Bragança. "Vivo para os presos, eles são como crianças, reclamam de tudo", afirma. "Eles passam bem, vivem bem lá na cadeia, mas não fazem nada e acabam voltando para a rua com os vícios. Quando os meninos começam a ficar inquietos, faço tudo o que eles querem, mudo o cardápio..." Enedina Marques admite que, para os padrões de uma cozinheira, chegou a um patrimônio mais que razoável – várias casas na cidade e carro do ano –, mas insiste: "Essas reclamações são conversa de preso." E nega que a comida seja intragável.

Além da questão da alimentação, Furukawa observa que a Lei de Execuções Penais está sendo descumprida em vários de seus artigos, a começar pelo 84, que prevê a separação de primários e reincidentes e o direito ao trabalho. Nada disso acontece na cadeia local: em 160 metros quadrados, perseguidos pelas goteiras que em algumas celas chegam a formar verdadeiro riacho, e atacados pelos ratos, os presos reclamam da qualidade da comida, servida em antiquadas marmitas de ferro (a fornecedora se recusa a trocar pelas de alumínio, descartáveis),e pedem a revisão processual de cada um, já que, denunciam, há vários casos de "cadeia vencida" – quando o preso já cumpriu a pena mas não é libertado. Pedem, também, trabalho, animados com a possibilidade de encurtar um dia de pena a cada três trabalhados.

Para mostrar que estão falando sério, Furukawa, Jeanine Oliveira e Marcos Valle terminam seu pedido à Secretaria de Segurança avisando que, "caso não haja êxito na experiência, os signatários assumem total responsabilidade pelo insucesso. Acreditamos que esta tentativa, embora pioneira, deve ser experimentada. Não há possibilidade de a situação ficar pior do que se encontra". Nos sonhos do trio está certamente a iniciativa da Waekenhut Corporation, que administra 12 penitenciárias nos Estados Unidos. Nelas os presos têm assistência médica e odontológica constante, salões para recreação, biblioteca, salas de aula e recebem cursos até de computação. Mais: enquanto no Brasil a reincidência chega a 90%, nas cadeias privatizadas desce a 30%, como na Suíça. Para a massa de 43 mil detentos do Estado de São Paulo, amontoados em penitenciárias (25 mil) e cadeias públicas (18 mil), sobra hoje um déficit de oito a nove mil vagas em presídios e a certeza de que a privatização pode prosperar.

Ameaça no ar

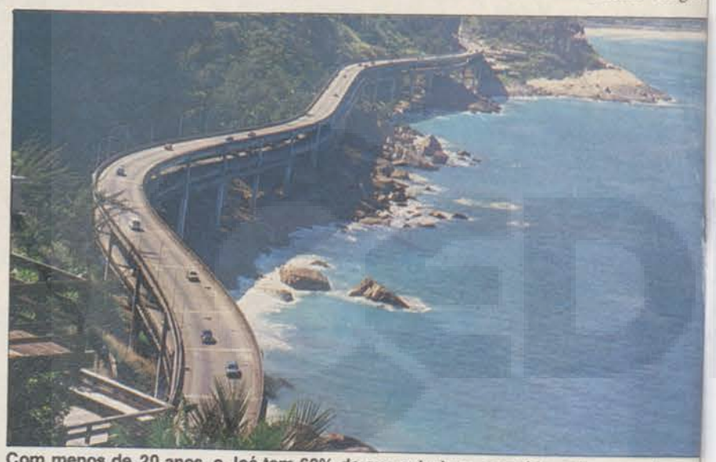
O elevado do Joá, no Rio, corre risco de desabar

Quando foi inaugurado, em maio de 1970, o Elevado dos Bandeirantes – mais tarde popularizado como Elevado do Joá – passou a servir como principal via de acesso à Barra da Tijuca, então um bairro distante e pouco habitado da zona sul do Rio de Janeiro. Localizado numa das mais belas paisagens da cidade – entre o azul do mar e o verde das montanhas – o elevado de 1.100 metros de comprimento facilitou o trajeto dos poucos cariocas que, nos finais de semana, atravessavam a cidade em busca de tranquilidade em praias distantes. Os anos passaram e o romantismo também. Hoje, o Elevado do Joá é uma espécie de pista de alta velocidade, repleta de placas do tipo: "Interditado para ônibus e caminhões." Por lá passam, diariamente, cerca de 72 mil veículos. Apesar de sua importância, que pode ser medida pelo tráfego intenso, o Elevado do Joá está ameaçado e provocando em muitos cariocas uma espécie de "síndrome do viaduto": nos últimos 20 anos outros dois elevados apresentaram problemas de estrutura e desabaram causando tumulto e mortes.

Estudos recentes feitos por técnicos da Fundação Departamento de Estradas de Rodagem do Rio de Janeiro (Funderj) comprovam que 60% da estrutura do elevado está corroída pela maresia. Os riscos de um acidente de grande dimensão aumentaram desde agosto do ano passado, quando o então governador do Rio, Moreira Franco, alegou "falta de verbas" para suspender o pagamento das duas empreiteiras contratadas para executar a recuperação dos pontos críticos do elevado.

Como que tomado por um súbito sentimento de responsabilidade, o governador Leonel Brizola declarou, na terça-feira, 21, que as obras de recuperação do Elevado do Joá estarão concluídas até junho de 1992, quando a cidade será palco da Conferência Mundial sobre Meio Ambiente e Desenvolvimento. Para a conclusão das obras, segundo Brizola, são necessários Cr$ 4,5 bilhões. O engenheiro e ex-presidente do DER (Departamento de Estradas de Rodagem) à época do início das obras, em 1987, Fernando Mac Dowell, prefere não arriscar. Há quatro meses ele não atravessa o viaduto. "Há qualquer momento um dos módulos da danificada estrutura do viaduto pode ceder", denuncia.

Enquanto as providências não chegam, o Elevado do Joá continua a evocar os fantasmas do passado. As pessoas que passam com pressa por ele não esquecem de manifestar o medo de um acidente trágico. Como o que em 1971 deixou dezenas de vítimas embaixo dos destroços de concreto do viaduto Paulo de Frontin, no centro do Rio. Era 20 de novembro daquele ano e passavam poucos minutos das 12h quando 122 metros do viaduto – ainda em fase de construção – desabaram esmagando carros e pessoas. O episódio nunca saiu da memória dos que já eram nascidos na época. Mais recentemente, um outro episódio, menos trágico, abalou a confiança dos cariocas nas autoridades responsáveis pela manutenção dos elevados da cidade. Foi quando o viaduto Negrão de Lima, localizado em Madureira, zona norte do Rio, ameaçou desabar. Um dos trechos afundou e ele acabou interditado por 30 dias.



Com menos de 20 anos, o Joá tem 60% de sua estrutura corroída pela maresia

Kommentar undAnmerkungen

1) Zur Vorgeschichte der Entdeckung Brasiliens

Im Laufe des 15. Jahrhunderts hatten die Portugiesen in mutigen und durchaus nicht planlosen Fahrten die afrikanische Westküste immer weiter nach Süden erkundet und ihr vorliegende Inseln und Inselgruppen entdeckt. Diese Vorstöße nach dem Süden und Südwesten wurden trotz aller Gefahren und Verluste an Menschenleben und Schiffen wiederholt, hoffte man doch, daß das afrikanische Festland weiter im Süden nach Osten zurückweichen und so den Seeweg nach Indien freigeben werde, zu dem seit der Einnahme von Konstantinopel im Jahre 1453 der Landweg über Kleinasien fast vollständig abgeschnitten und das Abendland damit von dem arabisch-venezianischen Zwischenhandel abhängig geworden war. 1486 gelang es Bartolomeu Dias endlich in einer an Gefahren und Nöten überreichen Fahrt, das Kap der Stürme (der Guten Hoffnung) zu umsegeln. Er sah den Weg nach Indien vor sich offen. Widrige Umstände zwangen den Helden (der Überlieferung nach mit Tränen in den Augen), von der Verwirklichung des Traumes der Seefahrer abzusehen und heimzukehren. Ein anderer, Vasco da Gama, wurde Jahre später mit der Durchführung und Vollendung der Aufgabe betraut, umsegelte das Kap, suchte die afrikanische Ostküste auf und gelangte schließlich nach tausend Abenteuern und Gefahren nach Kalikut in Indien. 1499 war der Tapfere wieder in Lissabon und gab Berichte von prächtigen Tempeln und unerhörten Schätzen.

Sofort ließ der portugiesische König eine mächtige Flotte ausrüsten, um Handelsbeziehungen zu den indischen Fürsten anzuknüpfen und das Land -nach Möglichkeit auf friedliche Weise der portugiesischen Herrschaft zu unterwerfen. Mit der Führung dieser Flotte von dreizehn Schiffen, die hinsichtlich Tonnage und Ausrüstung in ihrer Zeit ihresgleichen suchten, wurde Pedro Alvares Cabral betraut.

Portugal war zu jener Zeit unbestritten das Land des exaktesten nautischen und geographischen Wissens. Die Kenntnisse der Lusitaner übertrafen bei weitem die oft recht verworrenen Vorstellungen ihrer größten Nebenbuhler, der Spanier.

In keinem anderen Teile des Abendlandes waren richtigere Begriffe über die tatsächliche Verteilung von Wasser und Land auf der Erdkugel zu finden. Kolumbus, der selbst die portugiesische Schule durchlaufen hatte, fand Ablehnung seines Planes bei dem Könige Portugals, weil dessen Fachgrößen ganz richtig in dem bisher verfolgten Weg, in der Umschiffung Afrikas, also in östlicher Richtung, den kürzesten Weg nach Indien sahen. Nach dem Stande unseres heutigen Wissens muß angenommen werden, daß man in Portugal schon lange vor der Fahrt des Kolumbus im Westen, jenseits des Atlantik, Land vermutete.

Ernst zu nehmende Gründe sprechen für eine Reise des João Vaz Côrte-Real und des Álvaro Martins Homem in den Jahren 1472-74 nach Neufundland. Aus der Zeit von 1472 bis 1486 sind uns verschiedene Urkunden bekannt, in denen der portugiesische König Privatleuten Erlaubnis zu Entdeckungsfahrten im Westatlantik gewährt.

Allgemeiner ist heute auch bekannt, daß schon die Wikinger, die Nordgermanen, um das Jahr 1000 nach Nordamerika gelangten. "Fünfhundert Jahre vor Kolumbus und Cabot haben Europäer die Ostküste Nordamerikas betreten und dort Häuser gebaut. Einige von ihnen liegen dort begraben. Und mindestens ein Kind ist dort unter ihnen geboren worden, ein Knabe, dessen Nachkommen noch heute leben; zu ihnen gehörte auch der Bildhauer Thorwaldsen[24])".

Skandinavien - Island (9. Jahrhundert) - Grönland (10. Jahrhundert) - amerikanisches Festland (um 1000) sind die Wegstre-

24 Prof. Dr. Gustav Neckel, "Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr. durch die Nordgermanen", Leipzig 1934.

Ciência fácil

Professores da USP criam brinquedos para ensinar noções de Física

cobrimentos ainda não estão consolidadas para permitir revisões". afirma Mota. Godinho. em um de seus textos. afirma que a História não combina com comemorações: "Ela é somente um esforço de compreensão do passado para integrar o presente numa linha ou feixe evolutivo." Para ele. aniversários ou centenários são úteis como oportunidade para questionar problemas e criticar certezas dogmáticas. "Caso contrário". ensina. "os vivos mumificam. sem ressuscitar os mortos". Godinho. assim como o historiador Joaquim Barradas de Carvalho. seu discípulo. propõe uma nova versão para a expansão ultramarina – os descobrimentos devem ser entendidos como um processo. envolvendo mais de uma geração de navegadores. Um período em que. para o poeta Fernando Pessoa. "o mar sem fim" tornou-se português.

"O pensamento científico português está ligado às viagens". diz Mota. lembrando que os portugueses possuíam conhecimentos profundos sobre a navegação em alto-mar. assim como já tinham avançado muito na arte da cartografia. Ao se lançarem ao mar em busca de novas rotas comerciais. os comandantes de esquadra eram homens experimentados que. dificilmente. se deixariam enganar por calmarias ou vendavais. que os colocassem à deriva de seus destinos. Esse é um obstáculo teórico que contribui para o desgaste da versão sobre a descoberta casual do Brasil. Para os historiadores. desde Godinho até Barradas. Duarte Pereira. a partir de indicações de Vasco da Gama sobre ventos e correntes marítimas. teria estado no Brasil dois anos antes de Cabral. que passa. então. a ser apenas o formalizador da posse. E. na Europa. a versão de que o navegador Américo Vespúcio também teria estado no Brasil antes de 1500 costuma ser contada até em escolas. embora menos creditada por historiadores. "Seja a descoberta em 1498 ou em 1500. o Brasil tem suas próprias datas para refletir". diz Mota. ●

Até o final deste ano. os 728 mil alunos da rede municipal de ensino de São Paulo começam a viver uma nova experiência educacional. Convencido de que é muito mais fácil ensinar e aprender ciência através de brincadeiras. um grupo de professores da Universidade de São Paulo (USP) está treinando colegas. que lecionam no primeiro grau. para levar adiante uma idéia: fazer de um canudinho de plástico para tomar refrigerantes ou de um papagaio colorido de papelão. por exemplo. bons auxiliares na compreensão de fenômenos da Física. Friccionado com um pedaço de papel-toalha ou náilon. o canudo adquire eletricidade e gruda nas paredes – em uma boa lição sobre os princípios da eletricidade estática. Já o papagaio de mentira oferece uma oportunidade para uma aula sobre equilíbrio.

"O prazer e o lúdico não devem ocorrer apenas no pátio de recreio". afirma o professor Norberto Cardoso Ferreira. do Instituto de Física da USP. que desenvolveu a idéia de uma "experimentoteca". hoje funcionando no prédio da faculdade. "Os brinquedos devem estar na salas de aula para tornar o estudo da Física mais produtivo." A partir de brinquedos desenvolvidos pelos próprios alunos e seus professores. Ferreira pretende dinamizar o aprendizado de temas científicos. que alunos mais velhos foram obrigados a decorar. em fórmulas.

O projeto da Coordenadoria dos Núcleos de Ação Educativa da Prefeitura de São Paulo (Conae) nasceu no laboratório. a "ludoteca". do professor Ferreira. Ali. os materiais didáticos nada têm de convencionais e. nas salas de aula. os alunos não se limitarão a verificar o funcionamento de um objeto. mas irão reproduzir o seu funcionamento. Assim. o ensino da Física pode começar até na pré-escola. antes mesmo que a criança tenha sido alfabetizada. "A proposta é tirar a Física das páginas dos compêndios e torná-la uma ciência viva". explica Eugênio França Ramos. que defendeu sua tese de mestrado com uma avaliação de jogos e brincadeiras.

Na oficina do Centro Multimeios. no prédio do Conae. professores com títulos universitários equilibram aviõezinhos. empinam papagaios coloridos ou brincam com uma pequena tartaruga de plástico que teima em ficar com a barriga para cima. Não se trata de um retorno à infância perdida. mas apenas um treinamento para depois levar às salas de aula formas práticas de ilustrar princípios de Mecânica. Ótica. Geometria. Eletricidade ou Acústica.

A experiência demonstra que é possível criar. a partir de materiais de baixo custo. objetos eficientes para o ensino. É o caso de um tubo de ensaio. cheio de água. e que funciona como uma lente cilíndrica. invertendo as palavras vistas através de seu corpo. "É um exemplo simples de Ótica com o mesmo princípio da máquina fotográfica". diz Eugênio Ramos. Bem-sucedido em testes-pilotos. em São Paulo. o projeto deverá a partir do segundo semestre ir para escolas públicas da Paraíba e Rio Grande do Sul. ●

COMO BRINCAR DE APRENDER

BALANÇA

A partir de garfinhos de bolo, tubo de filme, arame e rolha de cortiça, arma-se uma balança. Aqui, o princípio do equilíbrio estável mostra-se exatamente o oposto de uma gangorra, onde há instabilidade e adequada por exemplo, para o estudo de forças.

GERADOR

Gerador eletrostático, feito com tubo de PVC e uma mola de nailon, permitindo uma lição simples de eletricidade. O atrito da mola no tubo gera eletricidade, que se acumula no plástico e é transmitida pelo material metálico, até uma pequena lâmpada que, então, acende.

AVIÃO

Confeccionado em madeira balsa, cartolina dura, papel dúplex ou papelão santonado, este avião permite uma lição prática sobre equilíbrio estável. Ao se colocar duas porcas ou dois pesos nas extremidades das asas, há uma distribuição de massa de peso.

ET

Trata-se de um boneco articulado de folha, palito de churrasco, arame e cartolina. A criança, manipulando o brinquedo, recebe uma idéia objetiva do princípio de equilíbrio estável. As cores cromativas das figuras ajudam a despertar o interesse infantil.

Literaturbericht: Lateinamerika und wir

Von Johannes Röser

„Das größte Ereignis seit der Erschaffung der Welt ist mit Ausnahme der Menschwerdung und dem Tod dessen, der die Welt erschaffen hat, die Entdeckung Westindiens. Darum nennt man es die Neue Welt". Was den spanischen Chronisten *Francisco López de Gómara* und die Menschen seiner Zeit Anfang des 16. Jahrhunderts erschütterte, hat offenbar auch fünfhundert Jahre nach der Ankunft des Kolumbus auf den Antillen weiterhin die Macht, Gemüter, Interessen, Meinungen zu erhitzen und Ansichten zu spalten. So viel auch heute heftig darüber gestritten wird, wie die Ereignisse, die mit dem 12. Oktober 1492 begannen, zu deuten sind.

Zur Kultur der Indianer

Nach Etappen mehr oder weniger naturromantischer Rückerinnerung an die „edlen Wilden" hat man in den letzten Jahrzehnten genauer Lebensverhältnisse, Kosmologie, Religion, Sprache und Weltanschauung der amerikanischen Urbevölkerung erforscht. Den Stand der Dinge aus der Sicht von Archäologie und Ethnohistorie – mit zahlreichen weiterführenden Literatur- und Arbeitshinweisen – beschreibt ein vom Freiburger Völkerkundler Ulrich *Köhler* herausgegebener Band[1]. Diese Einführung richtet sich nicht bloß an das wissenschaftliche Fachpublikum, sondern ebenso an Allgemeininteressierte. Sie läßt von den verschiedenen Theorien und Mythen zur Herkunft der einzelnen indianischen Völker über ihr gesellschaftliches Gefüge bis hin zur heutigen Lebensweise ihrer Nachfahren untergegangene Kulturen lebendig werden.
Von der transzendenten Weltbindung und den religiösen Ideen der Azteken, Maya und Inka hat der Religionswissenschaftler Günter *Lanczkowski* anschaulich und einfühlsam ein Gesamtbild entworfen[2]. Jenseits der uns fremd und barbarisch anmutenden Außenseite blutiger Opferkulte – auch von Menschen – öffnet sich eine unerwartete Erfahrungstiefe von Gottessehnsucht, Jenseitshoffnung und Mystik, mit einer Art negativer Theologie voller existentieller Zweifel, Schicksalsergebenheit und Auflehnung gegen die Gottferne. Früh schon hat der Franziskanermönch *Bernardino de Sahagún* Überliefeurngen aus der Welt der Azteken aufgezeichnet, ein hoch interessantes Dokument, das auszugsweise auch ins Deutsche übersetzt ist[3].
Wer nur einen knappen, aber zuverlässigen Grundriß der Geschichte des Alten Amerika sucht, sollte zu *Prems* Werk[4] greifen, das ferner über Tendenzen und Probleme der heutigen Forschung berichtet und schließlich auf fast siebzig Seiten sehr übersichtlich weiterführende Quellen und Literatur aufführt.

Kolumbus und die Folgen

Ein umfangreiches und spannendes Psychogramm des späteren Großadmirals des Ozeanischen Meeres hat der Historiker, Dichter und Diplomat Salvador *de Madariaga* erstellt[5]. Dieses wirklich wichtige Kolumbus-Buch gräbt nach den geistigen und seelischen Beweggründen des gebürtigen Genuesen (?) in spanischen Diensten, arbeitet den Zwiespalt zwischen seinem mittelalterlich geprägten Sendungsbewußtsein und seinem neuzeitlichen Sinn für Selbstverwirklichung gut heraus. Leider enthält die deutsche Übersetzung nur wenige der im Original umfangreichen Quellenangaben.
Menschheits-Geschichte ist Menschen-Geschichte. Davon handelt der Band des Schweizer Historikers Urs *Bitterli*[6]. Unterhaltsam und sorgfältig geht er den Amerikareisenden (auch in den Norden des Kontinents) vom 15. bis 18. Jahrhundert nach.
Konetzkes Beitrag zur „Fischer Weltgeschichte" muß im deutschsprachigen Raum nach wie vor als das Standardwerk zur spanisch-portugiesischen Kolonialherrschaft gelten[7]. Nach einem äußerst knappen Überblick über die Indianer Amerikas befassen sich weitere Kapitel mit den Rechtstiteln und Rechtfertigungsversuchen der Kolonialgründungen, mit Siedlungspolitik, Bevölkerungsgeschichte, Entwicklung der staatlichen Organisation, Eingeborenenpolitik, Kirche und Mission sowie der wirtschaftlichen Erschließung des Kolonialreichs. Angehängt sind wenige, eher dürftige Grundzüge zur kulturellen Entwicklung. Die Stärke dieser klassischen Darstellung ist, daß sie weitgehend nüchtern-sachlich informiert. Der Nachteil: das Buch beschränkt sich weitgehend auf die politisch-wirtschaftliche Ordnung, läßt also wenig von den geistigen Wirkkräften ahnen. Wer stärker in die Problematik eindringen möchte, sollte zu Konetzkes Gesammelten Aufsätzen[8] greifen, von denen allerdings über die Hälfte in Spanisch geschrieben ist.

„Unabhängigkeit"

Ein Kontinent erkämpft die Unabhängigkeit – und zersplittert sich, droht in Armut, Gewalt und Chaos zu versinken. Diesen immer noch rätselhaften Prozeß bis zur Gegenwart hat Tulio Halperin *Donghi*[9] untersucht und dabei vor allem die wirtschaftlich-sozialen Bedingungen in den Mittelpunkt seiner umfangreichen Studie gerückt. Eine der wichtigsten Beobachtungen: nicht die Kolonialzeit, sondern die Phase der Unabhängigkeit hat Militarismus und den auf einzelne Führer zentrierte Populismus Lateinamerikas grundgelegt, der heute so viele Probleme schafft.
Die lateinamerikanischen Gesellschaften und Staaten schwanken seit über hundert Jahren zwischen panamerikanischen Einheitsvisionen und nationaler wie regionaler Isolation. Der von Manfred *Mols* herausgegebene Band zielt aus der Sicht von Ökonomie und Soziologie in interessanten Einzelstudien eine Bilanz[10]. Überraschend zeigt sich: die verschiedenen Kräfte der Integration und Kooperation sind keineswegs so schwach ausgeprägt, wie man manchmal vermutet.

Vielfalt . . .

Eine kultur-anthropologische Sicht schlägt der brasilianische Soziologe und Anthropologe Darcy *Ribeiro* vor[11]. Er betrachtet Lateinamerika stärker als „Völker-Geschichte" voller jeweiliger Eigenarten in einem umfassenden zivilisatorischen Prozeß. Diese Vielfalt begründet auch die ungleiche Entwicklung zwischen Nord- und Südamerika wie innerhalb Lateinamerikas. Unterschiedliche Inkulturationsereignisse und Mentalitäten bilden unter je anderen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen verschiedene Völker heraus. Ribeiro veranschaulicht, warum Mexiko eben nicht Venezuela ist oder sein kann, Brasilien nicht Uruguay, Peru nicht Haiti. Wenn auch Lateinamerika nie „homogen" wird, hält Ribeiro doch an der Notwendigkeit einer sozialen Revolution für alle diese Gesellschaften fest.
Wie die Menschen feiern, essen, schlafen, heiraten, sich verlieben, kämpfen, arbeiten, dichten, beten, erziehen . . . ist für die Entstehung und die heutige Erscheinungsform von Gesellschaften nicht weniger wichtig als die politische oder ökonomische Groß-Struktur. *Freyres* berühmtes *„Herrenhaus und Sklavenhütte"*[12] hat aus diesem Blickwinkel die brasilianische Gesellschaft von heute erklärt und dabei aufgeklärt, wie die Kulturen der indianischen Urbevölkerung und der afrikanischen Sklaven weiterwirken. Freyre ist vorgeworfen worden, er harmonisiere die Gegensätze und Klassenkämpfe. Doch niemand hat bisher so feinsinnig und umfassend diese Kultur beobachtet und dieser Alltagsgeschichte ihre politische Bedeutung nachgewiesen.
Aus der Sicht des Literaturwissenschaftlers hat Roy Harvey *Pearce* die im Kolumbusjahr so eigenartig vernachlässigte britische Landnahme einer Art kollektiven Psychoanalyse unterzogen[13]. Die mittel- und südamerikanische Urbevölkerung sollte sich zum Christentum bekehren, die nordamerikanische unter englischem Einfluß dagegen zur Zivilisation. Aus historischen Zeugnissen und dichterischen Texten dringt das Unbewußte ans Licht: im edlen Wilden fühlen sich die Siedler in den eigenen Urzustand zurückversetzt, der jedoch dem Fortschritt im Weg steht und schließlich geopfert werden muß. Mitleid für den rückständigen Eingeborenen schlägt um in Tadel, Rache, Vernichtung.

Psychologie der Entdecker

Tzvetan *Todorov* hat die geistige Entdeckung beziehungsweise Lähmung angesichts der Neuen Welt erkundet[14]. „Ich entdecke, also bin ich." Doch suchte man eigentlich nicht das Neue, sondern im Unerwarteten das Bekannte, in der Realität die Mythologie, im Fremden das Ich. Projektionen und Wunschträume vom Paradies auf Erden lassen Ursprünge des neuzeitlichen Totalitarismus ahnen.
Nicht verurteilen, sondern verstehen. Dazu regt die Untersuchung des späteren Kardinals *Höffner* über „Kolonialismus und Evangelium" an[15]. Geschrieben hat er die Arbeit in den Jahren des Zweiten Weltkriegs. Sie ist zu einem leider inzwischen vielfach vergessenen Grundlagenwerk über die Anfänge des Menschenrechts- und Völkerrechtsdenkens in der spanischen Spätscholastik geworden. Höffner zeichnet behutsam Wege und Irrwege nach von den festen mittelalterlichen Vorstellungen eines einheitlich christlichen Erdkreises über den kulturellen Zusammenprall zwischen Euro-

Willersberg 231
erstadt
71/21 21
'1/2 01 25

pa und Amerika hin zu den Aufbrüchen des christlichen Gewissens. So einfach war es nicht, was man aus Naturrecht oder göttlicher Offenbarung abzulesen meinte. Der Glaube erweist sich auch da als Prozeß, die Zeichen der Zeit lassen widersprüchliche Deutungen zu. Ein erregendes Kapitel des Christentums wird vorgelegt. Auch mit seiner klaren Option zugunsten einer mutigen Inkulturation des Evangeliums außerhalb Europas hätte dieser frühe Höffner heute Entscheidendes zu sagen.

Kirchen-Geschichte

Die institutionelle, kirchenpolitische und pädagogische Seite der frühen Missionsgeschichte Lateinamerikas ist ausführlich untersucht und mehrfach zusammengefaßt worden[16]. Doch über die innere Dynamik und die spirituellen Anknüpfungspunkte der damals neu beginnenden Frömmigkeitsgeschichte weiß man bisher wenig. In diese Lücke – am Beispiel Mexikos – stößt Richard *Nebel* vor (vgl. Besprechung in „Christ in der Gegenwart" Nr. 36/91)[17]. In Mexiko (es ist Schwerpunktthema der Frankfurter Buchmesse) wurden entscheidend erste Weichen zwischen indianischer und spanischer Religiosität gestellt.
Aufschlußreich für die missionsarische Pädagogik in diesem Zusammenhang ist auch die Darstellung der mexikanischen Provinzialkonzilien[18]. Das synodale Prinzip hat zeitnah jeweils Reformen angemahnt, die jedoch wegen kirchen- beziehungsweise staatspolitischer Hemmnisse nicht so rasch oder überhaupt nicht durchzusetzen waren. Die bisher in deutscher Sprache umfangreichste Darstellung der lateinamerikanischen Kirchengeschichte hat Hans-Jürgen *Prien* erarbeitet[19]. Von den indianischen Religionen über erste Versuche einer einheimischen Missionskirche bis hin zu den Neuaufbrüchen unseres Jahrhunderts reicht der Bogen dieses wahrhaft monumentalen Panoramas, das auch die protestantische Kirche einbezieht. Naturgemäß kann eine solche mit vielen Einzelheiten angereicherte fleißige und informative Zusammenschau nicht die historisch-kritischen Einzeluntersuchungen ersetzen.

Und heute?

Auf die jüngsten Entwicklungen der Kirchengeschichte Lateinamerikas kann hier nur allgemein hingewiesen werden, auch die reichhaltige Literatur von und zur *Befreiungstheologie* ist weithin bekannt. Im Rückblick auf das Werden der Geschichte sollten in der aktuellen Diskussion mehr jene Klischees und Vorurteile aufgebrochen und überwunden werden – die seit jeher von Europa aus über diesen Subkontinent gelegt wurden und auch in unserer Zeit in oberflächlichen Polemiken und historischen Simplifizierungen ihren Ausdruck finden. Das „Jubiläum" der Entdeckung Amerikas durch die Europäer sollte „aufklärend", nicht wiederum ideologisierend wirken. Dann hätte die historische Erinnerung tatsächlich einen guten Sinn.

1) Ulrich Köhler (Hg.), „Altamerikanistik". Eine Einführung in die Hochkulturen Mittel- und Südamerikas (Dietrich Reimer-Verlag, Berlin 1990, 664 S., 38,– DM).

2) Günter Lanczkowski, „Die Religionen der Azteken, Maya und Inka" (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1989, 126 S., 32,– DM).

3) „Aus der Welt der Azteken". Die Chronik des Fray Bernardino de Sahagún (Insel-Verlag, Frankfurt 1989, 296 S., 58,– DM).

4) Hanns J. Prem, „Geschichte Altamerikas" (R. Oldenbourg-Verlag, München 1989, 289 S., 36,– DM).

5) Salvador de Madariaga, „Kolumbus". Leben, Taten und Zeit des Mannes, der mit seiner Entdeckung die Welt veränderte (Scherz-Verlag, München 1989, 528 S., 39,50 DM).

6) Urs Bitterli, „Die Entdeckung Amerikas". Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt (Verlag C. H. Beck, München 2. Aufl. 1992, 544 S., 58,– DM).

7) Richard Konetzke, „Süd- und Mittelamerika I". Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft (Fischer Weltgeschichte Band 22, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 14. Aufl. 1991, 391 S., 19,80 DM).

8) Richard Konetzke, „Lateinamerika". Entdeckung, Eroberung, Kolonisation. Gesammelte Aufsätze (Böhlau Verlag, Köln 1983, 718 S., 198,– DM).

9) Tulio Halperin Donghi, „Geschichte Lateinamerikas von der Unabhängigkeit bis zur Gegenwart" (Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1991, 840 S., 98,– DM).

10) Manfred Mols (Hg.), „Integration und Kooperation in Lateinamerika" (Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 1981, 315 S., 52,– DM).

11) Darcey Ribeiro, „Amerika und die Zivilisation". Die Ursachen der ungleichen Entwicklung der amerikanischen Völker (Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1988, 686 S., 42,– DM).

12) Gilberto Freyre, „Herrenhaus und Sklavenhütte". Ein Bild der brasilianischen Gesellschaft (Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1982, 491 S., 24,80 DM).

13) Roy Harvey Pearce, „Rot und Weiß". Die Erfindung des Indianers durch die Zivilisation (Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1991, 354 S., 65,– DM).

14) Tzvetan Todorov, „Die Eroberung Amerikas". Das Problem des Anderen (Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1985, 314 S., 38,– DM).

15) Joseph Höffner, „Kolonialismus und Evangelium". Spanische Kolonialethik im Goldenen Zeitalter (Paulinus-Verlag, Trier 3. Aufl. 1972, 455 S., 45,– DM).

16) Zuletzt zum Beispiel der Beitrag von Alain Milhou in: „Die Geschichte des Christentums Band 8": Die Zeit der Konfessionen 1530–1620/30 (Verlag Herder, Freiburg 1992, 1260 S., 248,– DM).

17) Richard Nebel, „Altmexikanische Religion und christliche Heilsbotschaft". Mexiko zwischen Quetzalcóatl und Christus (Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft, Immensee 2. Auflage 1990, 393 S., 58,– SFr).

18) Willi Henkel, „Die Konzilien in Lateinamerika. Teil I. Mexiko 1555–1897" (Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1984, 272 S., 86,– DM).

19) Hans Jürgen Prien, „Die Geschichte des Christentums in Lateinamerika" (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1978, 1302 S., 220,– DM).

Ein Weißer als Leckerbissen im Topf

Die Ausstellung „Brasiliana" ist ab heute in der Universitätsbibliothek Heidelberg zu sehen

Der Brief, den Kolumbus auf der Rückreise seiner ersten Entdeckungsfahrt 1493 verfaßte, ist mit das älteste Stück der Ausstellung. Kolumbus, der, vom Weltbild des Ptolemaeus ausgehend, Afrika für nicht umschiffbar und den Indischen Ozean für ein Binnenmeer hielt, war sich noch nicht bewßt, einen neuen – später nach seinem Konkurrenten Amerigo Vespucci genannten – Erdteil entdeckt zu haben. Er wollte ja 1492 nach „Indien" aufbrechen. Sein Bericht in der lateinischen Übersetzung über die Entdeckung Amerikas, vier Blätter umfassend und 1493 von einem deutschen Drucker in Rom publiziert, ist zur Zeit in der Heidelberger Universitätsbibliothek zu sehen, wo vom heutigen Tage an die Ausstellung „Brasiliana" geöffnet ist, die wichtige Zeugnisse über den Subkontinent präsentiert, angefangen bei der Entdeckung (um 1500) des fünftgrößten Landes der Erde bis zum Jahr 1889, als ein Jahr nach der Abschaffung der Sklaverei die Republik ausgerufen wurde. Die Übersicht erstreckt sich also „vom Amazonenland bis zum Kaiserreich" (Untertitel der Schau). Etwa 180 sehr kostbare Objekte, alte Drucke und Atlanten, Handschriften und Zeichnungen aus dem Nachlaß des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied sowie frühe photographische Zeugnisse aus der Erschließung des Landes lassen die Herzen des Bücherfreundes höher schlagen, der hier so manche wertvollen Schätze entdeckt, wie zum Beispiel die prächtigen Atlanten des Ptolemaeus, des Mercator und seines Schülers Ortelius, der den ersten modernen Atlas schuf. Eine Karte von Mercator ziert übrigens das Titelblatt des handlichen, sehr nützlichen und als Ausstellungsbegleiter bestens geeigneten Katalogs (15 DM). Die Ausstellung „Brasiliana" wurde aus Beständen der Brasilien-Bibliothek der Robert Bosch GmbH bestückt, die in den zurückliegenden fünfundzwanzig Jahren als hochkarätige Spezialbibliothek höchst kenntnisreich aufgebaut wurde.

Seit 1954 unterhält Bosch in Brasilien eine Tochtergesellschaft, und der Aufbau der Bibliothek, die in rund 1000 Bänden die Erschließung und Entwicklung des Landes von der portugiesischen Kolonie bis zum selbständigen Nationalstaat spiegelt, wurde von Götz Küster mit lebhaftem Engagement betrieben. Die Auswahl für die Ausstellung in Heidelberg – hier wird „Brasiliana" zum erstenmal gezeigt – mußte sich naturgemäß beschränken, aber die Akzente wurden mit Bedacht gesetzt. Den Anstoß zur Schau hatte der Heidelberger Romanist Helmut Peter Schwake gegeben. Elmar Mittler, der Direktor der UB, hatte begeistert zugesagt, und um Aufbau und Konzeption hatten sich – neben vielen anderen – der Bamberger Privatdozent Ulrich Knefelkamp und (besonders arbeitsintensiv) Josef Stumpf von der UB Heidelberg verdient gemacht.

Das Land des wahren Kreuzes

Im abgedunkelten Manesse-Raum sind die ältesten Drucke untergebracht, der erwähnte Kolumbus-Brief, ein Brief von Vespucci („Mundus novus") über seine Brasilien-Fahrt, die herausragenden Stücke der alten Kartographie wie die deutsche Erstausgabe des in intensiver Farbigkeit leuchtenden Ptolemaeus oder die Cosmographie des Martin Waldseemüller, der zum erstenmal den Vorschlag machte, die Neue Welt nach Amerigo Vespucci „Amerika" zu nennen. Es ist überaus aufschlußreich, anhand der Exponate das Weltbild vor und nach Kolumbus zu vergleichen und die alten Karten zu betrachten, in denen die „terra nova" mit der „terra incognita" konfrontiert wird. Man fühlt sich immer wieder angesichts der frühen Dokumente an alte Jugendbücher und Abenteuerromane erinnert, denn sehr exotisch sind die dargestellten nackten Indianer mit Pflöcken durch Oberlippe und Ohren, und die Menschenfresser kommen in fast allen Quellen aus den ersten Jahrhunderten der Erschließung Brasiliens vor.

Cabral, der als erster das Land für Portugal in Besitz nahm, nannte es „Land des wahren Kreuzes" (Terra de Vera Cruz). Bei Ptolemaeus hieß der Kontinent „Terra Papagalli" (Land der Papageien), und nach dem Brasilholz wurde es dann Brasilien genannt. Ein sehr lebendiger Bericht über den Kannibalismus in Brasilien stammt von dem deutschen Landsknecht Hans Staden: „Wahrhafftig Historia und Beschreibung eyner Landschafft der Wilden / Nacketen / Grimmigen Menschfresser Leuthen / in der Newen welt America gelegen ..." (1557). Nun, es dauerte nicht lange, da wurden die Indios, denen das Christentum gebracht wurde, von den weißen Siedlern versklavt.

Ein Schwerpunkt: Der Wied-Nachlaß

Die chronologisch aufgebaute Ausstellung wurde in die Kapitel unterteilt: Entdeckung und frühe Landnahme; Kolonialisierung und Nationalstaat; Erforschung und künstlerische Darstellung im 19. Jahrhundert. Nach den frühen Americana, die allgemein der Erschließung Amerikas gelten, folgen Werke, die sich der eigentlichen Beschreibung Brasiliens zuwenden. Das fängt bei dem erwähnten deutschen Abenteurer Staden und seinem Landsknecht-Kollegen Ulrich Schmidel an und erstreckt sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Als Besonderheit ist hier auf das vollständig ausgestellte zwölfbändige Werk Alexander von Humboldts über seine süd- und mittelamerikanische Forschungsreise von 1799 bis 1804 hinzuweisen. Die Einreise nach Brasilien wurde ihm freilich verweigert.

An seiner Stelle hat sich dann Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied in das interessante Land aufgemacht. Sein Nachlaß mit Notizen, Manuskripten, Korrespondenzen und Zeichnungen, Tagebüchern und Teilen seiner Bibliothek bildet einen eigenen Schwerpunkt der Schau. Außerdem enthält die Ausstellung neben den bereits erwähnten Atlanten unter anderem den 15bändigen Grooten Atlas von Johannes Blaeu, der mit seinen farbprächtigen Kartuschen als einer der schönsten Atlanten überhaupt gilt. Zehn Alben mit Photographien, die zwischen 1860 bis 1890 entstanden sind, dokumentieren die Industrialisierung Brasiliens und den Bau der ersten Eisenbahn. Einen originellen Akzent setzen die Musikalien am Ende der Ausstellung mit Kompositionen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Salonmusik nach europäischem Vorbild in Autographen und Drucken.

Der Begriff „Brasilien"

Es ist hier kaum möglich, einzelne Werke gesondert zu würdigen. Erwähnenswert ist aber doch, daß von den Portugiesen relativ wenig über das Land veröffentlicht wurde, im Gegensatz etwa zu den Franzosen (hier sind Thevet und Léry zu nennen), und auch die Deutschen Sebastian Franck und Sebastian Münster machten in ihren Weltbüchern die neuen Länder publik. Zum Beginn des 16. Jahrhunderts tauchte der Name „Brasilien" zum erstenmal auf, in der Cosmographie von Johannes Schöner zum Beispiel, in der von „Brasiliae regio" die Rede ist, und in jener „Copia der Newen Zeytung auß Presillg Landt", in der erstmalig in deutscher Sprache die Begriffe „Zeytung" und „Presillg" gedruckt wurden. Die „Copia" war eine vierseitige anonyme Flugschrift, 1514 bei Hieronymus Höltzel in Nürnberg erschienen.

Die Ausstellung informiert im vorgegebenen Rahmen über die Flugblätter, Reiseberichte und Sammlungen berühmter Personen, die sich mit der Erkundung des Landes befaßten. Die Holländer taten sich hier mit Karten und illustrierten Büchern besonders hervor. Auch Kirche und Mission werden in der Schau dokumentiert. Der Jesuitenpater Antonius Vieira hat sich um den Schutz der Indios mit großem Einsatz verdient gemacht, und aus dem Bereich der Literatur sei die erste Literaturgeschichte Brasiliens von Ferdinand Wolf von 1863 erwähnt, neben Texten über den Ursprung der brasilianischen Ureinwohner.

Pittoreske Kannibalen

Die drei Vitrinen, die dem wertvollen Nachlaß des Prinzen Maximilian zu Wied gelten – er bereiste das Land von 1815 bis 1817 –, bieten lohnenden Einblick in die Buchkunst, die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. Sehr dekorativ sind die farbigen Darstellungen von Flora und Fauna am Ende der Übersicht, die mit einer fernen, einst sehr fremden Welt bekannt machen. Der Besucher der Ausstellung wird anhand der überlegt ausgewählten und kundig aufgebauten Exponate zu interessanten Entdeckungsfahrten aufgerufen, und die lustvoll dargestellte Fremdartigkeit der malerischen Menschen in den Illustrationen, die attraktiv gezeichneten Amazonen, die eine Region und einen Fluß den Namen gaben, fesseln seinen Blick, wie auch die pittoresk ins Bild gebrachten Kannibalen, die sich offensichtlich mit Vorliebe immer wieder einen Weißen als Leckerbissen in den Topf holten. Schon die Indios des 15. Jahrhunderts haben übrigens die Hängematte gekannt, die die Reisenden aus fernen Ländern – dies legen die Bilder nahe – sehr beeindruckte.

Die Ausstellung, über deren Eröffnung gesondert berichtet wird, ist bis zum 29. Juli zu sehen, Montag bis Freitag von 10 bis 18 Uhr sowie Samstag und Sonntag von 10 bis 17 Uhr.

Heide Seele

Rhein-Neckar Zeitung
29./ 30. April 1989

„Brasiliana" eröffnet

Vom heutigen Tag an ist die Ausstellung „Brasiliana" in den neu geschaffenen Schauräumen der Universitätsbibliothek zu sehen. Sie wurde aus den wertvollen Beständen der Brasilien-Bibliothek der Robert-Bosch-GmbH Stuttgart bestückt, die einen Überblick ermöglichen über die Entdeckung, Eroberung und Entwicklung des südamerikanischen Landes. Untertitel der Ausstellung: „Vom Amazonenland zum Kaiserreich". Der mit den kostbaren Objekten – Drucke, Atlanten, Handschriften, Zeichnungen und frühe Photos – dokumentierte Zeitraum umfaßt die Jahrhunderte zwischen 1500 und 1889, als das Kaiserreich durch die Republik abgelöst wurde.

Bei der gestrigen Eröffnung in der Alten Aula der Universität sprachen Uni-Rektor Prof. Volker Sellin und UB-Direktor Elmar Mittler. Dr. Ulrich Knefelkamp von der Universität Bamberg führte mit Lichtbildern in die sehenswerte Ausstellung ein, und Hans L. Merkle, der ehemalige Vorsitzende der Geschäftsführung der Robert Bosch GmbH, Ehrensenator der Ruperto Carola, referierte sehr geistreich über das Thema „Unternehmen und Bibliothek", das ebenso „Bosch und die Bücher" hätte heißen können. Daß die Heidelberger Universität seit Juni 1988 einen Partnerschaftsvertrag mit der Universidade Federal do Rio Grande do Sul in Porto Alegre unterhält, war von seiten des Rektors zu hören. Der Austausch verschiedener universitärer Disziplinen mit der südamerikanischen Universität hatte allerdings schon vor dem Vertragsabschluß floriert. Die Ausstellung „Brasiliana" in der Heidelberger UB ist bis zum 29. Juli geöffnet, Montag bis Freitag von 10 bis 18 Uhr, Samstag und Sonntag von 10 bis 17 Uhr. Vergleiche unseren ausführlichen bericht im Feuilletonteil dieser Ausgabe. **-le**

SZENE VOR EINER BOTOKUDEN-HÜTTE mit bewaffneten Indianern in Kampfb[ereit]schaft und raufenden Frauen (1816). Eine Zeichnung aus dem Nachlaß des Brasilien-Reisenden Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied. *Foto: Za[rnack]*

Rhein-Neckar Zeitung 29./30. April 1989

Rhein-Neckar Zeitung, 25. April 1989

„Brasiliana" in der Unibibliothek

In der Universitätsbibliothek Heidelberg laufen zur Zeit die Aufbauarbeiten zur nächsten größeren Ausstellung. Die „Brasiliana" wird ab Samstag, dem 29. April für drei Monate geöffnet sein.

Ausgestellt werden Bücher aus den Beständen der Brasilien-Bibliothek, der Robert Bosch GmbH, einer wertvollen Spezialbibliothek, die in den letzten 25 Jahren im Auftrag des Hauses Bosch systematisch zusammengetragen worden ist. Zum ersten Mal wird eine Auswahl daraus der Öffentlichkeit präsentiert. Die ausgestellten Bücher vermitteln dem Besucher einen Eindruck von der Geschichte Brasiliens seit der Entdeckung (1500) über die Kolonialisierung bis zum Ende des Kaiserreichs, das im Jahr 1889 mit der Ausrufung der Republik endete. Die zum Teil sehr kostbaren Werke zeigen die Reichhaltigkeit dieser Brasilien-Bibliothek, die wie keine andere Sammlung in Europa Bücher und andere Dokumente über das fünftgrößte Land der Erde enthält. Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 10 bis 18 Uhr, Samstag, Sonntag 10 bis 17 Uhr. a

Interessante Dokumente der wissenschaftlichen Erforschung Brasiliens zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind die Tafelbände aus dem Werk der bayerischen Forschungsreisenden Carl Martius und Johann Spix. Unser Foto zeigt rechts Walter Schmitt, Restaurator der Universitätsbibliothek, links Josef Stumpf aus dem Vorbereitungsstab der Ausstellung, beim Aufbau der Exponate. *Foto: Kresin*

„Wir aber schätzen das Leben und die Seele eines Indianers höher ein als alles Gold und Silber" Juan de Zumárraga OFM, 1533

Nachdenkliches und Frag-würdiges zur 500-Jahrfeier der Entdeckung Amerikas

Vom 13.11. bis 15.11.1992 fand das Jahresseminar der INFAG-Initiativgruppe Süd „Gerechtigkeit, Frieden, Ehrfurcht vor der Schöpfung" (GFE) in Gemünden am Main statt. 22 Brüder und Schwestern aus verschiedenen franziskanischen Gemeinschaften folgten der Einladung ins Provinzhaus der Kreuzschwestern. Dankbar wurde die herzliche Gastfreundschaft der Kreuzschwestern wahrgenommen; schuf sie doch eine wohltuende Atmosphäre und trug so zu einem entspannten Miteinander bei.

Bruder Horst von der Bey, ein Mitarbeiter der Missionszentrale in Bonn, führte uns in das Thema des Seminars ein. Seine Ausführungen boten nicht nur eine sachliche, gut ausgewogene und differenzierte Information zur 500-jährigen Geschichte des lateinamerikanischen Kontinents, sie führten auch zur persönlichen Betroffenheit und weckten die Bereitschaft, das eigene Verständnis von christlicher Mission und Evangelisierung zu überdenken und zu hinterfragen.

Im Rückblick auf die 500-jährige Geschichte Lateinamerikas zeigte Bruder Horst von der Bey auf, welche Rolle dem Franziskanerorden bei der Eroberung bzw. Missionierung des Kontinents zukam.

Franziskanermönche begleiteten Columbus 1492 auf seiner Fahrt in die neue Welt. Die Missionare verstanden sich als „conquistadores espirituales", als „geistliche Eroberer". Fray Juan de Zumárraga OFM (1476-1548), bringt dieses Ziel zum Ausdruck, wenn er schreibt: „Wir aber schätzen das Leben und die Seele eines Indianers höher ein als alles Gold und Silber". Beeindruckt von den damaligen Zeitströmen, stellten die christlichen Missionare die spanische Eroberungspolitik nicht in Frage und wurden somit hineinverwoben in die Geschichte von Unterdrückung und Gewalt.

Auf dem dunklen Hintergrund leuchten aber auch einzelne prophetische Gestalten auf, wie z.B. der Dominikanerbischof Bartolomé de la Casas. Einer der Franziskanermissionare, die ihre Stimme im Namen der Opfer erhoben, war Bernardino de Sahagun OFM (1500-1590). In seiner Missionstätigkeit bei den Azteken versuchte er, deren zerbrechende Kultur zu schützen und zu bewahren.

Die Ausführungen des Referenten ließen uns immer wieder spüren, welche geschichtliche Last die Kirche trägt. Und da der Kreuzweg der lateinamerikanischen Völker noch nicht am Ende ist, setzten wir uns in den Arbeits- und Gesprächsgruppen mit der Frage auseinander, wie wir unserer Verantwortung in Gegenwart und Zukunft gerecht werden können.

Drei Aspekte standen im Mittelpunkt:

1. Neu-lesen der Geschichte aus dem Blickwinkel der Opfer

Wir sind an die Sichtweise der europäischen Kolonisatoren gewöhnt: Wir sprechen von Entdeckung und Eroberung, von Missionierung und Kultivierung. Aus dem Blickwinkel der Opfer wird daraus: Gewalttätiges Eindringen in eine fremde Kultur und deren Zerstörung, Sklaverei und Gewaltherrschaft. „Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung", schreibt G. Christoph Lichtenberg.

Wird dieses Neulesen der Geschichte uns fähig machen, den Armen in echter Solidarität und Geschwisterlichkeit zu begegnen und uns von ihnen beschenken zu lassen?

Die Hoffnung der Glaubenden: 5,1–11

Gerecht gemacht aus Glauben, haben wir Frieden mit
Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn. 2 Durch
aben wir auch den Zugang zu der Gnade erhalten, in

r stehen, und rühmen uns unserer Hoffnung auf die
chkeit Gottes. 3 Mehr noch, wir rühmen uns ebenso — Jak 1,2f;
:r Bedrängnis; denn wir wissen: Bedrängnis bewirkt — 1 Petr 4,13
d, 4 Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung.
Hoffnung aber läßt nicht zugrunde gehen; denn die — Ps 22,6
Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den
en Geist, der uns gegeben ist. 6 Christus ist schon zu — 1 Petr 3,18
it, da wir noch schwach und gottlos waren, für uns
ben. 7 Dabei wird nur schwerlich jemand für einen
nten sterben; vielleicht wird er jedoch für einen gu-
enschen sein Leben wagen. 8 Gott aber hat seine — Joh 3,16;
zu uns darin erwiesen, daß Christus für uns gestor- — 1 Joh 4,10
t, als wir noch Sünder waren. 9 Nachdem wir jetzt — 1 Thess 1,10
sein Blut gerecht gemacht sind, werden wir durch
st recht vor dem Gericht Gottes gerettet werden.
vir mit Gott versöhnt wurden durch den Tod seines — 2 Kor 5,18
s, als wir noch (Gottes) Feinde waren, werden wir
cht, nachdem wir versöhnt sind, gerettet werden
sein Leben. 11 Mehr noch, wir rühmen uns Gottes — 1 Kor 1,30f
Jesus Christus, unseren Herrn, durch den wir jetzt
die Versöhnung empfangen haben.

Zur Fastenzeit

Jesus verlangt von den Menschen, die zu ihm kommen, keine Sündenbekenntnisse. Er reagiert auch auf menschliches Versagen nicht mit Entrüstung, außer bei solchen, die nicht ehrlich sind, oder andere zu Sündenböcken machen wollen. Jesus hat niemand verurteilt, ja nicht einmal nach seiner Vergangenheit gefragt. Die Leute, die zu ihm kommen, nimmt er ohne jedes Vorurteil an. Dieses neue Denken, das Umkehren, das Buße tun steht also in einem direkten Zusammenhang mit dem, was Jesus praktisch gelebt und getan hat.

Einige typische Verhaltensweisen Jesu seien angeführt.
Da ist zunächst einmal seine Menschenfreundlichkeit. Sie zeigt sich besonders in seinem Verhalten gegenüber Zöllnern und Sündern. Aber auch am Ende eines arbeitsreichen Tages dürfen sogar noch kleine Kinder zu ihm kommen, „und wehret es ihnen nicht", sagt er den Jüngern (Mt 9,14).
Zum zweiten ist zu nennen: Jesus nimmt intensiv an fremden Schicksalen teil. Wie viele Krankheilungen und Dämonenaustreibungen berichten die Evangelisten. Jesus vermittelt ein neues Daseinsverständnis. Der Mensch darf sich als von Gott geliebt betrachten. Etwas von dieser neuen Art spüren wir auch daran wie Jesus Vorurteile überwindet. Und schließlich sein beständiger Kampf gegen Selbstgerechtigkeit und Hartherzigkeit.
Um das Einüben eine solchen neuen Denkens und Handelns ginge es in der Fastenzeit. Da wir schwache Menschen sind, kann es sich nur um einen Versuch handeln. Aber, jeder Versuch zählt und der kleinste Schritt nach vorn ist ein Sieg.

fr. Gabriel

Ist die gesamte Schöpfung nicht,
so fragte er sich in jener Stunde,
wie ein bunter Garten, wie eine
Partitur mit vielen bekannten und
unbekannten Melodien und
Akkorden, die alle von Gottes
Geist inspiriert sind? Zerstört nicht
derjenige, der die Erde angreift
und zerstört, sich selber? Er
erkannte klarer als je zuvor, daß
die Erde für uns nur das sein kann,
was wir für sie sind. Denn nur wer
die Erde schützt und liebt, schützt
sich selbst und baut an seiner
Zukunft.

Auf dem Gipfel des Berges angekommen, verweilte er vor einer alten und verknorrten Steineiche, die ihm wie ein Symbol des Seufzens der Kreatur und der Musik des Universums zugleich erschien. Und er betete in der Einfachheit des Herzens, und nicht so sehr für sich selber als vielmehr für die gesamte Bruderschaft auf ihrem Weg in das dritte Millennium das folgende Gebet, das der Geist ihm in jener Stunde eingab:

„Höchster, allmächtiger, guter Gott,
lab unser Leben sein wie ein Baum.
Gib uns Wurzeln, die tief in die Erde reichen.
Laß uns zu einem festen Stamm wachsen,
der aufrecht an der richtigen Stelle steht.
Wenn Stürme toben, möchte er nicht fallen,
auch wenn er wanken sollte.
Laß die Blätter nach jedem Winter wieder grün werden
zum Zeichen dafür, daß du allem Geschaffenen
und auch unserer Bruderschaft
auf der ganzen Welt
Hoffnung und Zukunft gibst.
Und wenn es Zeit ist, laß uns Früchte tragen,
die nur dein Geist hervorbringen kann:
Umkehr nach vorn, Respekt füreinander,
Frieden im eigenen Herzen,
die Ungeduld der Jungen
und die Weisheit der Alten,
Humor, Kreativität,
Geduld mit uns selber und mit anderen,
Kenntnis der eigenen Grenzen,
Vertrauen in den Geist Gottes,
auch in unserer Welt heute."

Dann kehrte der Minister der Bruderschaft von San Damiano auf dem Monte Subasio in die sogenannte Kurie nach Rom und auf de bescheidenen Gelsomino-Hügel zurück.

Ad laudem Christi. Amen

Bruder Hermann Schalück OFM

Das sogenannte Kolumbus-Kreuz steht, nach der Überlieferung, dort, wo Kolumbus erstmals amerikanischen Boden betrat. Foto: Herzog/present

2. „Die Armen haben mich bekehrt"

Die Geschichte aus dem Blickwinkel der Opfer zu betrachten, ist nur möglich, wenn ich meinen Standort wechsle. Das klassische Beispiel für einen solchen Standortwechsel ist Franz von Assisi. Aus der Welt des reichen Bürgertums wechselt er in radikaler Weise auf die Seite der Armen und Aussätzigen.

Kardinal Lorscheider nennt einmal die Armen den Ort der Selbstoffenbarung Gottes, wo wir erfahren können, was Gott heute von uns will. So sagt er von sich: „Die Armen haben mich bekehrt".

Werden wir bereit und fähig sein, einen solchen Standortwechsel auf die Seite der Armen zu vollziehen? Was werden die Armen uns lehren und wozu können und sollen sie uns bekehren?

3. Wiedergutmachung

Wiedergutmachung im Blick auf die 500-jährige Missionsgeschichte Lateinamerikas heißt: Sich besinnen auf die historische Verantwortung und bereit sein zu einem ehrlichen Schuldbekenntnis.

Wiedergutmachung im Blick auf die zunehmende Verelendung der Völker Lateinamerikas bedeutet: Sensibel werden für die ungerechten Strukturen der Wirtschaft und des Welthandels. Partei ergreifen für die Armen, in dem wir uns einsetzen für Gerechtigkeit, für Frieden und für Ehrfurcht vor der Schöpfung.

In seinem Abschlußreferat „1492 - 1992 ein Jubiläum - und wie geht es weiter?", ging Bruder Horst von der Bey der Frage nach, was heute unter christlicher Mission zu verstehen ist. Zum Stichwort „Neuevangelisierung" ging der Referent auf das Missionsverständnis des heiligen Franziskus ein, so wie es im 16. Kapitel der nichtbullierten Regel und im Diktat über „Die wahre und vollkommene Freude" zum Ausdruck kommt.

Als eine der wichtigsten Bedingungen der Evangelisierung wurde die Absichtslosigkeit genannt, mit der die Kirche den Menschen begegnet und sie annimmt. Auch kann die Kultur der europäischen Kirche nicht als „Normkultur" auf andere Völker übertragen werden. So ist jede Neuevangelisierung zunächst und vorrangig als „Selbstevangelisierung" zu verstehen. Wir selbst sind die ersten Adressaten des Evangeliums.

Sich vom Wort des Evangeliums neu ansprechen lassen und die persönliche Betroffenheit vor Gott zur Sprache bringen – diesem Bedürfnis kamen die gemeinsamen Gebetszeiten und die persönlich gestalteten Eucharistiefeiern entgegen. Sie ließen Raum, im Schweigen und im fürbittenden Gebet der Opfer der Gewalt und der Unterdrückung zu gedenken sowie Orientierung zu suchen für den eigenen Weg in die Zukunft.

Trotz der intensiven Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem Thema des Seminars, gab es Zeit und Gelegenheit zur vielfältigen Begegnung untereinander. Wegerfahrungen in bezug auf das Mühen um Gerechtigkeit, Friedensarbeit und den Einsatz für die Bewahrung der Schöpfung wurden ausgetauscht und einander vorgestellt. Es ermutigte, sich so miteinander auf dem Weg zu wissen und voneinander lernen zu können.

Für Pater Kees van Vliet OFM war es die letzte Tagung, an der er in seiner Eigenschaft als Initiator und Koordinator der GFE-Gruppen teilnahm. So war es das spontane Bedürfnis aller, ihm herzlich zu danken für seinen engagierten und selbstlosen Einsatz in der Arbeit für Gerechtigkeit, Frieden und Ehrfurcht vor der Schöpfung, und auch für die Friedensbotschaft „ohne Worte", die er allein durch sein Dasein und seine Persönlichkeit ausstrahlt.

Dem Referenten, Bruder Horst von der Bey, und allen, die das Seminar vorbereitet und mitgestaltet haben, gilt ebenso nochmals ein herzlicher Dank.

Sr. Gerlinde Waidele, Hegne

"Wir in Europa angesichts der Conquista"

Referat auf der Misereor-Studientagung "Die andauernde Conquista" (10.-12.5.91)
Peter Rottländer

Zwei Grundthesen

Ich möchte das, was ich sagen will, von zwei Grundthesen her entfalten. Die erste heißt: Wie wir das geschichtliche Ereignis der Conquista hier in Europa wahrnehmen, hängt wesentlich davon ab, was für ein Geschichtsverständnis wir uns zu eigen gemacht haben, wie wir die Beziehung zwischen diesem vergangenen Ereignis und uns heute bestimmen. Die zweite These lautet: 1492 ist nicht das Datum der Entdeckung Amerikas, sondern das Datum der Entdeckung des modernen Europa.

"Nicht bei der Geschichte stehenbleiben"

Zur ersten These: Warum überhaupt sollen wir intensiv in diese ganze Diskussion um das, was damals vor 500 Jahren passiert ist, einsteigen? Ausgangspunkt dabei ist eine Erfahrung, die mir inzwischen öfters begegnet ist, daß nämlich in Runden, insbesondere mit Leuten, die politisch oder in Gemeinden aktiv sind, und die eigentlich in ihrer ganzen Konstitution weit davon entfernt sind, sich auf reine Theorie zu fixieren, nach relativ kurzer Zeit der Beschäftigung mit der Geschichte der Einwand formuliert wird: "Wir dürfen aber nicht bei der Geschichte stehenbleiben. Es geht um die Gegenwart, um diejenigen, die heute arm sind. Wir sollten unsere Zeit darauf verwenden zu überlegen, wie wir den jetzt Armen helfen können, anstatt uns in lange Reflexionen über das, was vor 500 Jahren passiert ist, zu ergehen". In solchen Äußerungen zeigt sich ein bestimmtes Verständnis von Geschichte, das vielleicht durch einen öfters fehlgeschlagenen Geschichtsunterricht noch einmal verstärkt worden ist, nämlich Geschichte als etwas Vergangenes zu betrachten, etwas Abgeschlossenes, Geschichte eher so zu betrachten wie Archäologie. Gegen ein solches Geschichtsverständnis möchte ich die Einwände formulieren.

Gefährdung der Erinnerung

Die Vergangenheit existiert nicht wie eine Enzyklopädie, in der man nachschlagen kann, wenn man Lust dazu hat, und die genauso weiterexistiert, wenn gerade niemand nachschaut. Gerade die Geschichte der Unterdrückten ist ständig in Gefahr, vergessen zu werden. Sie ist gefährdet. Besonders im Blick auf die Conquista geht es darum, ein Gefühl für die Angst zu entwickeln, daß etwas für unsere Gegenwart Entscheidendes vergessen werden könnte, wenn wir es nicht erinnern. Die unendlichen Opfer der Geschichte zu vergessen, könnte dazu führen, daß "die Ermordeten um das einzige betrogen werden, was unsere Ohnmacht ihnen schenken kann, das Gedächtnis" (T.W. Adorno).

Gegenwärtige Krise als Impuls für den Blick zurück

Wenn die Gegenwart als Krise erfahren wird, ist oftmals eine erinnernde Rekonstruktion derjenigen Ereignisse notwendig, von denen her sich die Krise langsam entwickelt hat. Im persönlichen Lebensverlauf ist dies eine anerkannte Einsicht, auf der die gesamte psychoanalytische Tradition aufbaut: Gegenwärtige Krisen können durch Erinnerung ihrer Weichenstellungen in der Vergangenheit begriffen und gelöst werden. Bezüglich der Eroberung Amerikas scheint dies in analoger Weise der Fall zu sein. Wir befinden uns in Europa in der vieldiskutierten "Krise der Moderne". Auswege aus dieser Krise eröffnen sich vermutlich nur durch eine Rückbesinnung auf ihre Anfänge und die dabei grundgelegten Prozesse. Ein entscheidendes Ereignis am Beginn der europäischen Moderne ist die Conquista.

Daß diese Beziehung bei uns erst hergestellt werden muß, verweist noch einmal auf die Analogie zur Psychoanalyse. Denn es handelt sich im wesentlichen um eine verdrängte Geschichte, um die dunkle Rückseite der europäischen Erfolgstory. Wenn man unsere Fragen nach dem Sinn der Beschäftigung mit den geschichtlichen Ereignissen etwa vergleicht mit dem Zugang, wie er in der indianischen Theologie formuliert wird, dann wird diese Differenz sofort sehr deutlich. Denn dort erscheint die Erinnerung des Vergangenen als ein Moment dessen, was gegenwärtig der Fall ist, Geschichte ist präsent durch den überwältigenden Eindruck ihrer Kontinuität. Ich möchte ein Zitat vorlesen von Aiban Wagua, der Kuna-Indianer und Theologe ist, und in Concilium vom Dezember letzten Jahres dazu einen hervorragenden Aufsatz geschrieben hat: "Für den Ureinwohner hat es keinen Sinn, von der Invasion vor 500 Jahren zu sprechen; es tönt für sie absurd, es ist nicht Geschichte. Es ist eine Redeweise, deren sich die neuen Eindringlinge bedienen, um uns zu sagen, daß nun alles vorüber sei, daß wir nicht mehr im Kriege ständen; es ist eine Strategie, um an der Macht zu bleiben. Deswegen geht es, von der Geschichte der Ureinwohner her gesehen, nicht um die Frage, ob man das halbe Jahrtausend seit der 'Entdeckung und Evangelisierung Amerikas' feiern soll oder nicht. Für die Ureinwohner-Geschichte ist die Frage, ob man die Verdrängung, das Niederrennen, den Genozid und Ethnozid, die an unseren Ureinwohnergemeinden ... verübt wurden, feiern darf oder nicht. Wir Ureinwohner wissen, daß wir einzig unseren Widerstand, unser unbezähmbares Verlangen fortzuleben, feiern können - trotz der dagegen sprechenden Nacht. Auf unseren ersten Ureinwohnertreffen und im Blick auf die 500 Jahre hatten wir vor, unsere alten Leute die alte Erzählungen wiedergeben zu lassen und kamen dabei fast stets zu dem Schluß, daß sie sich nicht an die 'Geschichte' erinnerten. Nach und nach ging uns auf, daß wir von zwei ganz verschiedenen Standorten aus urteilen. Wir baten damals die Alten um die Sicht der Geschichte als Invasion. Sie aber sahen die Geschichte als jahrhundertelangen Widerstand. Als bei einer unserer ersten Zusammenkünfte (1988) der Paéz-Sprecher aufgefordert wurde, uns etwas über die 500 Jahre zu sagen, beschränkte er sich deshalb darauf, sein Hemd auszuziehen und uns auf der Schulter seine noch frischen Narben zu zeigen, wobei er sagte: 'Seit 500 Jahren tun sie uns das an'."

Die Ansprüche der Vergangenen an uns Heutige

Unsere Praxis, insofern sie eine Praxis der Solidarität mit den Armen ist, fängt nicht bei Null an. Diejenigen, die sich für Gerechtigkeit eingesetzt haben, und die bereit waren, dafür ihr

Leben aufs Spiel zu setzen, haben diesen Einsatz oftmals auch deswegen gewagt, weil sie darauf vertrauten, daß andere diese Sache weiterführen und womöglich zu einem guten Ende bringen. Verraten und vielleicht umsonst gestorben sind sie dann, wenn sich die Nachgeborenen nicht mehr von diesem Kampf für Gerechtigkeit in die Pflicht genommen fühlen. Mit der Bereitschaft, sich den Ansprüchen der Vergangenen zu stellen, kann auf eine befreiungsorientierte Weise an das angeknüpft werden, was Tradition meinen kann. Sie ist nicht so sehr die Vorherbestimmung des gegenwärtigen Lebens von überkommenen Konventionen her, sondern die Aufnahme und Fortführung des Engagements der Unterdrückten und der mit ihnen solidarischen Menschen für Gerechtigkeit und Befreiung. Die Fortführung dieses Engagements kann so als eine Verpflichtung begriffen werden, die wir den Vorangegangenen schuldig sind, und der gegenüber wir eigentlich gar keine Wahlmöglichkeiten haben.

Von diesen drei Momenten her meine ich, daß eine notwendige Bezugnahme auf die Geschichte ebenso begründet werden kann, wie eine spezifische Zugangsweise, nämlich die Geschichte als Geschichte der Unterdrückten wahrzunehmen und zu versuchen, an diese Geschichte der Unterdrückten mit der eigenen Praxis anzuknüpfen.

1492: Entdeckung des modernen Europa

Der am 17. November 1989 zusammen mit fünf Mitbrüdern und der Konventsköchin und ihrer Tochter ermordete Philosoph und Theologe Ignacio Ellacuría SJ hat in einem seiner letzten Texte zu den 500 Jahren Stellung genommen: "Meines Erachtens lautet die grundlegende Folgerung, daß der Eroberer oder Beherrscher zum Entdeckten wird. Was so seit fünf Jahrhunderten mit der Entdeckung der sogenannten Neuen Welt in Wirklichkeit entdeckt wurde, war das, was Spanien in Wirklichkeit war, es wurde die Realität der abendländischen Kultur und auch der Kirche dieser Zeit entdeckt. Diese wurden aufgedeckt, diese wurden entblößt, ohne es zu bemerken. Denn was sie mit ihrem Gegenüber machten, war dessen Verdeckung nicht dessen Entdeckung. In Wirklichkeit

ist es die Dritte Welt, die die Erste Welt in ihren negativen und zugleich realsten Aspekten entdeckt hat. ... Mit dem ersten Schritt Europas, angeführt von Spanien und Portugal, in den Bereich, der heute Lateinamerika ist, manifestierte sich die Entdeckung dessen, der eroberte, und eine gewalttätige und vergewaltigende Verdeckung, Zudeckung der Völker, die dort bereits existierten, ihrer Kulturen, ihrer Religionen, ihrer Personen, ihrer Sprachen. Es wurde verdeckt, was es gab, und zwar mit Gewalt verdeckt".

Exkurs: Iberische Halbinsel oder Europa?

Bevor ich dies vertiefe, möchte ich eine Zwischenbetrachtung einschieben: Ist die Conquista eine Sache von Spanien und Portugal oder von Europa?

Ich glaube, daß es über den Nachweis der Beteiligung anderer europäischer Länder an der Conquista hinaus sehr wichtig ist, zu sehen, daß das, was damals passierte, in sehr wesentlicher Weise von dem geprägt wurde, was man europäische Kultur nennen kann, also etwas, das über einen bestimmten regionalen Kontext in Europa hinausgeht. Zunächst ist da die entscheidende Rolle der sogenannten Renaissance-Mentalität zu nennen, die in erster Linie von den italienischen Städten inspiriert war und die gerade die Zentralfiguren der Eroberung wesentlich bestimmt hat. Zweitens gab es auf der europäischen Ebene politisch eine starke Integration, gerade unter der Regentschaft von Karl V., die Spanien lange nicht so sehr von Mitteleuropa abgrenzte, wie es in der jüngsten Vergangenheit der Fall ist. Und schließlich war es auf der ökonomischen Ebene so, daß nicht das amerikanische Gold und Silber dort, wo es ankam, blühenden Reichtum hervorbrachte, sondern es wirkte sich aus, indem es in die existierenden europäischen Handelszusammenhänge einging. Man kann von Wirtschaftsgeschichten her sehr gut zeigen, daß etwa zwischen 1500 und 1569 Antwerpen als der Ort ausgemacht werden kann, der als Drehscheibe des Handels ein ökonomisches Zentrum bildete. Daran anschließend 1557 bis ungefähr 1627 folgten die Genuesen und dann kam der Aufschwung der Stadt Amsterdam bis schließlich

um 1750 in England das Industriezeitalter einsetzte und damit die englische Vorherrschaft begann. Reich wurden in dieser Zeit nicht die Spanier sondern vor allem Holland. Auf der Iberischen Halbinsel verblieb sehr wenig des amerikansichen Goldes und Silbers, da das Königshaus einen hohen Schuldendienst zu leisten hatte und darüber hinaus viele der neuen Reichtümer eher in Rentiersmentalität verbraucht als in produktive ökonomische Projekte investiert wurden. Das kann man an der Geschichte von Antwerpen sehr deutlich erkennen. Denn der Aufschwung dieser Stadt lag nicht einfach darin, daß sich da die Edelmetalle Amerikas akkumulierten, sondern daß es eine handelskapitalistische Umsetzung dieses Geldes gab.
F. Braudel schreibt dazu: "Hollands Reichtum fußt eindeutig auf dem Baltikum und auf Spanien zugleich". Das heißt auf dem spanischen Silber auf der einen Seite und auf dem Getreide des Baltikums andererseits, die diese Stadt handelnd verarbeitete und weiterverteilte. Das ist auch ein sehr wichtiger Punkt in der Diskussion um die Frage, inwiefern der europäische Aufschwung auf dem amerikanischen Gold und Silber beruht oder nicht. Es handelt sich dabei um eine sehr schwierige Diskussion, die an erheblichen Quellenproblemen leidet, in der aber deutlich ist, daß ein "monetaristischer" Ansatz, der sagt, daß dort, wo Geld hinfließt, Entwicklung entstehe, auch ökonomisch sehr problematisch ist. Geld bewirkt immer nur dann ökonomische Entwicklung, wenn auch andere Bedingungen vorher gegeben sind (z.B. Erhöhung der Produktivität der Arbeit usw.). Deshalb ist es sehr schwierig zu berechnen, welchen Anteil die amerikanischen Edelmetalle an der Entwicklung Europas gehabt haben. Da gibt es heftige Streits bei den Ökonomen, aber andererseits eine zunehmende Einigkeit darin, daß dieser Anteil eher überschätzt als unterschätzt worden ist. Das bedeutet natürlich nicht, daß das grauenhafte Elend in den amerikanischen Minen dadurch als weniger schlimm anzusehen ist. Aus der Perspektive derer, die für die Gewinnung der Edelmetalle geopfert wurden, ist es gleichgültig, ob das Geold verprasst oder in ökonomische Entwicklung investiert wurde.

Ich möchte noch auf die spezifischen Merkmale der gegenwärtigen Situation hinweisen, in der davon ausgegangen werden muß, daß Spanien in den letzten Jahrhunderten eher an die europäische Peripherie gedrängt wurde. Wie Sie vielleicht wissen, bereitet sich Spanien sehr intensiv auf '92 vor. Weltausstellung, Olympiade und das Gedenken der 500 Jahre werden sehr groß gefeiert, auch als ein Versuch zu zeigen, daß das Land, das dann in die EG eintritt, ein Land mit einer starken Kulturtradition ist, das "würdig" ist, zu den europäischen "Highlights" dazuzugehören. Hier entsteht ein großes Problem, wenn Spanien etwa aus dem Kontext der Bundesrepublik, Frankreichs oder Englands wegen der Conquista massiv beschuldigt wird. Das heißt, es gibt auf der einen Seite die notwendige innereuropäische Emanzipation Spaniens und Portugals 1992, und auf der anderen Seite eine dissidente Position zur spanischen Selbstwahrnehmung seiner Geschichte. Dieser Zusammenhang ist für die Art, wie wir 92 innereuropäisch thematisieren, sehr wichtig und ein weiteres Argument dafür, die Conquista stärker als ein europäisches Problem zu begreifen, und nicht als Problem einer Region innerhalb Europas.

<u>Europa entdecken - aber wie?</u>
Das führt noch einmal zurück zu der Frage: Wie können wir gegenwärtigen Europäer die Entdeckung Europas, die sich vor 500 Jahren realisierte, nach- oder mitvollziehen?

Der erste Weg, der oft beschritten wird, besteht im Hinhören auf die Opfer, d.h. auf diejenigen, die aus einer Perspektive der Opfer sich der europäischen Invasion entgegenstellen. Das sind insbesondere die Indianer und die Schwarzen. Es ist in diesem Prozeß der Vorbereitung auf '92 eine sehr erfreuliche Geschichte, daß der indianische Widerstand und auch eine indianische Theologie sich in dezidierter Weise artikulieren.

Der zweite Weg zur Entdeckung Europas ist das Hinhören auf die Europäer selbst. Aber wie geht das? Die Indianer praktizieren das häufig so, daß sie ihre Alten mit einem Tonband befragen.

Aber wen befragt man in Europa? Wir haben keine Alten und Weisen, die Träger eines subversiven Wissens sind, denn die dem zugrungeliegende Vorstellung von Tradition ist ja gerade in der europäischen Moderne abgebrochen worden. Also bleibt uns eigentlich nur - und das ist gleichzeitig ein sehr spannender Versuch - zu versuchen, die Sieger zu verstehen, zu durchschauen, also an den starken und siegreichen Europäern zu erkennen, was die Struktur, die Kraft der europäischen Kultur ausmacht. Dem vorschalten muß man natürlich dann noch einmal die Reflexion auf unsere eigene Situation. "Uns": das meint die hier Anwesenden, und im weiteren Sinne all diejenigen, die sich den Armen in den Ländern der Dritten Welt solidarisch verbunden fühlen.

Kulturell den Tätern, optionell den Opfern verbunden

Unsere Situation ist ja sehr merkwürdig. Sie ist merkwürdig dadurch, daß wir selbst Europäer sind, aber von den Opfern europäischer Expansion her zu denken versuchen. Um es in einer Kurzformel zu sagen: Wir sind optionell den Opfern und kulturell den Tätern verbunden. Vielleicht ermöglicht aber gerade diese Zwischenstellung eine Analyse der europäischen Dominanz und Selbsterhaltungskraft, die kritisch blickt, weil sie die Opfer vor Augen hat und die gleichwohl genügend Einfühlungsvermögen in die Sieger besitzt, weil die so anders als wir nun auch wieder nicht sind. Dabei gilt es aber immer, die kritische Frage im Hinterkopf zu behalten, ob dies alles nicht noch einmal eine Variante europäischer Stärke wird. Dazu möchte ich zum Abschluß noch etwas sagen.

Verstehen der Sieger

T. Todorov hat aus dieser Perspektive eine Analyse der Eroberung Amerikas vorgelegt und die spezifische Stärke der europäischen Kultur herauszuarbeiten versucht. Ich habe das in einem Artikel nachzuzeichnen versucht, der als Kopie beiliegt. (Aus Orientierung 54 (1990), Nr. 20 (31.10.1990)).

Die Conquista – auch ein Aufbruch zur Moderne

Überlegungen im Anschluß an die Analysen von Tzvetan Todorov[1]

1992 jährt sich zum 500. Mal die Ankunft von Europäern in Amerika. Schon jetzt gibt es eine Reihe von Auseinandersetzungen um die Frage eines angemessenen Gedenkens dieses Datums – auch in der katholischen Kirche. Dabei geht es nicht allein um die Problematik, welche Rolle die Kirche in diesem Prozeß gespielt hat (eine Problematik, auf die erhebliche apologetische Energien konzentriert zu werden scheinen), sondern zunächst einmal und fundamentaler darum, wie es überhaupt zu einem solchen Völkermord der Europäer[2] an den Indianern kommen konnte. Das Ausmaß der Zerstörung ist unglaublich. Unter Bezugnahme auf die seriöse Untersuchung von *William G. Denevan* (1976) weist *Gustavo Gutérrez* darauf hin, daß vor der Ankunft der Europäer etwa 57 Millionen Menschen in Amerika lebten, während es keine 80 Jahre später nur mehr knapp 9 Millionen waren.[3] *Tzvetan Todorov* geht von einer noch umfassenderen Vernichtung der indianischen Völker aus.[4]

Ein Gedenken dieser geschichtlichen Katastrophe muß, wenn den Opfern nicht ein weiteres Mal Gewalt angetan werden soll, auf (mindestens) zwei Herausforderungen reagieren: Unverzichtbar ist das Bemühen um ein Hörbar-machen der Stimmen derer, die heute in einer leidensgeschichtlichen Verbundenheit mit den damaligen Opfern stehen[5], vor allem also der Stimmen der Indianer und der Schwarzen. Und zum zweiten richtet sich die Problematik der Conquista zurück auf uns in Europa: Warum waren es gerade Europäer, die diesen Völkermord verübt haben? Gibt es eine spezifische Disposition dafür in der europäischen Kultur? Und wenn es so sein sollte, daß der Völkermord an den Indianern mit einer spezifischen Fähigkeit dieser Kultur zusammenhängt, was folgt dann daraus für heute, für Selbstverständnis und Veränderungsperspektiven «unserer» Kultur?

Mit den folgenden Überlegungen möchte ich mich dieser Frage der Conquista als Ausdruck der europäischen Kultur widmen, und dies nochmals konzentriert auf die Beschäftigung mit einer Studie, die inzwischen fast schon zu einem Klassiker dieser Thematik geworden ist, T. Todorovs «Die Eroberung Amerikas». Seine Studie liefert eine Fülle von Hinweisen dafür, daß wesentliche Momente der Conquista ganz in die heraufziehende Moderne gehören. Todorov versucht zu zeigen, daß die Mentalität, die Vernunft, die der Conquista zum «Erfolg» verhilft, nichts anderes als die «moderne Vernunft» ist. Die Art und Weise, wie die Conquistadoren mit den gänzlich anderen Menschen umgegangen sind, wie sie Andersheit begriffen und bewältigt haben, gehört demnach nicht in eine uns fremde Epoche, sondern steht am Anfang einer Entwicklung, deren Erfolg und deren Aporien auch und gerade in der Gegenwart zu bedrängenden Fragen geworden sind.

Todorov verdeutlicht dies vor allem in der vergleichenden Gegenüberstellung von *Moctezuma* und *Hernando Cortés*. Cortés ist der Typus eines von der modernen Rationalität bestimmten Menschen, der gerade durch diese Rationalität eine Überlegenheit gegenüber Moctezuma erlangt, die schließlich seinen Sieg verbürgt.[6] Knapp und verkürzend zusammengefaßt kann man sagen, daß in der Konfrontation Azteken – Spanier, die verdichtet ist in der Konfrontation Moctezuma – Cortés, eine traditionsgeleitete Vernunft einer rein zweckorientierten, von allen traditionellen Bindungen entfesselten Vernunft gegenübersteht. Der Springpunkt liegt dabei in der Tatsache, daß entgegen einem verbreiteten Klischee von der polternden Ignoranz einer instrumentellen Vernunft diese besser als die traditionsgeleitete Vernunft in der Lage ist, die Andersheit der Anderen wahrzunehmen (und so die Chancen ihrer Unterwerfung zu erhöhen).

Die traditionsgeleitete Rationalität der Azteken

In einer sorgfältigen Aufbereitung der noch verfügbaren Quellentexte kommt Todorov zu einem Bild Moctezumas, das ihn als Zentrum einer ganz vom Ritual, ganz von überkommenen Traditionen geprägten, gleichwohl andere Völker beherrschenden Gesellschaft zeigt. Wesentliches Merkmal der aztekischen Mentalität ist die Bezugnahme auf die Vergangenheit.[7] Alle neuen Ereignisse werden im Rahmen der bisherigen Erfahrungen gedeutet und eingeordnet. Die Staatskunst besteht vor allem in der richtigen Zuordnung der gegenwärtigen Ereignisse zu denen der Vergangenheit, von denen her dann auch die gegenwärtige Praxis gestaltet wird. Die Leitungsverantwortung kann wahrnehmen, wer richtig zu interpretieren vermag. Es gibt regelrechte Prüfungen, Rätsel, wobei es nicht darauf ankommt, eine findige Antwort zu geben, sondern die traditionelle (vgl. 103). Erkennen ist Wiedererkennen, Prophetie ist Erinnerung (106), die Wiederholung hat Vorrang vor dem Unterschied (107) usw. Entsprechend liegt der aztekischen Kultur ein zyklisches Zeitverständnis zugrunde, das sich durchaus mit deren astronomischer Kompetenz verbindet: So kann man in Texten, selbst solchen, die *nach* der Conquista entstanden sind, oftmals «zweifelsfrei den Wochentag feststellen, an dem etwas geschehen ist, weiß jedoch mitunter nicht genau, ob es 20 Jahre früher oder später war» (105). Das Schlüsselwort dieser Gesellschaft lautet Ordnung (83), der Einzelne ist in die Gesellschaft eingebettet, diese entscheidet über sein Schicksal. «In der damaligen indianischen Ge-

[1] Tzvetan Todorov, Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt 1985.

[2] Todorov folgend wird die Conquista hier als Praxis der «Europäer» und nicht isoliert der Spanier begriffen. Das bewahrt nicht nur vor einer lächerlichen innereuropäischen Schuldzuweisungen, sondern wird auch der historischen Realität besser gerecht, was insbesondere ein Blick in die Wirtschaftsgeschichte zeigt. Vgl. Todorov, S. 289; vgl. auch F. Braudel, Aufbruch zur Weltwirtschaft. Band 3 der «Sozialgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts». München 1986, besonders S. 14–ff., S. 431ff.

[3] Vgl. G. Gutiérrez, Wenn wir Indianer wären ... in: E. Schillebeeckx (Hrsg.), Mystik und Politik. Theologie im Ringen um Geschichte und Gesellschaft. Mainz 1988, S. 32–44; hier S. 32.

[4] Vgl. Todorov, S. 160ff.

[5] Der Kuna-Indianer und katholische Theologe A. Wagua wies auf einem Seminar in Aachen im Juni 1990 energisch darauf hin, daß im Blick auf die Indianer nicht einfach von den Opfern der Geschichte gesprochen werden dürfe, da sie sich immer noch im Kampfe befänden. Eine leichtfertige Rede von den Indianern als Opfern fällt denen in den Rücken, die sich gegenwärtig gerade um die Veränderung der Tatsache bemühen, daß die Indianer immer nur die Opfer der Entwicklungen sind.

[6] Zu den herkömmlichen Begründungen des Sieges der Spanier und deren Defiziten vgl. Todorov, S. 69–79.

[7] Todorov, S. 101. Im folgenden werden die Seitenangaben aus diesem Buch in den laufenden Text eingefügt.

sellschaft stellt das Individuum nicht selbst bereits eine gesellschaftliche Ganzheit dar, sondern ist nur konstitutives Element jener anderen Ganzheit, der Gemeinschaft.» (84)

Von dieser Gesellschaftsstruktur her gewinnt Todorov auch einen plausiblen Zugang zu der Vielzahl von Prophezeiungen, in denen das Kommen der Spanier, ihr Verhalten, ihr Sieg, ja sogar ihr Aussehen angekündigt werden: Es sind ex post entstandene Texte, die innerhalb dieser auf Traditionen bedachten Kultur eine zwingende Plausibilität besitzen: Weil es nichts gibt, was es nicht schon gab, muß das Kommen und Verhalten der Spanier schon bekannt gewesen und entsprechend geweissagt worden sein. Diese Prophezeiungen dürfen aber nicht von der Tatsache ablenken, daß die traditionsgeleitete Wahrnehmung der Azteken angesichts dieser ganz Anderen, der Spanier, scheiterte. Die Azteken hatten die verschiedensten Völker des heutigen Mexiko und Zentralamerika unterworfen, waren geschickte Krieger und brutale Ausbeuter. Eine ihrer besonderen Stärken lag in der Auskundschaftung der Gegner. Wie üblich schickte Moctezuma auch bei der spanischen Invasion ständig Späher in das feindliche Lager, «und er ist über die Fakten bestens auf dem laufenden: So erfährt er von der Ankunft der ersten Expeditionen, während die Spanier noch überhaupt nichts von seiner Existenz wissen» (87). Aber er kann die erlangten Informationen nicht einordnen.

Moctezuma wußte sich über seine Feinde zu informieren, solange diese Tlaxcalteken, Tarasken oder Huaxteken hießen. Doch das war eine angestammte Form des Informationsaustausches. Die Identität der Spanier ist dagegen so anders, ihr Verhalten derart unvorhersehbar, daß das Kommunikationssystem dadurch ins Wanken gerät und den Azteken nicht einmal mehr das gelingt, was sie zuvor bestens beherrschten: das Sammeln von Informationen. Wenn die Indianer gewußt hätten, merkt *Bernal Díaz* immer wieder an, wie wenige wir zu diesem Zeitpunkt waren, wie schwach und erschöpft ... (91).

Die Wahrnehmungsweise der Azteken zeigt sich besonders eindrücklich in Moctezumas Versuch, die neuen Informationen zu verarbeiten:

Zunächst läßt er ein Bild anfertigen, auf dem genau dargestellt sein soll, was seine Botschafter an der Küste gesehen haben. Der geschickteste Maler Mexikos wird damit beauftragt; als das Gemälde fertig ist, fragt ihn Moctezuma: «Bruder, ich bitte Dich, mir auf das, was ich Dich fragen will, die Wahrheit zu sagen. Weißt Du zufällig etwas über das, was Du hier gemalt hast? Haben Dir Deine Ahnen ein Bild oder einen Bericht über diese Männer hinterlassen, die in dieses Land kommen oder gebracht werden sollen?» (...) Moctezuma will also nicht akzeptieren, daß ein vollkommen neues Ereignis eintreten könnte, daß etwas geschehen könnte, was den Ahnen nicht bereits bekannt war. Der Maler gibt eine verneinende Antwort, doch Moctezuma gibt sich nicht damit zufrieden und befragt alle anderen Maler des Reiches; ohne Ergebnis. Schließlich empfiehlt man ihm einen alten Mann namens *Quilaztli*, «sehr gelehrt und bewandert in allem, was die alten Bräuche und die Bilder angeht». Quilaztli weiß, obwohl er noch nichts von der Ankunft der Spanier gehört hat, alles über die Fremden, die da kommen sollen, und sagt dem Herrscher: «Und damit Du glaubst, daß ich die Wahrheit sage, betrachte dieses Bild: Es ist mir von meinen Ahnen hinterlassen worden. – Und er zog ein sehr altes Gemälde hervor und zeigte ihm das Schiff und die Männer, die so gekleidet waren, wie man es ihm (auf dem neuen Bild) gezeichnet hatte, und er sah darauf ebenfalls Männer zu Pferde und solche auf fliegenden Adlern, alle in verschiedenen Farben gekleidet, den Hut auf dem Kopf und das Schwert gegürtet». (...) Es ist nicht anzunehmen, daß es aus einer Zeit lange vor Ankunft der Spanier eine Zeichnung gegeben hat, auf der ihre Schiffe und ihre Schwerter, ihre Kleidung und ihre Hüte, ihre Bärte und ihre Hautfarbe dargestellt waren (und was soll man von den Männern auf den fliegenden Adlern denken?). Auch hier handelt es sich um eine *a posteriori* verfertigte Prophezeiung, um eine retrospektive Prospektion. Daß man das Bedürfnis hat, sich diese Geschichte auszudenken, ist jedoch aufschlußreich: Es kann kein vollkommen neues Ereignis geben, die Wiederholung hat Vorrang vor dem Unterschied (106f.).

Eine besondere Eigenschaft der Conquistadoren liegt in der Kunst der Improvisation und der Anpassung, Eigenschaften, die die Azteken aufgrund ihrer traditionsgeleiteten Weltgestaltung gerade wenig ausgebildet haben. Die Rationalität des Eroberer ist streng zweckorientiert, Täuschung und List sind zentrale Momente ihres Handelns, während die Azteken in einer Eindeutigkeit verhalten, die ihnen den Ruf einbrachte, die Lüge gar nicht zu kennen (vgl. 110ff.).

Cortés' moderne Rationalität

Auch der Krieg ist stark ritualisiert, so daß es den Spaniern leicht gelingt, die Hauptleute der Indianer auszumachen und zu töten:

Cortés, der sich mitten unter den Indianern befand, vollbrachte [...] Wunder und tötete die Hauptleute der Indianer, die an ihren [...] nen Schilden zu erkennen waren, ohne sich um die gemeinen K[...] zu kümmern; indem er ihnen dergestalt großen Schaden zu[fügte], drang er schließlich bis zum Heerführer der Indianer vor und ver[letzte] ihm einen Lanzenstoß, an dem er starb. (...) Als der Haupt[mann] Hernando Cortés den Heerführer der Indianer getötet hatte, be[fahl] nen sie, sich zurückzuziehen, und gaben uns den Weg frei [...] Aguilar; zitiert 110f.).

In der Todorovschen Skizze der Konfrontation zwischen [Spa]niern und Azteken bzw. zwischen Cortés und Moctez[uma] werden in idealtypischer Weise einige spezifische Meri[ten] der europäischen Moderne herausgearbeitet. Als erstes [fällt] auf, daß Cortés mit einem praktisch unbegrenzten Wiss[ens]drang, mit einer wahren Verstehenswut vorgeht. Er ist [kein] der polternde Militär, der alles niederwalzt, ohne zu b[e]fen, was er vernichtet, sondern genau im Gegenteil: Sein [mi]tärischer Erfolg beruht auf den besseren Informationen, [der] genaueren Kenntnis, der geistigen Offenheit für neue Situ[atio]nen und unkonventionelle Entscheidungen, kurzum auf [der] Fähigkeit, die Andersheit der Anderen zu erkennen, zu [ver]stehen und von ihr her kalkulierend zu handeln. Die entsch[ei]dende Veränderung liegt darin, daß das gesamte Handeln [und] Denken nicht mehr von Traditionen oder aktuellen Kon[ven]tionen bestimmt wird, sondern einzig und allein vom Zw[eck] (vgl. 142). Dieser Zweck ist Herrschaft, Macht – über [die] Natur ebenso wie über die Menschen. Cortés hat realis[iert], daß die fundamentale Voraussetzung zur Erlangung sol[cher] Macht umfassende Kenntnis ist. Wissensdurst und Macht[streb]en gehören zusammen. Mit anderen Worten: Der Wiss[ens]durst ist (zumindest zunächst einmal) nicht «neutral». Tod[orov] liefert eine Fülle von Beispielen für diesen Zusammenh[ang], ein markantes sei herausgegriffen:

Als sich Cortés auf dem Weg nach Mexiko befindet, trägt sich [ein] sehr Bezeichnendes zu. Er hat soeben Cholula verlassen und muß [...] die Aztekenhauptstadt zu erreichen, eine Gebirgskette überqu[eren]. Die Gesandten Moctezumas zeigen ihm einen Durchgang [...] Cortés folgt ihnen nur widerwillig, denn er fürchtet, in einen [Hin]halt zu geraten. In diesem Augenblick, als eigentlich seine [ganze] Aufmerksamkeit der Frage gelten sollte, wie er sich absichern k[önnte], bemerkt er die Gipfel der nahen Vulkane, die gerade aktiv sind. [Sein] Wissensdurst läßt ihn die unmittelbaren Sorgen vergessen.

«Acht Meilen von jener Stadt Cholula entfernt sind zwei sehr [hohe] und wundersame Berge, denn Ende August sind sie noch derart [mit] Schnee bedeckt, daß man von ihrem Gipfel nichts anderes mehr [sieht]. Aus dem höchsten dieser Berge entweichen oft bei Tag und N[acht] Rauchwolken vom Umfang eines großen Hauses und steigen pl[ötz]rade über dem Berg bis zu den Wolken empor; der Rauch scheint [mit] einer solchen Kraft hervorzuquellen, daß der sehr heftige Wind, [der] im Gebirge immer weht, ihn nicht wegzutreiben vermag. Da [ich] immer den Wunsch gehegt habe, Eurer Majestät den genauen Bericht von allen Einzelheiten dieses Landes abzustatten, so beschl[oß] ich, das Geheimnis dieser höchst wundersamen Erscheinung zu [er]gründen. Ich entsandte zehn meiner Gefährten, wie man sie für [ein] solches Unternehmen braucht, zusammen mit einigen Eingeborenen, die ihnen als Führer dienen sollten, und beauftragte sie, wenn möglich den Berg zu ersteigen und herauszufinden, wo und wie jener Rauch austrat.» (Cortés, ...)

Der Erkundungstrupp gelangt nicht bis zum Gipfel und begnügt sich damit, Eisstücke herunterzubringen. Doch auf dem Rückweg [wählen] die Männer auf eine andere mögliche Route nach Mexiko, die [weni]ger Gefahren zu bergen scheint; Cortés schlägt diesen Weg ein [...]

erlebt in der Tat keine böse Überraschung. Selbst in den schwierigsten Situationen, die ihm größte Wachsamkeit abfordern, läßt bei Cortés die Leidenschaft, «das Geheimnis zu ergründen», nicht nach. Und symbolhaft wird seine Neugier dann auch belohnt (127f.).

Hier zeichnet sich ein anderer Grundzug modernen Weltverständnisses ab, der grenzenlose Vertrauensvorschuß gegenüber dem Wissensdrang als solchem. Es ist die zu einer Art Mythos gesteigerte Erfahrung, daß oftmals die wichtigsten Einsichten und nützlichsten Entdeckungen Nebenprodukte eines ganz anders oder eben überhaupt nicht gerichteten Forschungsdrangs sind.

Gepaart mit dem Wissensdrang und in gewissem Sinne seine Voraussetzung ist das Abkoppeln von Traditionen, genauer von der praxisbestimmenden Kraft der Traditionen. Sie leiten nicht länger das Handeln, die Vernunft ist auf sich selbst gestellt. Auch hierfür ein beiläufiges aber markantes Beispiel aus dem Buch von Todorov:

Es wird von einem bezeichnenden Vorfall berichtet, der sich beim Feldzug gegen die Tlaxcalteken ereignete: Um den Feind zu überraschen, machte Cortés mit seinen Reitern einen nächtlichen Ausfall. Eines der Pferde strauchelt; Cortés schickt es ins Lager zurück. Kurz darauf passiert einem zweiten dasselbe. «Einige sagten zu ihm, Herr, dies scheint uns ein böses Omen zu sein, laßt uns umkehren. Er aber antwortete ihnen: Ich halte es für ein gutes, vorwärts.» (F. de Aguilar; 132)

Die von Konventionen und Traditionen entfesselte Vernunft, die in gewisser Weise haltlos und deshalb rast- und ruhelos ist in der Welt, die kein unerschütterbares Fundament mehr besitzt, muß sich selbst durchsetzen und damit sichern. Sie ist aus sich heraus höchst sensibel für die Andersheit der Anderen. Indem sie diese Andersheit versteht, durchschaut, nimmt sie dem Anderen das Bedrohliche und kann es sich unterwerfen. Cortés bestimmt sein eigenes Verhalten von den Azteken her: Er fragt sich ständig, wie die Indianer sein Handeln interpretieren könnten, und achtet streng auf das Auftreten seiner Gefolgsleute, weil er die Informationen, die den Azteken zufließen, selbst kontrollieren will (vgl. 135f.). Seine gesamte Praxis steht unter dem einen Zweck, die Herrschaft zu erringen. Entsprechend kommt der «Strategie» eine entscheidende Bedeutung zu und in ihr der List, dem Trick. So ist die Sprache für Cortés weniger ein genaues Abbild der Welt, sondern vielmehr «ein Mittel, andere zu manipulieren» (144). Todorov schildert ein eindrückliches Beispiel für diese Mentalität:

Cortés' Verhalten ist dem Anschein nach oft ... widersprüchlich, doch diese Widersprüchlichkeit ist kalkuliert; sie verfolgt (und erreicht) das Ziel, seine Botschaft zu verdunkeln und bei seinen Gesprächspartnern Verwirrung zu stiften. Auf dem Marsch nach Mexiko kommt es zu einem in dieser Hinsicht beispielhaften Vorgang. Cortés ist in Cempoala Gast des «dicken Kaziken», der hofft, der Anführer der Spanier werde ihm helfen, das aztekische Joch abzuschütteln. Da treffen fünf Gesandte Moctezumas ein, die die Steuern einziehen wollen; sie sind über den guten Empfang, den man den Spaniern bereitet hat, außer sich vor Zorn. Der dicke Kazike holt sich bei Cortés Rat; dieser sagt ihm, er solle die Steuereintreiber gefangennehmen, was dann auch geschieht. Doch als sich die Cempoalaner anschicken, die Gefangenen zu opfern, stellt sich Cortés dagegen und ergänzt die Gefangniswache durch eigene Soldaten. Nachts gibt er seinen Soldaten Anweisung, heimlich zwei der fünf Gefangenen zu ihm zu bringen, möglichst die intelligentesten; als sie bei ihm sind, spielt er den Unschuldigen, zeigt sich erstaunt über ihre Gefangennahme und bietet ihnen an, sie freizulassen; damit ihre Flucht auch sicher gelingt, läßt er sie sogar mit einem seiner Boote über die Grenzen des Territoriums von Cempoala bringen. Nach ihrer Befreiung begeben sie sich zu Moctezuma und erzählen ihm, was sie Cortés zu verdanken haben. Am nächsten Morgen entdecken die Cempoalaner die Flucht und wollen wenigstens die verbliebenen drei Gefangenen opfern; doch Cortés wendet sich dagegen; er entrüstet sich über die Nachlässigkeit der cempoalanischen Wachen und schlägt vor, die drei anderen auf seinen eigenen Schiffen zu bewachen. Der dicke Kazike und seine Mitstreiter stimmen zu, aber sie wissen auch, daß Moctezuma von ihrer Rebellion erfahren wird; deshalb schworen sie Cortés Treue und verpflichten sich, ihm bei seinem Kampf gegen die Aztekenherrscher zur Seite zu stehen (137f.).

Cortés, Machiavelli und die Dialektik der Moderne

Es könnten noch viele weitere Momente aus der Gegenüberstellung Azteken/Spanier bzw. Moctezuma/Cortés gewonnen werden, und bei Todorov findet sich auch noch einiges, aber es mag mit den angeführten Belegen bereits deutlich geworden sein, wie hier zwei Mentalitäten, zwei verschiedene Weisen der Weltwahrnehmung und Weltgestaltung aufeinandergetroffen sind. Cortés steht mit seinem Denken und seiner Praxis am Aufgang der Moderne, was ihn grundlegend zum Beispiel von Kolumbus unterscheidet. Von diesem sagt Todorov einmal, daß er mentalitätsmäßig den Azteken näherstehe als Cortés (93). Cortés wiederum vergleicht er mit einem berühmten Zeitgenossen, mit Machiavelli. Und dies nicht, um irgendwelche Beziehungen zwischen diesen beiden Personen zu konstruieren, sondern um zu verdeutlichen, daß Cortés nicht eine Ausnahmeerscheinung darstellt, sondern daß sich in ihm der «Geist einer Epoche» zeigt (vgl. 142). Und dieser Geist ist bestimmt von einem Umschlag im grundlegenden Weltzugang, den Jürgen Habermas in einem frühen Aufsatz so beschreibt: «War der theoretisch begründete Ausgangspunkt der Alten: wie die Menschen praktisch einer natürlichen Ordnung entsprechen können, so ist der praktisch vorgegebene Ausgangspunkt der Modernen: wie die Menschen drohende Naturübel technisch bewältigen können.»[8] Die spezifische Leistung von Machiavelli, Cortés und anderen ihrer Epoche bestand darin, diese technische Orientierung auf Geschichte und Gesellschaft, auf die Politik zu übertragen. «Machiavelli unterstellt als das Ziel der politischen Technik die Behauptung der fürstlichen Macht nach außen sowie die Einigkeit und der Gehorsam der Untertanen im Inneren. Er isoliert die Operationen zur Erreichung dieses Ziels von allen gesellschaftlichen Voraussetzungen. Das politische Handeln ist von traditionellen und moralischen Bindungen gelöst und darf auch bei der Gegenspielern mit solchen nicht rechnen.»[9]

Die Befreiung der Vernunft aus der Bevormundung hat zweifelsohne eine ungeheure Produktivkraft freigesetzt, hat der nördlichen Welt eine Entwicklungsdynamik und Entwicklungsgeschwindigkeit erlaubt, die man sich bis dahin nicht einmal in den kühnsten Träumen hatte vorstellen können. Zugleich wurde aber auch eine überwältigende Destruktivkraft freigesetzt, über die man sich inzwischen auch in Europa klargeworden ist, die aber schon in der Conquista erkennbar war: Im Völkermord an den Indianern zeigen sich bereits die katastrophischen Züge einer entfesselten Vernunft. Die Conquista hat in diesem Sinne einen antizipativen Charakter für die Einsicht in die Dialektik der Moderne.

Dies darf allerdings nicht in dem Sinne mißverstanden werden, daß aus der Kritik an der entfesselten Vernunft eine Apologie der durch Traditionalismus und Autorität niedergehaltenen Vernunft abgeleitet werden dürfte. Die «gefesselte», vormoderne Vernunft wäre wahrscheinlich zu demselben Völkermord bereit gewesen, nur mit dem Unterschied, daß sie vermutlich gegenüber der aztekischen Rationalität nicht siegreich gewesen wäre. Nicht die Grausamkeit kennzeichnet die moderne Vernunft (das wäre die falsche Romantik derer, die zurück wollen), sondern ihre Wendigkeit und Anpassungsfähigkeit, ihr instrumenteller Charakter.

[8] J. Habermas, Die klassische Lehre von der Politik in ihrem Verhältnis zur Sozialphilosophie, in: Ders., Theorie und Praxis, Frankfurt 1978, S. 48–88, hier: S. 57.

[9] Ebd. S. 60f. Vgl. hierzu auch die Machiavelli-Studien von H. Münkler, insbesondere die von ihm herausgegebene Textsammlung N. Machiavelli, Politische Schriften, Frankfurt 1990 (Dort schreibt Münkler in der Einleitung: So wurde in Machiavellis «politischer Theorie die scholastische bzw. humanistische Ethik aufgelöst in eine Technik erfolgsorientierten, situationsbetonten politischen Handelns» [S. 37].)

Der entfesselten Vernunft, die zum reinen Mittel der «Selbsterhaltung» geworden ist, eignet ein spezifischer Umgang mit dem Anderen: Das und der Andere, Fremde, das Außere, Neue usw. wird «eingeordnet» – im begrifflichen wie im realen Sinne. Die moderne Vernunft duldet kein Anderes. Sie ist dabei aber nicht – wie häufig unterstellt wird – ignorant gegenüber dem Anderen, sie zermalmt es nicht, etwa weil sie es gar nicht zu erkennen in der Lage wäre, sondern umgekehrt: Sie kann sich das Andere unterwerfen, gerade weil sie es besonders schnell versteht, kennt, durchschaut und sich so verfügbar machen kann. Aus dem Kennen folgt nicht das Anerkennen, sondern im Gegenteil, die Assimilation! Todorov spricht einmal vom «todbringenden Verstehen» (155).

Die Geschichte der Entdeckung Amerikas läßt mich zu der Überzeugung kommen, daß sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts, sagen wir zwischen Colón und Cortés, ein großer Wandel vollzogen (oder eher *offenbart)* hat: ... Seit dieser Zeit hat sich Westeuropa fast 350 Jahre lang bemüht, den anderen zu assimilieren, die äußere Alterität zu beseitigen, und das ist ihm auch weitgehend gelungen. Seine Lebensweise und seine Wertvorstellungen haben sich auf der ganzen Welt ausgebreitet. (...) Die Europäer legen eine bemerkenswerte Wendigkeit und Improvisationsfähigkeit an den Tag, wodurch es ihnen um so leichter gelingt, ihre eigene Lebensweise überall durchzusetzen. Diese Fähigkeit, sich anzupassen und gleichzeitig zu absorbieren, ist wohlgemerkt keineswegs ein universaler Wert, und sie hat eine Kehrseite, die beileibe nicht positiv einzuschätzen ist. 192f.)

In einer solchen Analyse der modernen Vernunft gibt es bemerkenswerte Parallelen zu anderen Versuchen, die europäische Entwicklung von der in ihr wirksamen spezifischen Vernunftauffassung her zu begreifen. Exemplarisch sei auf die «Dialektik der Aufklärung» von *Max Horkheimer* und *Theodor W. Adorno* verwiesen. Gleich zu Beginn lautet die Grundcharakterisierung der in der Aufklärung wirksmächtigen, neuzeitlichen Vernunft: «Was anders wäre, wird gleichgemacht.»[10] «Der Furcht wähnt er (der Mensch) ledig zu sein, wenn es nichts Unbekanntes mehr gibt ... Es darf überhaupt nichts mehr draußen sein, weil die bloße Vorstellung des Draußen die eigentliche Quelle der Angst ist» (22). Um dieses Ziel zu erreichen, muß die Vernunft von präformierenden Traditionen wie von allen inhaltlichen Bestimmungen gereinigt werden. «Vernunft ist das Organ der Kalkulation, des Plans, gegen Ziele ist sie neutral, ihr Element ist die Koordination.» (95) «Sie ist zur zwecklosen Zweckmäßigkeit geworden, die eben deshalb sich in alle Zwecke spannen läßt.» (96) Horkheimer hat hierfür die Bezeichnung «instrumentelle Vernunft» eingeführt. Der ungeheuren Effizienz dieser Vernunft steht ihr normativer Relativismus gegenüber. Horkheimer und Adorno pointieren dies in einem berühmt gewordenen Satz aus ihrer de-Sade- und Nietzschedeutung: «Die Unmöglichkeit, aus der Vernunft ein grundsätzliches Argument gegen den Mord vorzubringen, nicht vertuscht, sondern in alle Welt geschrien zu haben, hat den Haß entzündet, mit dem gerade die Progressiven Sade und Nietzsche heute noch verfolgen.» (127) Bei Todorov ist dies so formuliert:

Es offenbart sich nicht eine primitive Natur, die in jedem von uns schlummernde Bestie, sondern ein modernes und sogar zukunftsvolles Wesen, das keine Moral mehr kennt und tötet, weil und wann immer es ihm Spaß macht. Die «Barbarei» der Spanier hat nichts Atavistisches oder Animalisches; sie ist durchaus menschlich und kündigt das Kommen der modernen Zeiten an (175f.).

Erinnerung des Leidens

Inzwischen ist diese Problematik zu einem zentralen Thema nicht nur der philosophischen und gesellschaftstheoretischen, sondern auch der allgemein-politischen Diskussion geworden, hier meist unter der Überschrift einer notwendigen «Selbstbegrenzung». Es ist deutlich geworden, daß sich die Bedrohung durch die instrumentelle Vernunft inzwischen zusätzlich nach *innen* gewandt hat, nicht mehr allein die Natur und die Anderen unterwirft, sondern auch den «modernen Menschen» selbst destruiert. Viele sprechen in diesem Zusammenhang von einem erkennbaren «Tod des Subjekts».

Diese strukturelle Verbundenheit zwischen einer Befreiung der Vernunft aus der Bevormundung und ihrer instrumentellen Reduktion wirft die Frage auf, ob es unter Rückgriff auf ebenfalls in der Moderne entwickelte Traditionen «kritischer Rationalität» (H. Marcuse) oder unter Bezugnahme auf eine lebensweltlich durchgehaltene «kommunikative Rationalität» (J. Habermas) Möglichkeiten gibt, die instrumentelle Vernunft zu nötigen, die Trennung zwischen Zweckmäßigkeit und Zwecksetzung aufzuheben und das Bemühen um eine Unterscheidung der Zwecke (wieder) in ihr Selbstverständnis einzuführen. Hoffnungen werden dabei in der Regel auf die Beschwörung zukünftiger Gefahren gesetzt, auf die handlungsorientierende Imagination von Katastrophen, in die das «Wachmachen» treibt. So formuliert *Hans Jonas* in der Einleitung seines «Prinzip Verantwortung»: «Was kann als Kompaß dienen? Die vorausgedachte Gefahr selber.»[11]

Von der jüdisch-christlichen Tradition her drängt sich noch ein anderer Zugang auf: die Erinnerung des Leidens, die memoria passionis als Einspruch gegen die unablässig voraneilende gefesselte Vernunft. Im Kontext der Politischen Theologie ist besonderem Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß die christliche Religion ihrem Wesen nach Erinnerung ist, daß eine erinnerungsgeleitete, eine «anamnetische Vernunft» braucht. Diesen anamnetischen Vernunftbegriff kann das Christentum korrektivisch in die gegenwärtige Vernunft- bzw. Modernitätsdiskussion einbringen. Dies aber nicht in apologetischer Selbstsicherheit, denn die anamnetische Vernunft muß sich an zwei Fronten zugleich behaupten: Sie kämpft nicht nur gegen die Geschichtslosigkeit der instrumentellen Vernunft, sondern ebenso gegen die Verdinglichung der Erinnerung im Traditionalismus. Diese letztere Tendenz, die gerade in der Kirche häufig beobachtet werden kann, weist eine gewisse strukturelle Analogie zu der von Todorov rekonstruierten Wirklichkeitswahrnehmung der aztekischen Kultur auf. Gerade um die innovatorische Kraft der Erinnerung des Leidens herauszuarbeiten, ist es von entscheidender Bedeutung, sie in Differenz zum wiederholungsorientierten, traditionalistischen Gedächtnis zu betonen. Über letzteres schreibt *Christian Duquoc:* «Gedächtnis blendet. Es verführt zum Glauben, das Gegenwärtige sei die ewige Wiederholung des Vergangenen. Es verstellt die Erkenntnis von Veränderungen der Situation. Es verdunkelt die Verlagerungen im Denken. Nur scheinbar entgeht die Ethik im katholischen Denken dem Zauber des immer Gleichen.»[12] Die Erinnerung des Leidens steht dem schroff entgegen, denn sie klagt die Unabgegoltenheit der Vergangenheit ein, betont die Negativität ihrer Kontinuität, will Veränderung, gerade weil die Wiederholung eben auf die unerträgliche Fortschreibung des Leidens meint. Zum traditionalistischen Gedächtnis gehört bei aller Betonung des Vergangenheitsbezugs paradoxerweise gerade das Vergessen vergangener Leiden, insofern es auf die Fortführung eben der Zustände zielt, die diese Leiden hervorgebracht haben. Auch «vergangene Leiden vergessen heißt den Kräften vergeben, die diese Leiden verursachten – ohne diese Kräfte zu überwinden. Die Wunden, die mit der Zeit heilen, sind auch Wunden, die das Gift enthalten. Gegenüber dieser Ergeb-

[10] M. Horkheimer/Th.W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Frankfurt 1969, S. 18. Die folgenden Zitate sind ebenfalls diesem Buch entnommen, Seitenangaben im laufenden Text.

[11] H. Jonas, Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt 1984, S. 7.

[12] Vgl. J.B. Metz, Anamnetische Vernunft. Anmerkungen eines Theologen zur Krise der Geisteswissenschaften; in: A. Honneth u.a. (Hrsg.), Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung (J. Habermas zum Geburtstag), S. 733–738. O. John, «... und dieser Feind hat zu siegen aufgehört». Die Bedeutung Walter Benjamins für eine Theologie nach Auschwitz, Masch. Diss. Münster 1982.

[13] Ch. Duquoc, Ambivalenz im Gedächtnis der Kirche, in: Concilium 1990, S. 23–33; hier: S. 30.

in die Zeit ist die Wiedereinsetzung der Erinnerung in ihr Recht als Mittel der Befreiung eine der edelsten Aufgaben des Denkens.»[14]

So sehr sich traditionalistischer und instrumenteller Vernunftgebrauch ansonsten auch unterscheiden, kommen sie im Vergessen vergangener Leiden überein. Kämpft die anamnetische Vernunft gegenüber dem Traditionalismus um das Ende einer prinzipiellen Priorität der Wiederholung (damit überhaupt erst einmal die Voraussetzungen zur Wahrnehmung und Wertschätzung von Andersheit geschaffen werden können), so versucht sie die herrschaftsdienliche Anpassungsfähigkeit der instrumentellen Vernunft durch die Erinnerung *der* Leiden zu irritieren, die diese Vernunft selbst hervorgebracht hat. Irritation und mögliche Revisionsbereitschaft der instrumentellen Vernunft bedeuten aber wahrscheinlich auch eine Schwächung ihrer spezifischen Stärken, der Anpassungs- und Improvisationsfähigkeit. Todorov kommt am Ende seiner Analysen zu einer recht einfachen Lösung, wenn er sagt:

Für Cortés führt die Eroberung des Wissens zur Eroberung der Macht. Ich übernehme von ihm die Eroberung des Wissens, will mich aber damit der Macht widersetzen (300).

Es ist aber gerade aufgrund von Todorovs eigenen Analysen, in denen der innere Zusammenhang von Wissensdurst und Machthunger herausgearbeitet wird, fraglich, ob dieser Lösungsvorschlag nicht im schlechten Sinne abstrakt ist. Wenn das Durchschauen des Anderen ungebremst weitergefördert wird, wer hält es davon ab, den so Durchschauten zu dominieren? Vielleicht ist der Preis einer erinnerungsbestimmten Selbstbesinnung der Vernunft eine geringere Fähigkeit, den Anderen zu *kennen*, ihn zu *durchschauen*, aber verbunden mit einer größeren Fähigkeit, ihn in seinem Anderssein *anzuerkennen*.

Es geht also nicht allein um die Frage, zu welchem Nutzen die moderne Vernunft eingesetzt wird, sondern auch um die Aufgabe, den in ihr wirksamen Mythos von der Unschuld des Wissensdrangs zu irritieren. Ein Weg dazu ist die Erinnerung des Leidens.

Peter Rottländer, Aachen

[14] H. Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft. (Schriften V). Frankfurt 1979, S. 198. Vgl. auch J.B. Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Mainz 1977, S. 161–180; besonders S. 169–172.

Erinnerung des Leidens und Gerechtigkeitstradition

Dabei drängt sich natürlich die Frage auf, ob das nicht ein bißchen wenig ist, ob die Erinnerung des Leidens nicht eine etwas kleine Figur ist, um dem Erfolg instrumenteller Vernunft etwas entgegenzuhalten. Hier scheint es mir sehr wichtig zu sein, noch einmal zu fragen, in welchem Kontext denn dieser Topos "Erinnerung des Leidens" steht. Es gibt in der Moderne immer auch die Traditionen des Gerechtigkeitsdenkens, und die Erinnerung des Leidens ist ein Moment davon. Gegen die rein auf Erringung und Erhaltung von Herrschaft ausgerichtete instrumen-

telle Vernunft gab es auch immer die an Gerechtigkeit ausgerichtete Rationalität. Beispielhaft dafür steht im Prozeß der Conquista Bartolomé de las Casas. Es ist sehr wichtig zu sehen, daß Las Casas genau wie Cortés ein Repräsentant der europäischen Moderne ist. Las Casas ist durch und durch europäisch, in seinem Denken, in seiner Art, seine Kritik zu begründen und zu formulieren. Und er steht in einer spezifischen Tradition des Protestes der europäischen Tradition gegen sich selbst, oder genauer gesagt: des Protestes, der sich an der Kluft zwischen verkündeten Zielen und realer Herrschaftspraxis entzündet. Das Bild Europas ist erst vollständig, wenn beides gesehen wird: Der Hauptstrom einer auf Herrschaft ausgerichteten instrumentellen Vernunft und der schwächere, aber nie ganz versiegende gerechtigkeitsorientierte Protest gegen diesen Hauptstrom.

Wenn man beispielhaft Las Casas in dieser Weise wahrzunehmen versucht, dann hat man es mit einigen Koordinaten zu tun, die man zurechtrücken muß, um ein schiefes Bild zu vermeiden. Das möchte ich kurz erläutern, gerade auch im Blick auf die gegenwärtigen Diskussionen zu den 500 Jahren.

Konfliktlinie nicht: Kirche gegen weltliche Macht

Die Konfliktlinie lautet nicht: Kirche gegen weltliche Macht. Es gibt gegenwärtig eine Tendenz, gerade in der Kirche selbst, die Dinge so darzustellen, als seien da einerseits die Conquistadoren und andererseits die gegen deren Praxis protestierenden Kirchenvertreter gewesen. Das ist historisch falsch. Bedeutende Teile der Kirche, der Amtsträger, standen ganz auf der Seite der Conquista. Zudem hatte der Papst den katholischen Königen das Missionspatronat übergeben. Die gesamte Invasion war ein Missionsprojekt. Vor allem - das ist sehr wichtig für uns, die wir aus den Diskussionen des 18. und 19. Jahrhunderts bestimmte Frontstellungen gewöhnt sind - gab es im 16. Jahrhundert für die gesamte Gesellschaft noch ein religiös-metaphysisches Weltbild als Grundlage aller Diskussionen, d.h. alle

argumentierten auch theologisch, oder zumindest unter Rückgriff auf die Glaubenssprache.
Auch Cortés verstand sich als verantwortlich für die Verbreitung des Christentums. Und in der damaligen Kirche finden sich ebenso Vertreter der herrschaftsorientierten wie der gerechtigkeitsorientierten Vernunft. Um Las Casas richtig zu verstehen, ist es darum sehr wichtig, ihn nicht primär als Kirchenmann einzuordnen, sondern als Vertreter jener Traditionslinie europäischer Kultur, die sich an sozialer Gerechtigkeit ausrichtete. Dies ist eine Tradition, die in den folgenden Jahrhunderten auch von Menschen weitergeführt worden ist, die sich nicht der Kirche zugeordnet haben. Damit soll nicht bestritten werden, daß eine solche kritische Position auch eine gute Basis im Christentum findet, aber katholische Kirche und gerechtigkeitsorientierte Sozialkritik sind keine deckungsgleichen Größen.

Die europäische Tradition des prophetischen Protestes

Der prophetische Protest, für den Las Casas steht, ist weniger "ein Wunder des Geistes" in Amerika, als Moment europäischer Protesttraditionen, insbesondere der Armutsbewegungen. Man findet in Texten zu den 500 Jahren immer wieder Formulierungen wie die folgenden: "Das Wirken des Geistes brachte sie (einige europäische Missionare) dazu, sich der Unterdrückung entgegenzustellen". Oder: "Der Geist bewirkte, daß diese Europäer den Standpunkt der Eroberer überwanden". Mit dieser Argumentation kann ein spezifischer Eindruck erweckt werden: Auf der einen Seite gibt es die handfesten Interessen und das theologische Konzept der Christenheit, und auf der anderen Seite gibt es die überraschende und das heißt traditionslose Neuheit des Protestes. Das Wirken des Geistes bringt etwas Neues hervor, die Anwaltschaft für die Indianer. Diese Sichtweise ist aber deswegen nicht haltbar, weil auch der prophetische Protest eine spezifische europäische Tradition besitzt. Es ist kein Zufall, daß gerade Ordensleute aus den sogenannten Bettelorden in besonderer Weise diesen Protest getragen haben. Ihre Orden haben den mittelalterlichen Armutsstreit im Rücken und sind selbst als Protestbewegungen entstanden. Sie kommen aus einer Kritik

an den europäischen Verhältnissen, einer Kritik, die gerade gegen das anging, was in Lateinamerika in gesteigerter Weise praktiziert wurde: Geldorientierung, Habsucht, Ideologie der Ehre usw. Eine solche Sichtweise gibt übrigens auch einen Zugang zu den Apellen von Las Casas an den König. Er konnte sich mit seinem Anliegen durchaus auf bestimmte europäische Traditionen berufen.

Gerechtigkeitstradition historisch unterlegen

Die in Las Casas anschauliche Gerechtigkeitstradition liefert keinen Grund zur Beruhigung, zum europäischen Schulterklopfen, denn immer wenn es darauf ankam, war diese Linie unterlegen. Dafür gibt es eine Fülle von Belegen, auch aus der Zeit der Eroberung. Angetrieben von den "Verteidigern der Indianer" veröffentlichte Papst Paul III. 1537 die Bulle Sublimis Deus, in der die Indianer als vernunftbegabte Menschen anerkannt werden und festgelegt wird, daß ihre Missionierung nicht durch Gewalt, sondern durch Predigt und gutes Beispiel zu geschehen habe. Präsident des Indien-Rates war damals ein Ordensbruder von Las Casas, Kardinal Garcia de Loaisa OP, der sofort Aktivitäten zur Außerkraftsetzung dieser Bulle einleitete. In Absprache mit Kaiser Karl V. argumentierte er, daß aufgrund zweier vorheriger Bullen, in denen der Krone das volle und uneingeschränkte Patronatsrecht übertragen worden sei, Papst Paul III. mit Sublimis Deus sich in Dinge eingemischt habe, die nicht seine Sache sondern die des Königs seien. Kardinal Loaisa hatte mit seinem Engagement Erfolg: Karl V. erließ eine Anordnung, wonach alle Päpstlichen Bullen und Breven, die Lateinamerika betreffen, vom Indienrat genehmigt werden müssen, und Papst Paul III. veröffentlichte im Jahr 1538 ein Widerrufs-Breve zu Sublimis Deus. Vergleichbar ist es mit den indianerfreundlichen Gesetzen, den sogenannten "Leyes Nuevas" gegangen: Nicht lange nach ihrer Verkündigung sind sie auf Druck der anderen Seite wieder zurückgezogen bzw. modifiziert worden. So erfreulich es ist, daß es die gerechtigkeitsorientierte Protesttradition gibt, so traurig stimmt die Tatsache ihrer kontinuierlichen Niederlagen,

die ihr zum Teil auch von Vertretern der Kirche beigebracht wurden.

Selbstkritik als Mittel europäischer Dominanz?

Ich möchte abschließend einen Punkt nennen, einen letzten Einwand, der darauf abzielt, daß gerade diese selbstkritische Traditionslinie noch einmal funktional sein kann für das Dominanzstreben europäischer Kultur. Leider verkompliziert das die ganze Sache noch einmal. Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß eine radikale Selbstkritik Europas von Europäern, daß europäischer Selbsthaß gerade nicht eine radikale Abrechnung mit der europäischen Schuldgeschichte darstellt, sondern im Gegenteil als ein vorantreibendes Moment in der europäischen Expansions- und Siegergeschichte gesehen werden kann. Ich möchte zwei Charakterisierungen des europäischen Geistes zitieren, die das sehr prägnant zum Ausdruck bringen. Die eine stammt von Jürgen Habermas: "Das Eigentümliche des europäischen Geistes, des okzidentalen Rationalismus, wie Max Weber sagte, besteht aber darin, daß er ruhelos seine eigenen Alternativen erzeugt. Nur durch Selbstkritik und Selbstüberschreitung ist er mit sich identisch geblieben. Im selbstzufriedenen Anblick einer exemplarischen Gesellschaft, die nicht mehr überboten werden kann, müßte er seine Identität verlieren" (J. Habermas, Die nachholende Revolution, Frankfurt 1990, 166). Und Hans Magnus Enzensberger: "Die Lebenskraft des Westens rührt am Ende von der Negativität des europäischen Denkens her, seiner ewigen Unzufriedenheit, seiner gierigen Unruhe, seinem Mangel. Der Zweifel, die Selbstkritik, ja der Selbsthaß sind seine wichtigste produktive Kraft. Daß wir uns, und das, was wir hervorgebracht haben, nicht akzeptieren können, ist unsere Stärke. Die westliche Zivilisation zehrt von dem, was sie in Frage stellt" (H.M. Enzensberger, Politische Brosamen, Frankfurt 1982, 51). Bei vielen Texten einer massiven Anklage der Conquista drängt sich der Eindruck auf, daß sich in ihnen etwas von diesem europäischen Selbsthaß kanalisiert. Die Opfer werden benutzt, um die Verurteilung der eigenen Kultur zu rechtfertigen, zu untermauern. Wäre die Zahl der Opfer noch größer gewesen, es wäre

dieser Kritik gerade recht gekommen. Wo aber steht dann diese Kritik selbst? Sie ist eigentlich nur die einfache Negation der Europhilie, negativer Eurozentrismus, und hört nicht auf, sich über Europa aufzuregen. Und genau so ist sie noch einmal gänzlich europäisch, spielt den Part des vorantreibenden Selbsthasses in der dialektischen Geschichte europäischer Dominanz.

Es kommt also sehr viel darauf an, in welcher Haltung der katastrophischen Vorgänge bei der Eroberung Amerikas hier bei uns gedacht wird. Statt einer Haltung auftrumpfender Selbstkritik ginge es vielmehr darum, die Irritationen dieser historischen Katastrophe an uns herankommen zu lassen und sie nicht gleich wieder in flotte Strategien aufzulösen.

Aachen, den 4. Juni 1991
Ro/keu

(Nur für den privaten Gebrauch)

Dr. Horst Goldstein/Monheim-Baumberg

- Referat bei der Misereor-Studientagung am 11.5.1991 -

Die andauernde Konquista
Lateinamerikanische Perspektiven

Im April 1987 fand auf Einladung der >Bischöflichen Kommission für die Urbevölkerung< (*Comisión Episcopal para Indígenas = CEI*) der Mexikanischen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit dem >Nationalen Hilfszentrum für die Mission unter der Urbevölkerung< (*Centro Nacional de Ayuda a Misiones Indígenas= CENAMI*) eine Anhörung von Ureinwohnern statt. Anlaß des Treffens waren, wie es heißt, die >Fünfhundert Jahre Evangelisierung in Lateinamerika<. Man wollte den *Indígenas*, den Eingeborenen - >Indianer< hat vielerorts in Lateinamerika einen abschätzigen Klang -, eine Möglichkeit eröffnen, ihre Ansicht zu den >Fünfhundert Jahren<, so die gängige Formel, zu bekunden.

Zu dem Themenkomplex >Das spanische Weltreich und die Entdeckung Amerikas< äußerten die Befragten in teils nur gebrochenem Spanisch:

"Die Spanier rissen sich das Land und die Reichtümer der Urbebevölkerung unter den Nagel. Dabei benutzten sie Gott und ihre Waffen, ihre Stärke, ihre Tiere, ihre Kleidung und ihr Wissen. Uns haben sie nur mißhandelt, versklavt haben sie uns und unterdrückt, und unseren Grund und Boden haben sie uns geklaut. Unsere Kultur und unsere alten Werte waren anscheinend wertlos für sie".

Was die Behandlung ihrer Vorfahren betrifft, meinten die Nachkommen der von der Conquista Betroffenen in verschiedenen Arbeitskreisen:

"1. Die Einheimischen wurden gefangengenommen. Die Behandlung war schlimmer als die von Tieren. Sie wurden versklavt und umgebracht. Was sie an Reichtümern besaßen, nahmen ihnen die Spanier ab...
3. Sie wurden mißhandelt, versklavt, unterdrückt und umgebracht. Sie wurden gedemütigt und ihrer Reichtümer beraubt. Die Spanier versuchten, ihnen ihre Vernunft streitig zu machen.
4. Die Spanier haben alle Einheimischen zu Sklaven gemacht. Das ging so weit, daß sie die Ureinwohner in die Sklaverei geschickt und die Indianer niedergemacht haben. Und die Frauen haben sie

mißbraucht: Zuerst haben sie sie als Dienstpersonal mitgenommen, und dann haben sie sie als Frauen gebraucht."

Unmißverständlich auch die Einschätzung der an der Anhörung teilnehmenden Pastoralträger. Zur Frage, wie die Eroberer mit den vorgefundenen Kulturen umgegangen seien, formulierten sie:

Die Spanier "verkannten und entwerteten die (einheimischen) Kulturen und zwangen (unseren Vorfahren) ihren Gott mit Blut und Peitsche auf. Auch die Sprache war ihnen nichts wert. Sie drangen uns ihre Formen in Erziehung und Ackerbau auf. Alles, was wir an Wurzeln hatten, rissen sie mit Stumpf und Stiel aus. Sie zwangen uns ihre Art des Gewissens, ihre >Moral< und ihre Sitten auf. Die Sklaverei führten sie ein. Die Frauen nahmen sie als Geschenk und machten sie zu Konkubinen und Mägden. Begangen unsere Leute in ihren Augen irgendein >Vergehen<, gab es Dutzende von Strafen. Massenweise wurden Menschen umgebracht... Bei lebendigem Leibe wurden Ureinwohner verbrannt. - Natürlich waren die Einheimischen für die Spanier auch nicht die Eigentümer des Landes. Die Conquista brachte die >Zehn ägyptischen Plagen< über die Naturvölker. Die Europäer machten den Ureinwohnern ihre Sitten und ihre Überlieferung kaputt und zwangen ihnen die (Verhaltensweisen) der Spanier auf. Die Erschöpfung der Ureinwohner war ihnen egal. Mit unmenschlichem Sadismus gingen sie vor."

1. Ausweitung der Christenheit im Kampf gegen die Mauren und andere Heiden

Wie haben wir uns den kulturellen Horizont vorzustellen, innerhalb dessen 1492 das begann, was die einen >Fünfhundert Jahre Evangelisierung in Lateinamerika< meinen nennen zu sollen und was die anderen, wie wir gerade gehört haben, als Invasion, Ausplünderung, Versklavung und Völkermord betrauern und anklagen?

Der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannte Globus ist weithin vom Islam beherrscht: vom Atlanik bis zum Pazifik, von Gibraltar über den Balkan und die Türkei, über das Kalifat von Bagdad und das iranische Reich und - wenn auch etwas zeitverschoben - vom Mogulreich in Indien bis zu den Gewürzinseln in Südostasien. Die Christenheit in Europa besiedelt da nur sozusagen die Westecke dieser Landkarte. Die Ideologie der Kreuzzüge läßt nun die Christen nicht nur gegen die muslischen Sarazenen

ziehen, um ihnen die heiligen Stätten zu entringen, sondern auch - wiederum historisch in Epochen gedacht - gegen die Türken, um ihnen die Einnahme Wiens zu wehren, und gegen die Mauren im Westen, um von ihnen die iberische Halbinsel zurückzuerobern. Stichwort: Reconquista.

Wichtig zum Verständnis der Mentalität bzw. Ideologie der Zeit ist der Begriff der >Christenheit<. Kulturgeschichtlich betrachtet, besagt >Christenheit< die Osmose von Evangelium und Politik, von Glauben und Macht, von Religion und Ökonomie, von Kirche und Staat. *Temporalia* und *spiritualia* bilden ein Amalgam, in dem die beiden Elemente prinzipiell nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Deshalb ziehen in der Truppe der Kreuzfahrer, die ja selbst schon eine Symbiose von Soldat und Mönch sind, noch die Kaufleute von Venedig, Neapel und Barcelona mit, um diese auch von der Seite des Handels her zu unterstützen. So ist der Gedanke nur logisch, daß die politische und militärische Vormacht zum Erweis der Wahrheit des christlichen Glaubens wird. Um ein Beispiel aus der Religion der Welt und aus dem Kapitel der Geschichte zu bringen, um die es uns hier geht: Die Spanier erkennen darin, daß die Eroberung des Aztekenreiches vergleichsweise mühelos verläuft, ein Treffstück für die Überlegenheit des Christentums (*Todorov*, 107), wie darin, daß die Ureinwohner wie die Fliegen sterben, einen Beleg dafür, daß Gott an ihrer Seite steht (164).

Ein zweiter Aspekt dieser Zeit ist, daß der Auftrag zur Missionierung, von den Christen her gesehen, als so etwas wie eine unumgängliches Fatum, wie ein eigengesetzmäßiger Zwang und, den Einheimischen unterstellt, als ein *Ius gentium*, als ein Recht verstanden wird, auf das die Heiden einen Anspruch haben, selbst wenn sie es nicht wahrheben wollen. Sollten sie sich also weigern, ihr vermeintliches >Recht< zu ergreifen, muß es ihnen eben mit Gewalt vermittelt werden. Daß Evangelisierung das Angebot der Menschenfreundlichkeit Gottes, die Zuwendung des persönlichen Gottes zu personhaften Menschen in ihrer jeweiligen kulturellen und sozialen Befindlichkeit bedeutet, findet sich allenfalls sekundär in dieser Missionstheologie.

Unterdessen können die Portugiesen von Norden aus Schritt für Schritt ihr Land von den Mauren zurückerringen und erobern 1415 gar an der marokkanischen Küste die Stadt Ceuta. Unter Heinrich dem

Seefahrer entdecken sie Madeira, die Azoren und die Kapverdischen Inseln und erobern auf dem afrikanischen Festland Guinea. Angesichts dieser Ausweitung der Christenheit erteilt Papst Nikolaus V. 1454 den Portugiesen, das heißt dem 1318 gegründeten Christusorden, dessen Großmeister Heinrich der Seefahrer (1394-1460) und später die portugiesischen Könige sind, das Recht, die neuentdeckten und alle neuzuentdeckenden Gebiete in Besitz zu nehmen, verbunden aber zugleich im Sinne des christenheitlichen Denkens, mit der Pflicht, nicht nur "die Wildheit der Sarazenen und der übrigen Feinde des christlichen Namens" zu züchtigen, sondern auch weitere Länder "zur Verteidigung und zur Ausbreitung des Glaubens" zu erobern.

Währenddessen findet Spanien aus der Vereinigung von Kastilien und Aragon erst 1479 zu seiner Einheit. Überdies steht das Land noch immer im Kampf gegen die Mauren. Erst 1492 kann Granada als die letzte Stadt aus der Hand des Maurenkönigs Boabdil rückerobert werden. Die Re-conquista ist abgeschlossen. Die eine wie die andere historische Tatsache sind wohl die Ursache dafür, daß die Spanier erst nach den Portugiesen in den großen Wettlauf um neue Besitzungen eintreten und sich im Werk der Verbreitung des Glaubens unter den Heiden engagieren.

Als Christoph Kolumbus 1492 meint, den Westweg nach Indien entdeckt zu haben, kommt es zu Konflikten zwischen den beiden iberischen Brudervölkern. Hat denn nicht ihnen, argumentieren die Portugiesen, Papst Nikolaus V. das Patronatsrecht auf die neuzuentdeckenden Länder eingerämut? Also schlichtet Papst Alexander VI. 1494 im Vertrag von Tordesillas den Streit, indem er 370 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln eine gedachte Linie zieht, jenseits deren - im Westen - Spanien zu walten und diesseits deren - im Osten über Afrika bis nach Indien und die Molukken hin - die Portugiesen zu schalten hätten. Reiner Zufall zog die Grenze. Und noch ehe man um unsere Existenz wußte - östlich der Linie, die auf dem heutigen südamerikanischen Erdteil etwa von der Amazonasmündung bis nach Rio de Janeiro verläuft, als Brasilianer und westlich davon als zahlreiche andere afroindiolateinische Völker -, waren wir verraten und verkauft, analysieren und klagen gegenwärtige Lateinamerikaner.

Halten wir also fest und vergegenwärtigen uns nachdrücklich: Trotz aller (auch noch späteren) Erfolge auf der iberischen

Halbinsel, in Mitteleuropa (Wien 1529. 1683) und im Mittelmeer (Lepanto 1571) gelingt es den christlichen Völkern des Abendlandes nicht, die Sarazenen bzw. Türken im Osten des Mittelmeeres und die Mauren im Süden auf dem afrikanischen Festland definitiv zurückzudrängen. Das missiokoloniale bzw. kolonomissionale Streben der iberischen Völker in Richtung Muslime und andere Heiden nach Osten rennt also vor eine unüberwindbare Mauer. Gleichwohl ist der Drang zur Expansion von Thron und Altar, von Kreuz und Schwert, von Kolonie und Evangelium so gewaltig, daß man - gestützt auf neue geographische Erkenntnisse - "den Orient im Okzidnet" meint "suchen" zu können. Wer nach Indien und China will, muß also mit der Sonne nach Westen segeln!

2. Konquista als Holokaust

Sein Name ist allseits bekannt: *Christoph Kolumbus* bzw. auf spanisch *Cristóbal Colón*. Dem aus Genua stammenden und in Diensten der spanischen Königin (Isabella von Kastilien + 1504) und des spanischen Königs (Ferdinand von Aragon + 1516) stehenden Seefahrers ist sein Name indes Programm: *Christusträger* will er sein, und zwar in der Weise, daß er durch das auf seinen Reisen erworbene Gold einen Kreuzzug unternehmen kann, um Jerusalem zu befreien und das Heilige Grab zu erobern (*Todorov*, 19); aber er ist auch *Colón - Kolonist* und weiß sich beauftragt, die Grenzen des spanischen Imperiums auszuweiten.

In dem Ansinnen, über die Westroute nach Indien zu gelangen, bricht Kolumbus am 3. August 1492 mit drei Kravellen (Santa María, Pinta und Niña) von Sevilla aus auf und stößt zufällig am 12. Oktober auf die (heute Watlingsinsel heißende) Bahamainsel Guanahani. Seinem theo-politischen Progamm entsprechend nennt er sie *San Salvador*, ähnlich seinen portugiesischen Kollegen, die das von ihnen im Jahre 1500 ebenfalls zufällig berührte Land *Terra de Santa Cruz* und die dort 1549 gegründete Hauptstadt *São Salvador da Bahia de Todos os Santos* taufen (vgl. *Christus*-orden, *El Salvador* mit der Hauptstadt *San Salvador*). Die zweite entdeckte Insel erhält den Namen *Santa María de la Concepción*. Das Ineinanderschmelzen von Religion und Macht wird ablesbar auch an den Namen der dritten und vierten - wie soll man sagen: entdeckten oder besetzten? - Insel: *Fernandina* und *Isabella* (*Todorov*, 38).

a. Hispaniola

Noch auf dieser Reise nimmt Kolumbus die heute aus Haiti und der Dominikanischen Republik bestehende Insel *Hispaniola* für Spanien in Besitz. Trotz einer anfänglich freundlichen Begegnung zwischen Ureinwohnern und Spaniern entwickeln die Europäer in ihrer Gier nach Gold bald eine unbeschreibliche Brutalität gegen die vorgefundene Bevölkerung. Instrument ist ihnen dabei die *Encomienda*, die *Kommende*: eine Zuteilung von Ländereien mit einer bestimmten Zahl von Ureinwohnern, die als Leibeigene für die Kommendenherren zu arbeiten hatten und im Gegenzug als Entgelt sozusagen die Evangelisierung zu erwarten konnten. Ohne Zweifel ist die Kommende eine der Streben, auf der sich die Conquista bis in die Gegenwart, das heißt bis in die augenblicklich Grund-und Bodenproblematik, fortsetzt. *Bartolomé de Las Casas*, selbst anfänglich in das Kolonialprojekt aufs engste verwickelt, schreibt 1541 in seiner *Brevísima Relación de la destrucción de las Indias occidentales*, in seinem *Kurzgefaßten Bericht von der Zerstörung Westindiens*:

"Als in den Kriegen alle erwachsenen Mannspersonen umgebracht und nur noch Jünglinge, Weiber und Kinder übrig gelassen waren, so fingen die Spanier an, dieselben unter sich zu verteilen. Diesem gab man deren dreißig, jenem vierzig, einem anderen hundert oder zweihundert... So übergab man jedem Christen seinen Teil, unter dem Vorwande, sie in demjenigen zu unterrichten, was zum katholischen Glauben gehört. Sie, die fast durchgehends unwissende, grausame, geizige, lasterhafte Menschen waren, sollten für das Seelenheil derselben sorgen! Diese Sorgfalt oder Seelsorge, welche sie auf dieselben verwendeten, bestand darin, daß sie die Mannspersonen in die Bergwerke schickten, um Gold zu graben, welches eine fast unerträgliche Arbeit ist. Die Weibsleute aber schickten sie auf ihre sogenannten Stationen oder Meiereien, wo sie den Feldbau besorgen mußten; eine Arbeit, die nur für starke und rüstige Mannspersonen gehört. Diesen, wie jenen, gaben sie nichts anderes zu essen, als Kräuter und dergleichen Sachen, die keine Kraft haben. Säugenden Müttern vertrocknete die Milch in den Brüsten, und in kurzer Zeit starben alle kleinen Kinder dahin. Die Männer mußten ganz abgesondert leben, durften nicht den mindesten Umgang mit ihren Weibern haben; mithin hörte die Fortpflanzung gänzlich auf. Jene kamen vor Arbeit und Hunger in den Bergwerken um; und diese starben auf

die nämliche Art in den Meiereien oder sogenannten Stationen. So ward die ganze zahlreiche Volksmenge auf dieser Insel vertilgt... Sie bestimmten die Lasten, welche sie ihnen aufluden, zu 80 bis 90 Pfund, und verschickten sie damit auf 100, auch wohl 200 Meilen. Diese nämlichen Christen ließen sich in >Hamacas< tragen, die wie Netze aussahen, und die Indianer mußten sie fortschleppen. Denn sie pflegten sich ihrer gewöhnlich statt der Lasttiere zu bedienen. Immer hatten sie daher von den auferlegten Bürden so schwere Wunden auf den Achseln und Schultern, wie Zugvieh, das sich aufgerieben hat. Wollte ich hier noch der Peitschen, Stöcke, Ohrfeigen, Faustschläge, Flüche und anderer Mißhandlungen erwähnen, die ihnen bei der Arbeit zuteil wurden, so würde ich in Wahrheit ebenso viel Zeit als Papier nötig haben, dennoch nicht alles beschreiben können, und nur die Menschheit schaudern machen."

Doch was *Fernández de Oviedo y Valdés* in seiner *Historia general y natural de las Indias*, in seiner *Allgemeinen und naturbezogenen Geschichte Westindiens* schreibt, frist sich als allgemeine Einschätzung in das Bewußtsein der Spanier ein: "Satan ist nun aus Hispaniola vertrieben; nun, da die Mehrheit der Indianer tot ist, ist sein ganzer Einfluß verschwunden... wer will leugnen, daß das Pulver, das man gegen die Heiden verwendet, für Unseren Herrn Weihrauch ist" (*Todorov*, 183).

b. Kuba

Von Hispaniola aus bietet sich den Konquistadoren als nächster Schritt ihrer Raubzüge die Nachbarinsel Kuba an, die Kolumbus bereits auf seiner ersten Reise betreten hatte. Mit seinen Feuerwaffen erobert 1511 ein Kontingent von sage und schreibe dreihundert Spaniern unter der Führung des Gouverneurs Diego de Velázquez gegen 500.000 einheimische Krieger das Eiland. Daß der Kleriker Bartolomé de Las Casas Feldkaplan dieses Haufens ist, selbst in Kuba eine Kommende erwirbt, hier aber auch 1514 seine Bekehrung erfährt, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. Unter dem Nachfolger Velázquez' Hernando de Soto wird die einheimische Bevölkerung der Insel zwischen 1538 und 1544 gänzlich ausgerottet.

c. Auf der Landenge zwischen Nord- und Südmeer

Wiederum von Hispaniola aus ist *Vasco Núñez de Balboa* 1509 in

Darién im heutigen Panama auf Land gestoßen, das er vier Jahre später als Landenge erkennt. Jenseits des Isthmus tut sich ihm, der von Norden kommt, das >Südmeer<, der Pazifische Ozean auf. Folglich heißt das diesseitige Meer fortan >Nordmeer<. 1513 wird *Pedrarias Davila* zum Gouverneur von Darién ernannt. Pedrarias Davila bekommt als erster einen bemerkenswerten Text mit auf den Weg (*Neumann*, 67), das berühmte *Requerimineto* (Ersuchen, Aufforderung). Das *Requerimiento* ist ein theologisch-juristischer Text, der, sobald die Konquistadoren irgendwo auf Ureinwohner stoßen, den Ureinwohnern - möglichst von einem Notar - vorgelesen werden muß; er soll die Unterwerfung der Einheimischen unter die Gewalt der Spanier rechtfertigen und ihnen den Anspruch eröffnen, evangelisiert zu werden. Das Dokument ist in seiner theologisch-juristisch-ideologischen Stringenz so unerbittlich und brutal, daß es hier in Auszügen zitiert sei:

"Im Namen Seiner Majestät, Don N.N., des Königs von Kastilien etc., gebe ich euch..., so gut ich vermag, kund und zu wissen, was folgt: Gott, unser Herr, der Einige und Ewige, schuf Himmel und Erde, einen Mann und eine Frau, von denen wir und ihr, alle Menschen auf der Welt, abstammen... Aber wegen der Menge der Völker und Stämme, die aus ihnen seit der Erschaffung der Welt vor fünftausend und mehr Jahren hervorgingen, mußten sich die einen hier-, die anderen dorthin wenden... Unter all diesen Menschen beauftragte Gott unser Herr einen, den heiligen Petrus, daß er über alle Menschen auf Erden Herr und Meister sei, ... Christen, Mauren, Juden, Heiden und Angehörige jeglicher Sekte oder jeglichen Glaubensbekenntnisses. Den haben sie Papst genannt... Einer der letzten Päpste ... hat kraft seiner Herrschaft über die Welt diese Inseln und dieses ozeanische Festland den Katholischen Königen von Spanien ... zum Geschenk gegeben... Deshalb bitten und ersuchen wir euch nach bestem Vermögen, daß ihr auf unsere Rede hört, ... daß ihr die Kirche als Oberherrin der ganzen Welt und in ihrem Namen den Hohenpriester, Papst genannt, sowie an seiner statt Seine Majestät als Herrn und König dieser Inseln und dieses Festlandes kraft der erwähnten Schenkung anerkennt... Handelt ihr danach, dann tut ihr recht und erfüllt eure Pflicht... Falls ihr dies aber nicht tut und böswillig zögert, dann werden wir gewaltsam gegen euch vorgehen, euch überall und auf alle nur mögliche Art mit Krieg überziehen, euch unter das Joch und unter den Gehorsam der Kirche und Seiner Majestät beugen, eure Frauen und Kinder zu

Sklaven machen, sie verkaufen und über sie nach dem Befehl Seiner Majestät verfügen. Wir werden euch euer Eigentum nehmen, euch schädigen und euch Übles antun, soviel wir nur können, und euch als Vasallen behandeln, die ihrem Herrn nicht gehorsam und ergeben, sondern widerspenstig und aufsässig sind. Wir bezeugen feierlich, daß das Blutvergießen und die Schäden, die daraus erwachsen, allein euch zur Last fallen, nicht Seiner Majestät, nicht mir und nicht diesen Rittern, die mit mir gekommen sind. Alles, was ich euch hier gesagt und gefordert habe, bitte ich den Notar schriftlich zu beurkunden, wie auch alle anderen hier Anwesenden es bezeugen mögen".

d. Mexiko

Nächste Etappe: Mexiko. Diego de Velázquez ernennt 1519 seinen Mitstreiter bei der Eroberung Kubas vor acht Jahren, Hernán Cortés, zum Befehlshaber einer Expedition, die das Gebiet der Azteken auf dem mittelamerikanischen Festland erkunden soll. Wie die allgemeine Einschätzung auf seiten der Spanier von den dortigen Ureinwohner ist, kann man bei dem Dominikaner *Tomás Ortiz* nachlesen: "Auf dem Festland essen sie Menschenfleisch. Sie sind mehr als irgendein anderes Volk unzüchtig. Gerechtigkeit gibt es bei ihnen nicht. Sie gehen ganz nackt, haben keine Achtung vor wahrer Liebe und Jungfräulichkeit und sind dumm und leichtfertig. Wahrheitsliebe kennen sie nicht, außer wenn sie ihnen selbst nützt. Sie sind unbeständig, glauben nicht an die Vorsehung, sind undankbar und umstürzlerisch... Wenn man sie die Geheimnisse der wahren Religion lehrt, erklären sie, diese Dinge paßten für die Spanier, aber für sie bedeuteten sie nichts und sie seien nicht bereit, ihre Gewohnheiten zu ändern... Wahrhaft rohe Tiere sind sie. Ich kann versichern, daß Gott kein Volk je erschaffen hat, das mehr mit scheußlichen Lastern behaftet ist als dieses, ohne irgendeine Beigabe von Güte und Gesittung... Die Indianer sind dümmer als Esel und wollen sich auch in keiner Weise bessern" (*Todorov*, 182f).

In Mexiko, das eine Agglomeration verschiedener, unter sich zerstrittener Völker mit den Azteken an der Spitze ist, geht Cortés, ausgrüstet mit Pferden und Feuerwaffen, mit unbeschreiblicher Brutalität vor. In einer der erbittersten Schlachten besiegt er die Tlaxcalteken, die jedoch zu seinen Verbündeten werden. In Cholula, der Hauptstadt der Tolteken, sollen seine Mannen, aufgrund eines

Verrats der tlaxcaltekischen Verbündeten, am 14. Oktober 60.000 Menschen niedergemetzelt haben (CENAMI, span. 74). Am 14. Oktober 1519 zieht der Spanier mit ganzen sechshundert Soldaten und sechzehen Pferden gegen 240.000 mexikanischen Krieger siegreich in Tenochtitlan, der Hauptstadt der Azteken, ein. Einer der Gründe für Cortés' Erfolg ist offenbar, daß die Mexikaner die Spanier wegen ihrer militärischen Macht für Götter halten und Moctezuma, ihr Herrscher, in Cortés den wiederkehrenden Quetzalcoatl-Gott sieht. Doch anscheinend hat Cortés die ihm von seinem Auftraggeber, Velázquez, eingeräumte Kompetenz überschritten, so daß dieser dem von ihm Entsandten militärisch nach Mexiko nachstellt. Also muß Cortés an die Küste zurück. Aber auch die Schlacht gegen seine Landsleute kann Cortés für sich verbuchen. In dem Ansinnen, das zweite Mal Technochtitan zu erringen müssen die Spanier, unterstützt von Tlaxcaltelken, die Stadt beinahe zwei Jahre lang belagern. Am 13. August 1521 fällt Tenochtitlan-Mexiko endgültig in die Hand der Europäer. Was da an Leid geschehen ist, beschreibt der unbekannte Autor von Tlaltelolco (der seinen Bericht um 1528 auf náhuatl schreibt) wie folgt: "Auf den Wegen liegen zerbrochene Speere, die Haare sind zerzaust, abgedeckt die Häuser, in Flammen stehen ihre Mauern. Würmer überall auf Straßen und Plätzen, und die Wände sind bespritzt mit zerschlagenen Hirnen... Gras voll von Salpeter haben wir gekaut, Lehmklumpen, Eidechsen, Mäuse, staubige Erde und überdies Würmer." In einem >Traurigen Lied< aus dem Jahre 1523 heißt es: "Weint, meine Freunde; begreift, daß wir mit diesen Ereignissen die mexikanische Nation verloren haben."

Als heutige Menschen wollen wir Zahlen wissen: Man nimmt an, daß die Bevölkerung Mexikos am Vorabend der Konquista 25 Millionen Menschen zählte; zum Ausgang des *Sieglo de oro,* des *Goldenen Jahrhunderts* ist es noch eine Million.

e. Peru

Von Panama aus zieht *Francisco Pizarro* 1531 gegen das Inkareich, das vom heutigen Ekuador über Peru und Teile des gegenwärtigen Boliviens bis ins mittlere Chile reicht. Mit 180 Soldaten und 37 Pferden unterwirft er 1532 Cajamarca. Hier nimmt Pizarro den Inkaherrscher, den letzten Inkaherrscher Atahualpa gefangen - wegen Gotteslästerung, wie Pater Vicente de Valverde sagt, weil

er die Bibel, nachdem er sie nach allen Seiten gewendet hat, als stummen, hohlen Ton geschmäht habe. Gegen ein Lösegeld von Bergen von Gold und Silber aus Cuzco soll Atahualpa am Leben bleiben, bis sie ihn dann doch im folgenden Jahr erdrosseln. 1533 ziehen die Konquistadoren schließlich in das heilige Stadt Cuzco ein. Der brutale Feldzug ist beendet. Doch die Leiden der Urbevölkerung im 1543 gegründeten Vizekönigreich Peru, das vom Isthums über das heutige Kolumbien, Ekuador, Peru, Mittelchile und Teile von Bolivien bis jenseits der Anden Gebiete des augenblicklichen Paraguay und des Rio-de-la-Plata-Raumes umfaßt, beginnt erst recht.

Das System der aus dem alten Inkareich bekannten *Mita*, das heißt der Gemeinschaftsarbeit, zu der der einzelne Dorfbewohner durch Los verpflichtet wurde, übernehmen die Spanier und bauen es aus, vor allem für die Arbeit im Bergbau, so in den Silberminen von Potosí und anderen zahlreichen Orten. So sieht die Praxis aus: "Ins Tal von Jauja kehrt ein Ureinwohner vom Bergwerk in Huancavalica zurück. Zu Hause findet er seine Frau tot vor. Der Dorfvorsteher kommt zu ihm und sagt: 'Ich weiß, ich tue dir weh; du kommst gerade erst aus dem Stollen und findest dich als Witwer wieder, mit zwei Kindern, die du zu ernähren hast; und selbst bist du ganz mager und erschöpft von der Arbeit. Aber ich kann nicht anders: ich finde keinen Volksgenossen für die Mita; wenn die Zahl nicht voll wird, brennen sie mich, peitschen mich durch und trinken mein Blut. Hab' Mitleid mit mir, kehr wieder zurück in die Mine.' Da nahm der Indianer seine zwei kleinen Söhne, umarmte und küßte sie zärtlich und hängte sie an einem Baum auf. Dann nahem er sich ein Messer uns stieß es sich durch den Hals, um nicht wieder ins Bergwerk zu müssen" (epd-3.-Welt-Info 1990: 11/12/79, S. 9).

Von den 9 Millionen Menschen, die Peru 1520 zählte, lebten 1570 noch 1 Millionen (*Gutiérrez*, Gott oder das Gold, 10).

f. Deutsche Beteiligung an der Conquista

Im Jahre 1519 wird der 1500 in Gent geborene, mütterlicherseits spanische, väterlicherseits deutsche, sich selbst aber wohl als Niederländer und Burgunder fühlende spanische König Carlos I° (1516) als Karl V. zum deutschen Kaiser (bis 1556) gewählt. In seinem Reich geht bekanntlich die Sonne nicht unter. Nur: Um

gegen Franz I., König von Frankreich, die Kaiserkrone zu erringen, hatte er die deutschen Fürsten mit 900.000 Gulden für sich stimmen müssen. Das Geld hatte Karl bei den Augsburger Handelshäusern der Fugger und vor allem der Welser aufnehmen müssen. Also steht der spanische König von Anfang an bei deutschen Frühkapitalisten dick in der Kreide. 1528 verpfändet er den Fuggerschen Handelsgesellschaft Chile. Doch da von Norden aus Pizarro mit seinen Horden bereist beginnt, das Inkareich bzw. Peru - und Chile gilt als Teil Perus - zu erobern, lassen die Fugger die Finger von Chile. Anders die Welser. Diese erhalten von Karl V. das Recht, auf Hispaniola und in Mexiko Handels- und Minenunternehmen zu betreiben. Ausgiebig Gebrauch machen die Augsburger indes von ihrem Privileg, Venezuela (von dem spanischen Seefahrer *Alonso de Hojeda* wegen der Pfahlbaudörfer der Ureinwohner >Klein-Venedig< genannt) zu kolonisieren. Besonders Nikolaus Federmann, aber auch andere wie Ambrosius Alfinger, Ambrosius Ehinger, Georg Hohermuth und Philipp von Hutten gründen Städte und dringen tief in Gebiete im Westen Venezuelas und im Osten des heutigen Kolumbiens vor. Um das wirtschaftliche Leben Venezuelas in Gang zusetzen, verpflichten sich die Welser, aus Afrika 4000 Skalven nach Westindien zu bringen. Insgesamt liegt ihnen aber weniger an einer dauerhaften Kolonisierung als vielmehr am aktuellen Geschäft: an Gold und Sklaven. So beklagt sich denn auch Las Casas in einem Brief an Karl V.: In diesem Gebiet, "in dem die Deutschen dafür zuständig sind, daß alles geraubt und zerstört wird, könnten Teufel keine größeren Verbrechen begehen und keine größeren Schäden anrichten. Schreckliche, ausgeklügelte Dinge haben sie im Kopf. Und schlimme Grausamkeiten haben diese mehr als abenteuerlichen Christen, wenn sie es denn sind (was unmöglich ist), den unschuldigen Menschen angetan. ... Haben Eure Gnade", so weiter der Dominikaner, "den Eindruck, daß der König gut beraten war, als er den Deutschen ... ein so großes Gebiet wie dieses (als Pfand oder ich weiß nicht wie) gab und als er ihnen dermaßen sanftmütige Menschen anvertraute, damit sie sie dann umbrächten, aus der Welt beförderten und die Hölle von Seelen nur so anschwellen ließen? Warum und wieso konnte der König, unser Herr, überhaupt einen solchen Vertrag abschließen?" (*Gutiérrez*, 188).

Auf eine merkliche Präsenz von Deutschen innerhalb des Kolonialprojektes stoßen wir etwa drei Jahrhunderte später im Süden Brasiliens. Das Land ist 1822 von Portugal unabhängig geworden. Aus bevölkerungspolitischen Gründen lädt der brasilianische Kaiser Dom

Pedro I° deutsche Siedler (weil sie als Weiße ein Element zum rassischen Ausgleich der damals schwarzen Mehrheit der Population und als Protestanten, um die es ihm primär ging, als besonders arbeitssamt gelten) ein, sich in den südlichen Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catarina niederzulassen. In Anlehnung an den Namen der habsburgischen Gemahlin des Kaisers, Dona Leopoldina, wird die erste deutsche Siedlung, die 1824 entsteht, >Colônia Allemã de São Leopoldo< genannt. Die Gebiete, die den Deutschen zugewiesen werden, gelten formell als unbesiedelt und herrenlos, sind de facto indes der Lebensraum der indianischen Urbevölkerung. Die weißen Siedler, aus ärmlichsten Verhältnissen stammend und unter erbärmlichen Bedingungen lebend, betrachten die Ureinwohner als Wilde und Barbaren und deren Angriffe zur Verteidigung ihres Landes als Niedertracht und Barbarei. Sie organisieren Expeditionen, um sich ihrerseits - wie sie überzeugt sind - gegen die *bugres* (von franz. *bougre* = gemeiner Kerl, Schuft) zu verteidigen. Besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veranstalten die Stoßtrupps von *bugreiros* wahre Massaker an den Indianern, um - wie es heißt - das Gebiet sauber zu bekommen.

g. Holokaust schon im 16. Jahrhundert

Wenn das Wort >Völkermord< je in der Geschichte zu Recht verwandt worden ist, dann ohne Zweifel im Fall des kolonialen Lateinamerika (*Todorov*, 161). Man weiß nicht genau, wie groß die einheimische Bevölkerung der späteren spanischen Gebiete zu Beginn der Konquista war. Die Rückberechnungen schwanken, was das Minimum angeht, zwischen 8,5 und 13,5 Millionen. Als Maximum ist eine Zahl von 100 Millionen im Gespräch. Seriöse Fachleute nennen einen mittleren Wert von 57 Millionen. Vergleichsweise Einmütigkeit indes besteht darüber, daß im Jahre 1570 in denselben Gebieten noch 8,9 Millionen Ureinwohner lebten. Danach wäre die Bevölkerungszahl auf eine Siebtel zurückgegangen (*Gutiérrez*, 10). Andere Autoren sprechen gar von einem Zehntel (*Todorov*, 161). Darf man da, ohne die Verbrechen des deutschen Nationalsozialismus zurücknehmen zu wollen, nicht von einem Holokaust bereits im 16. Jahrhundert sprechen? *Tzevetan Todorov* jedenfalls läßt keinen Zweifel daran: "Keines der großen Massaker des 20. Jahrhunderts kann mit diesem Blutbad verglichen werden" (161).

g. Brasilien

Ohne das Kolonialwerk der Portugiesen herunterspielen zu wollen, noch ein rasches Wort zu Brasilien. Auf dem Weg um Afrika herum nach Indien wird der portugiesische Seefahrer *Pedro 'Alvares Cabral* weit nach Westen abgetrieben und landet schließlich am 22. April 1500 an der Küste eines Landes, das er *Terra de Vera Cruz* nennt und für die Krone seines Landes in Besitz nimmt. Allerdings steht das neuentdeckte Land zunächst keineswegs im Mittelpunkt des Augenmerks seiner Landsleute. Weniger an einer Kolonisierungs- bzw. Siedlungspolitik als an einer Stützpunktstrategie, wie sie sie auch in Afrika und Indien betreiben, interessiert, handeln die Portugiesen zunächst lediglich mit Brasilholz, das dem Land dann ab 1511 auch den Namen gibt. Um ihreGebiete vor dem Besitzverlangen anderer, besonders der Franzosen, zu verteidigen, gründen die Portugiesen 1549 in São Salvador da Bahia de Todos os Santos eine Zentralverwaltung. Der riesige geographische Raum, aus dem im Laufe der Jahrhunderte Brasilien wird, zählt Schätzungen zufolge etwa 5 Millionen Ureinwohner (während Portugal selbst es auf eine Million Menschen bringt). Anders als die Spanier finden die Portugiesen in ihrer Kolonie zunächst kein Gold; dafür aber entwickeln sie den Anbau von Zuckerrohr zur Produktion des gleichfalls ausgesprochen wertvollen Zuckers, den sie mit Hilfe Englands über ganz Europa hin vertreiben; erst ab dem 17. Jahrhundert wird mit der Eroberung der Minengebiete in Minas Gerais auch der Gold- und Diamantenbergbau interessant. In mindestens vier, wenn nicht fünf großen Schüben dringen die portugiesischen Kolonialherren längs der Landmasse und in sie hinein vor und versklaven die angetroffene bodenständige Bevölkerung. Der erste Schub bewegt sich, von Bahia und Olinda aus, längs der Küste von Rio Grande do Norte im Norden bis nach São Vicente (Santos) im Süden und zielt auf die Zuckerproduktion. Die zweite Bewegung dringt, wiederum von denselben Zentren aus, längs der Flüsse, besonders des São-Francisco- Flusses, in das Hinterland (*sertão*) vor und dient der Entwicklung der Viehzucht. Die dritte Invasion bewegt sich, von dem von den Franzosen gegründeten *São Luís* aus, vor allem in Maranhão. Die vierte Bewegung nimmt in der Gestalt der *Bandeirantes* (Fahnenträger) im 17. Jahrhundert von São Paulo aus ihren Ausgang und soll im Landesinnern, in Minas Gerais, die Gold- Silber- und Edelsteinfunde ausbeuten. Fünftens ist das Eindringen in das Amazonasbecken zu erwähnen. Schließlich, wir hatten das Phänomen bereits angesprochen, geht es im 18. und bis ins 19. Jahrhundert, häufig in Auseinandersetzung mit den Spaniern, um die Inbesitznahme der Gebiete

südlich von São Paulo: Paraná, Santa Catarina und Rio Grande do Sul. Überflüssig zu wiederholen, daß alle diese Eroberungsschübe mit grenzenlosem Landraub, millionenhafter Versklavung, hekatobenhaftem Mord und, was speziell den weiblichen Teil der Urbevölkerung betrifft, mit unmenschlicher Entwürdigung einhergeht.

Auch im Blick auf Brasilien paßt für das, was da im Laufe der Kolonialzeit und darüber hinaus geschehen ist, kein anderes Wort als ›Völkermord‹. Von den bereits erwähnten 5 Millionen Ureinwohner zu Beginn der portugiesischen Präsenz in diesem Land gibt es nach Schätzungen des CIMI (*Conselho Indigenista Missionário* = Indianischer Missionsrat) heute noch 210.000.

3. Vierhundert Jahre Konzentrationslager für afrikanische Sklaven

Schon im 15. Jahrhundert war die Verwendung von schwarzen Sklaven auf der iberischen Halbinsel, vor allem in Portugal, gängige Praxis. Bereits auf ihren ersten Reisen nach ›Westindien‹ führten die Spanier schwarze Sklaven mit. Ein königliches Edikt aus dem Jahre 1501 erlaubt in Spanien den Handel mit afrikanischen Sklaven, der freilich in aller Regel im Zusammenwirken mit afrikanischen Fürsten und Händlern abgewickelt wurde. Nachdem binnen weniger Jahrzehnte die bodenständige Bevölkerung durch das System der Kommende und der Mita dezimiert bzw. nahezu gänzlich ausgerottet worden war (Kuba) oder weiter ins Landesinnere geflohen war (Brasilien) und nachdem durch die ›Neuen Gesetze‹ (*Leyes Nuevas de Indias*) 1542 für Spanischamerika (wenn auch ergebnislos) ein völliges Verbot der Indianersklaverei ergangen war, entwickelte sich ein gewaltiges Geschäft mit afrikanischen Sklaven. Nutznießer bzw. Agenten dieses Geschäftes waren nicht nur Portugiesen und Spanier, sondern auch Franzosen, Holländer, Schweden und Dänen. Die Großmacht im Sklavenhandel indes war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts England (bis es sich aus nicht minder merkantilistischen Gründen Anfang des 19. Jahrhunderts für die Abschaffung des Sklavenhandels einsetzte). Über drei Jahrhunderte hin wurden an die 10 Millionen ›Stücke‹ (*peças, pièces d'Inde*) von Afrika nach Nordamerika, in die Karibik und nach Brasilien transportiert. Mindestens ebenso viele kamen auf dem Weg an ihr Ziel um. Auf diese Weise gelangten in die (heutigen) USA 0,6 Millionen Afrikaner, in die englische Karibik 1,7 Millionen, in die französische Karibik ebenso viele, nach Spanischamerika 1,8 Millionen

und nach Brasilien 3,8 Millionen. Nimmt man den illegalen Verkehr hinzu, erhöht sich die Zahl der Afrikaner, die in die amerikanische Sklaverei geschickt wurden, möglicherweise auf 15 Millionen. Auf den Zuckerrohrplantagen wie in den Gold- und Diamantenminen waren die Arbeitsbedingungen so unmenschlich, daß sich die durchschnittliche Lebensdauer auf fünf bis sieben Jahre belief. Manche Fachleute vergleichen die Verhältnisse mit Konzentrationslagern unserer Zeit. Nicht unerwähnt bleiben darf die sexuelle Ausbeutung der Sklavinnen, die - obwohl zahlenmäßig weitaus weniger als die Männer - so zur Rassenvermischung vor allem in Brasilien beitrugen.

Da die Religion der >Stücke<, unabhängig davon, ob sie dem Islam oder einer anderen Religion anhingen, im iberischen Katholizismus als >Teufelswerk< galt, wurden die Sklaven einigen Quellen zufolge noch in Afrika vor dem Einschiffen summarisch getauft und zum Teil als Beleg sowohl für die entrichtete Kopfsteuer wie auch als Zeichen der Taufe auf der Brust gebrannt. Ihrerseits flüchteten die Afrikaner in eine spezifische Form von Synkretismus, in der sie ihre alten afrikanischen Gottheiten in das Gewand der zahlreichen Heiligengestaltaen des (vorreformatorischen) iberischen Katholizismus hüllten. Tänze, wenn sie denn von den Herren gestattet wurden, waren in der Regel der einzige Ort, an dem sich die Schwarzen ihrer alten Kulte und Überlieferungen erinnern konnten. So entstand, was in Haiti *Woodoo* und in Brasilien entweder *Umbanda* (Ric de Janeiro) oder *Candomblé* (Bahia) oder *Xangô* (Pernambuco) heißt.

In den meisten lateinamerikanischen Ländern wurde die schwarze Sklaverei im Zuge der Unabhängikeit der zwanziger Jahre des vorigen Jaharhundert abgeschaft. Allein in Brasilien blieb sie noch bis 1888 bestehen. Trotz Verbots des Sklavenhandels, das von den Engländern scharf überwacht wurde, wurden in Brasilien allein von 1800 bis 1850 mindestens 1.350.000 Sklaven importiert. Das wahrscheinlich letzte Schmugglerschiff mit Sklaven landete am 13. Oktober 1855 in dem kleinen pernambucanischen Serinhaém.

Die Kirche hat die schwarze Sklaverei nicht nur geduldet, sondern gar noch theologisch gerechtfertig und selbst praktiziert. Man erklärte die Schwarzen für die Nachfahren Kains, dessen Zeichen sie zwar vor dem Tode, aber nicht vor der Verfluchung bewahren

sollte; oder man berief sich auf Gen 9,25, wo Noach seinen mißratenen Sohn Ham als Sklaven seiner Brüder bezeichnet, und läßt die Söhne und Töchter Afrikas Abkömmlinge Hams sein. Da körperliche Arbeit für menschenunwürdig angesehen wurde, hielten sich auch Klöster uund kirchliche Kollegs, Priester und Bischöfe ihre Hausklaven. Auf ihren Plantagen besaßen vor allem die Klöster ganze Heere von Landsklaven. So benötigten etwa die Benediktiner in Rio de Janeiro für ihre Ländereien noch 1871 so viele Arbeitskräfte, daß sie 3000 - einer Quelle zufolge sogar 4000 - Sklaven freilassen konnten. Ja, die Gesamtlateinamerikanische Bischofskonferenz von Puebla findet noch im Jahre 1979 gerade eine Fußnote, in der sie beklagt, das Problem der afrikanischen Sklaven nicht hinreichend zum Gegenstand ihre Evangelisierungs- und Befreiungsarbeit gemacht zu haben (Nr. 8).

Auch bei der Erörterung der schwarzen Sklaverei in Lateinamerika dürfen wir die Mitwirkung von Deutschen nicht verschweigen. Daß sich das Augsburger Handelshaus der Welser 1528 Kaiser Karl V. gegenüber verpflichtet hatte, zur Ankurbelung der Wirtschaft in Venezuela 4000 afrikanische Sklaven nach Südamerika zu verschiffen, hatten wir bereits gesagt. In der 1663 gegründeten Kolonie Groß-Friedrichsburg bei Accra eröffent der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620/40-1688) 1682 eine kurbrandenburgische Faktorei für den Sklavenhandel und beteiligt sich damit an dem einträglichen Weltgeschäft. Auch norddeutsche-hanseatische Handelsfamilien, etwa in Hamburg, wollen das gewinnbringende Dreiecksgeschäft zwischen Europa, Afrika und Amerika nicht an sich vorbeigehen lassen. Dagegen mutet die Gestalt des evangelischen Pastors *Carl Leopold Voges* (1801-1893), der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit in Südbrasilien mit Hilfe von zwanzig Sklaven auch eine Landwirtschaft betrieb, nachgerade tragisch an.

4. Prophetischer Widerstand gegen das Morden der Konquista

Gott sei Dank kennt die Geschichte in dieser Blutwüste von Sklaverei und Mord auch eine Tradition des standhaften Widerspruchs. Zu erwähnen ist da zunächst ein offizielles Wort der Kirche. Am 9. Juni 1537 erläßt Papst Paul III. die Bulle >Sublimis Deus<. Hier erklärt das Lehramt, es sei Teufelswerk, zu meinen, man dürfe die Ureinwohner wie Tiere behandeln. Ja, die Indianer seien wahre

Menschen und hätten ein vollgültiges Recht auf den katholischen Glauben.

Die herausragendste Gestalt des prophetischen Widerstandes ist ohne Zweifel der bereits erwähnte Spanier *Bartolomé de Las Casas* (1484-1566). Zunächst in Hispaniola und Kuba selbst Kommendenbetreiber, seit 1507 Priester und sogar Feldkaplan in der Begleitung der Konquistadoren, erfährt er 1514 beim Lesen des alttestamentlichen Buches Jesus Sirach (Kapitel 34,21-27) eine sein ganzes Leben verändernde Bekehrung. Fortan - 1522 tritt Las Casas in den Dominikanerorden ein - gibt es nur noch eines für ihn: die Verteidigung der Ureinwohner als Söhne und Töchter des einen Vaters. Doch Gott sei Dank steht Las Casas nicht allein da. Es gibt eine ganze Schar von Las-Casisten. Zu nennen sind an erster Stelle die Predigermönche Pedro de Córdoba und Antonio de Montesino wie der Märtyrerbischof von Nikaragua Antonio de Valdivieso (+ 1550). Nicht vergessen werden dürfen weiterhin Cristóbal de Pedraza in Honduras, Pablo de Torres in Panama und Agustín de la Coruña in Popayán im heutigen Kolumbien. Eine besonders bewundernswerte Gestalt ist der Vorgänger de la Coruñas auf dem Bischofssitz von Popayán: Juan del Valle. In einem Gebiet, das nur so von Indianerblut getränkt ist, kämpft er mutig und unermüdlich für Verteidigung und Überleben der Indianer. 1555 und 1558 veranstaltet er zwei Diözesansynoden, die theologisch-argumentativ die Rechte der Einheimischen auf Grund und Boden und auf ein Leben in Freiheit formulieren. Böse verfolgt durch die Kolonisten, macht er sich mit einem mit Dokumentenbündeln und Aktenpaketen bepackten Esel auf den Weg nach Santa Fe de Bogotá, um vor dem Audienzgericht die Greuel gegen die Indianer anzuzeigen. Doch die Behörde hat kein Ohr für ihn. Auch der Westindienrat in Spanien verschließt sich 1561 seinen Vorwürfen gegen die Kommendenherren. Was bleibt da noch an Möglichkeiten? Juan del Valle beschließt, die Lage der westindischen Ureinwohner den Vätern des Konzils von Trient (1545-1547. 1550-1555. 1559-1565) vorzutragen. Immer mit seinem Maultier und dem Beweismaterial unterwegs, ereilt ihn an einem unbekannten Ort in Frankreich der Tod. Im November 1561 wird seine Habe konfisziert.

Hunderte von teils namenlosen Missionaren und gewiß auch Missionarinnen der ersten Stunde der lateinamerikanischen Kirche erarbeiten und vertreten in ihrer evangelisatorischen Praxis, was

man heute dort die erste Theologie der Befreiung nennt. Die koloniale Christenheit in Westindien macht jedoch ab dem ausgehenden 16. Jahrhundert all ihrem Mühen ein Ende.

Auch was das Elend der schwarzen Sklaven anbelangt, zeigten sich einige Missionare sensibel, werteten ihre Leiden als reinste Form der Nachfolge Christi (*Antônio Vieira*), ermahnten die Sklavenhalter zur Milde und machten Reformvorschläge (*Felipe Guamán Poma de Ayala*), optierten für einen konsequenten Kampf gegen die schwarze Sklaverei (*Goncalo Leite, Miguel Garcia*) oder lehnten zwar die Institution ab, beließen es aber angesichts der Erfolglosikeit ihrer Proteste bei mitleidender praktischer Nächstenliebe (*Alonso de Sandoval, Pedro Claver*).

2. Die teuflische Saat der Konquista

Ob egozentrisch oder ›allozentrisch‹, wie *Tzvetan Todorov* formuliert (133), die Zivilisation der iberischen Völker ist dadurch charakterisiert, daß sie sich - zumindest in ihrem originären Kern - als ein aus der Religion rührendes und in Funktion der Religion stehendes Streben nach Macht auch über den anderen erweist. Im christenheitlichen Denken der Zeit ist Macht der Beleg für die Wahrheit des Christentums, und die Wahrheit des Christentums wird bewiesen durch die Macht über den anderen bzw. die andere. In der Grobschlächtigkeit des Verschnittes dieser Ideologie ergibt sich dann, wie *Todorov sagt*, die Verkettung von Kennenlernen, Nehmen und Zerstören. Das *Kennenlernen* wird einerseits zu Überlegenheit und Arroganz, die die anderen nur noch als vernunftlose Tiere und dumme Esel gelten lassen, wie umgekehrt zu Demütigung und Unterwerfung, die in den anderen Götter erkennen zu müssen meint. Doch es kann auch geschehen, daß das vermeintliche Kennenlernen nie die Selbigkeit des und der anderen wahrnimmt; dann wird die Bevölkerung, auf die man da per Zufall, ohne sie eines eigenen Ansinnens zu würdigen, gestoßen ist, zu Bewohnern Indiens, sprich: Indianern, oder man nennt sie Amerikaner, ebenso als Folge einer Zufälligkeit, nach dem in spanischen und dann in portugiesischen Diensten stehenden italienischen Seefahrer, der *Amerigo Vespucci* (1451-1512) war. Vom Erkennen im biblischen Sinn als einander innewerden ist nichts geblieben. Das *Nehmen* wird zur Gier nach Gold und Land, erhebt das ökonomische Argument über die Menschenwürde und gereicht zur Rechtfertigung für die Versklavung von Millionen von Menschen. Um

das Ausmaß der *Zerstörung* Hunderter von Völkern dieser ‹Untermenschen› zu erahnen zu geben, bieten sich nur die Begriffe des Völkerschlachtens des 20. Jahrhunderts an: ›Endlösung‹ (*Todorov*, 183) und ›Holokaust‹, obwohl realtiv, bezogen auf die Zahlen des 16. Jahrhunderts, wie auch absolut die Massaker der Nazis die Verwüstungen der Kolonialzeit nicht einmal erreichen.

Andere Kolonialmächte des 16., 17., 18 und 19. Jahrhunderts auf dem amerikanischen Doppelkontinent, einschließlich der Karibik, müßten wir hier ins Auge fassen: Franzosen, Engländer, Holländer... Doch sei hier nur rasch der Weg der selbst aus einem Kolonialprojekt hervorgegangen und 1776 selbständig gewordenen 13 Staaten von Nordamerika erwähnt. Von Anfang an haben sie ihr expansionistisches Selbstverständnis nach Süden, in die Karibik und nach Westen gewandt, nach dem Motto *Winning the West*. 1819 kaufen sie Spanien Florida ab. Ab der Zeit erheben sie Anspruch auf das sowohl von Spanien als auch von Rußland (von Alaska her) begehrte Oregon-Gebiet. Den vorübergehend unabhängigen Staat Texas verleiben sie sich 1845 ein. Im mexikanisch-US-amerikanischen Krieg nehmen sie 1848 Mexiko die heutigen Staaten Arizona, Neumexiko, Nevada, Kalifornien und Utah mit Teilen von Colorado; Mexiko verliert die Hälfte seines Gebietes an die USA. In Mittelamerika erobert der nordamerikanische Freibeuter William Walker aus New Orleans 1955 Nikaragua und macht es zeitweise, bis 1857, zu einem Teil der USA. Seither ist der Einfluß der Vereinigten Staaten in Mittelamerika massiv. 1867 erstehen die USA von Rußland für 7,2 Millionen Dollar Alaska. Bei Unruhen auf dem nach wie vor spanisch verwalteten Kuba ziehen sie in ihrem Sinn die Fäden. Als Ergebnis des spanisch-US-amerikanischen Krieges erlangt Kuba 1898 die Selbständigkeit, wird aber der Protektion der Vereinigten Staaten unterstellt; diese erhalten im Osten der Insel den Stützpunkt Guantanamo sowie ein militärisches Interventionsrecht, das sie auch verschiedentlich nutzen. Als weiteres Ergebnis des spanisch-amerikanischen Krieges nehmen sich die USA aus dem alten spanischen Kolonialbesitz die Philippinen und die Insel Guam im Pazifik sowie Puerto Rico in der Karibik. Auf dem Weg nach den Philippinen usurpieren sie ebenfalls 1898 das selbständige Königreich Hawaii. Um den Bau des Panamakanals in ihrem Interesse forcieren zu können, betreiben sie die Loslösung der Provinz Panama aus dem Staatsverband Kolumbiens; 1903 wird Panama ein selbständiger Staat, mit der US-amerikanische Kanalzone im Herzen seines

Gebietes. Nach heute betrachten die Vereinigten Staaten Mittelamerika bedenkenlos als "our backyard", als ihren *Hinterhof*, in den sie, wie es ihnen opportun erscheint, auch militärisch eingreifen: direkt 1965 Dominikanische Republik, 1983 Grenada und Dezember 1989 Panama oder indirekt durch Militärhilfe: Contras in Nikaragua und Armee in El Salvador (1991: 42,5 Mill. Dollar).

Der klassische Kolonialismus Spaniens und Portugals kleidet sich heute in das neokoloniale Gewand des liberalen Kapitalismus (*Puebla*, 92) bzw. kapitalistischen Liberalismus unter der Führung der Klasse der Machtinhaber in den USA, in Westeuropa, einschließlich und vor allem in der Bundesrepublik Deutschland, und in Japan. "Der kapitalistische Liberalismus ist die Vergötzung des Reichtums in Form von persönlichem Bestitz... er 'betrachtet den Profit als eigentlichen Motor des wirtschaftlichen Fortschritts, den Wettbewerb als oberstes Gesetz der Wirtschaft und den privaten Besitz an Produktionsmitteln als absolutes, uneingeschränktes Recht, ohne entsprechende Verpflichtungen der Gesellschaft gegenüber'. Die unrechtmäßigen Privilegien, die aus dem absoluten Recht auf Eigentum resultieren, führen zu skandalösen Gegensätzen und zu einer Situation von Abhängigkeit und Unterdrückung, und zwar sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene" (*Puebla*, 542). Abhängigkeit und Unterdrückung, Fremdbestimmung (vgl. *Puebla*, 47. 501) und Ausbeutung der Armen (vgl. *Puebla*, 1260), bis hin zu Vertreibung und Mord, sind auch in diesem neokolonialen System weithin die Bedingungen der Mehrheit der Bevölkerung.

"Bei einer eingehenderen Analyse dieser Sitaution wird man entdecken, daß diese Armut keine zufällige Etappe ist. Sie ist vielmehr das Produkt von wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen... Dies ist die Lage im Innern unserer Länder, die aber häufig ihren Ursprung und Unterstützung findet in Mechanismen, die keineswegs von echtem Humanismus, sondern von Materialismus geprägt sind und auf internationeler Ebene zu Lasten von Armen, die immer noch ärmer werden, Reiche produzieren, die zunehmend reicher werden" (*Puebla*, 30).

Abhängigkeit und Ausbeutung auf der Schiene der ausländischen Investionen und des Rückflusses in der Dritten Welt erzielter Gewinne haben in den fünfziger, sechziger und frühen siebziger

Jahren zu einer massiven Auslandsverschuldung der dortigen Gesellschaften geführt. Doch ist nicht eigentlich das Volk der Schuldner, sondern eine zahlenmäßig verschwindende Minderheit von ökonomisch Mächtigen unter dem Schutz der Regierungen. Die unter dem Druck des Internationalen Währungsfonds forcierte Entschuldung verursacht gegenwärtig eine weitere rapide Verlendung der Kleinen und Armen.

So haben die anderen und Verrandeten, die Verarmten und Ausgebeuteten in Lateinamerika und darüber hinaus als Opfer der andauernden Konquista heute viele Gesichter. Wir begegnen den *Ureinwohnern*, deren Morden nach wie vor keine Ende hat. Den *schwarzhäutigen* Nachfahren der aus Afrika importierten Sklaven wird noch immer das Recht auf Gleichheit und Menschenwürde vorenthalten. In vielen Ländern des Subkontinents gehören die *Mestizen*, Frucht der sexuellen Vergewaltigung der einheimischen Frau durch den Konquistador, weder zu der einen noch zu der anderen Gruppe; Niemandskinder sind sie. *Kleinbauern* und *Landarbeiter* werden durch die Landproblematik erdrosselt. Die Löhne, die die *Industriearbeiter* mit nach Hause bringen, sind zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Und schließlich haben wir die *Randbevölkerung*, die von ihrem Stückchen Land daheim vertrieben, in den elendigen Vorstädten der Riesenagglomerationen dahinvegetiert. Nicht vergessen werden darf dabei die Tatsache, daß die *weibliche* Hälfte all dieser Gruppen noch einmal den Bodensatz dieser Misere bildet.

Was geschah 1492?, was begann an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert? Die Erfindung eines Kontinents? Die Entdeckung eines neuen Inselparadieses? Die Begegnung zweier Kulturwelten? Die Inbesitznahme herrenloser Gebiete? Die Eroberung heidnischer Länder? Die Besetzung eines Erdteils? Die Invasion fremder Lebensräume? Die Verkündigung der Frohen Botschaft? Eine Reihe möglicher Antworten schließt unser Gang durch die Geschichte aus: Entdeckung und Begegnung, rechtmäßige Inbesitznahme und frohmachende Evangelisierung. Gewiß, ab diesem Datum kommt auch die Botschaft von Leiden und Tod, von Auferstehung und neuem Leben Jesu Christi in diese als *Westindien* und *Amerika* erfundene Welt. Doch das Evangelium wird nur dann froh machen, wenn es durch Buße und Wiedergutmachung hindurch der Befreiung dient.

J. H. Goldstein

ORIENTIERUNG

Nr. 11 56. Jahrgang Zürich, 15. Juni 1992

IN DIESEM JAHR ERINNERN wir daran, daß vor 500 Jahren die Europäer in dem heute Lateinamerika genannten Kontinent gelandet sind.* Zum ersten Mal wurde sich damals die Menschheit ihrer geographischen und so auch ihrer geschichtlichen Einheit bewußt. Aber damit stellte sich auch notwendigerweise die für die Menschheit, aber auch für die Christen die entscheidende Frage – die Europäer, die nach Lateinamerika kamen, waren ja Christen – in welcher Beziehung zueinander so neue und so verschiedene Kontinente stehen sollten. Konkreter gesagt, es kam das Problem des «Anderen» auf, und wie man sich zu ihm stellen sollte.

Aus dieser Sicht ist es für sich genommen wichtig, an das 1492 Geschehene zu denken, aber es ist auch für 1992 lehrreich; denn auch jetzt wird nach dem Verschwinden des Kommunismus etwas Neues proklamiert, eine neue Einheit der Welt – die Hysterie geht so weit, daß man das «Ende der Geschichte» ankündigt. Und selbstverständlich bleibt auch jetzt für die Menschheit, vor allem aber für die Christen die Frage, wie nicht nur Europa und das damals eben entdeckte Amerika zueinander, sondern der ganze Norden (Europa, die Vereinigten Staaten und Japan) zum Süden des Planeten stehen sollen. Darauf konzentriert sich *jetzt* unser Interesse, auf das, was heute in der Welt geschieht; das wird aber auch durch das erhellt, was vor 500 Jahren geschehen ist; daher erwähnen wir in den Grundzügen das Vergangene.

Aus der Sicht Lateinamerikas

Hervorzuheben ist auch, daß diese Analyse aus lateinamerikanischer Sicht mit dem Blick auf die Realität Europas, also aus einer begrenzten und sogar parteilichen Perspektive heraus erfolgt; denn es gibt in Europa viele – zwar nicht gerade repräsentative – Gruppen, die eine große Solidarität mit Lateinamerika zeigen. Aber wir meinen, es sei nützlich und notwendig, offen zu legen, wie die Beziehungen zwischen Europa und dem lateinamerikanischen Kontinent *ihrer Struktur* nach gestaltet sind.

Wenn man also heute diese Beziehung richtig verstehen will, muß man zuerst daran erinnern, daß das, was 1492 geschah, keine «Entdeckung» im eigentlichen Sinn war. Diese Aussage machen wir nicht nur, um die Gefühle der ursprünglichen Bewohner des lateinamerikanischen Kontinents nicht zu verletzen, als ob sie nicht vor 1492 schon da gewesen wären, ehe sie für Europa existierten – ein eindeutiges Beispiel für die Sünde des Eurozentrismus –, sondern als eine grundlegende Feststellung, so wie sie Ignacio Ellacuría treffend formuliert hat:[1]

«Das Erste, was meiner Meinung nach passiert, ist, daß sich der ‹Conquistador› oder Beherrscher offenbart. Mit der ‹Entdeckung› der sogenannten ‹Neuen Welt› vor 500 Jahren wurde in Wirklichkeit entdeckt – offengelegt –, was Spanien, was die westliche Kultur und was die Kirche zu jenem Zeitpunkt wirklich waren. Sie entlarvten sich, stellten sich bloß, ohne es zu merken. Ihr Gegenüber haben sie nicht ‹entdeckt›, sondern verdeckt. In Wirklichkeit war es die ‹Dritte Welt›, die die ‹Erste Welt› von ihrer schlechtesten und zugleich wirklichsten Seite entdeckte.»

Das scheint uns die richtige Perspektive zu sein, aus der das damalige Ereignis und das, was daraus bis heute geworden ist, gesehen werden muß. Spanier und Portugiesen entlarvten sich selbst, als sie einen ganzen Kontinent ausraubten und zerstörten und außerdem anderen Nationen auf konkrete Art und Weise – als normal und allgemein anerkannt – vorlebten, wie mit Lateinamerika und andern Ländern der Dritten Welt umzugehen sei, nämlich nach dem Muster: «entdecken», «kolonisieren», «erobern»..., um sie auszurauben. So taten es also alle einander gleich: in jenen Tagen Spanier und Portugiesen in Lateinamerika und später ebenfalls dort und in andern Kontinenten Länder wie Holland, Frankreich, England, Deutschland, Belgien, die Vereinigten Staaten.

Im Grund genommen hat sich in den letzten fünf Jahrhunderten in den Beziehungen zwischen den Ländern des Nordens und denen des Südens substantiell nicht viel

THEOLOGIE
Strukturelle Sünde: Die «Entdeckung» Lateinamerikas vor 500 Jahren – Die Fragestellung von *Ignacio Ellacuría* – Wer hat wen entdeckt? – Die nicht wahrgenommene Andersheit des Anderen – Ungezähmte Sucht nach Reichtum und Macht – Ungerechte Verweigerung minimalen Lebens – Die gegenwärtige Situation nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes – Prozesse der Verelendung beschleunigen sich – Das leidende und gekreuzigte Volk – Rechtfertigung der Ausbeutung im 15. Jahrhundert – Bekämpfung der Befreiungstheologie und der Basisgemeinden heute – Der prophetische Einspruch einzelner Christen – Zwei Aspekte struktureller Sünde: Unkenntnis und Gleichgültigkeit – Verachtung als Schicksal eines ganzen Kontinents. (*Schluß folgt*) *Jon Sobrino, San Salvador*

CHRISTOLOGIE
Die Fruchtbarkeit feministischer Positionen: Zu einem neuen Sammelband von *D. Strahm* und *R. Strobel* – Lehre von Christus als Erlöser als belastendes Thema – Sechsfache Ansätze einer Kritik – Zwischen Patriarchat, Antijudaismus und Totalitarismus – Ein Mann als einzigartige Selbstoffenbarung Gottes? – Sexismus in den Aussagen des kirchlichen Lehramtes – Exegetisches Defizit schwächt systematische Positionen – Die notwendige Unterscheidung zwischen einer Christologie von «oben» und von «unten» – Zum Problem religiöser Sprache.
Dorothee Sölle, Hamburg

LITERATURGESCHICHTE
«Eine» Geschichte der spanischen Literatur: Zu einer Monographie von *H. U. Gumbrecht* – Die spanische Literatur ist eine Chimäre der Handbücher – Unter der Last der Generationenfolge der Romanistik – Problematische Verortung der Hispanistik – Die These vom Tod der Literatur – Das Dilemma im Grundansatz – Traditionelle Topik und Analyse der gesellschaftlichen Funktion der Literatur – Als Krankheitsgeschichte der Romanistik zu lesen. *Georg Eickhoff, Berlin/Madrid*

MENSCHENRECHTE
«In Mexiko wird weiterhin gefoltert»: Eine private Organisation kämpft in *Tijuana* für die Menschenrechte – An der US-amerikanischen Grenze – Zustrom von Emigranten aus Südmexiko und Mittelamerika – Straflosigkeit der Polizei – Geständnisse werden erpreßt – Rechtsunsicherheit im Strafverfahren – Kein Schutz im Strafvollzug – Eine beschämende Folterstatistik – Todesdrohungen für jene, die sich für Menschenrechte einsetzen – Positive Auswirkungen internationaler Solidarität. *Markus Frey, Tijuana*

geändert, nur der Form nach. Die Länder des Nordens nutzen die des Südens bis zu deren völliger Ausplünderung aus, und sie geben sich dabei noch als ihre Wohltäter aus, als ob alle Übel nur im Süden existierten und als ob die nördlichen Länder ihre Retter wären, die nur die Behebung ihrer Übelstände im Sinn hätten. Die Realität ist aber erheblich anders, oft das genaue Gegenteil davon. Daher wollen wir gleich schon zu Beginn eine grundsätzliche Aussage machen, die man vielleicht auch an den Schluß hätte stellen können, nämlich: Auch heute will man die Realität der Dritten Welt zudecken und deckt damit das auf, was die Erste Welt ist. Damit bleibt nicht nur die Realität des größten Teils unseres Planeten eine Unbekannte, sondern die Erste Welt begibt sich auch des wirksamsten Mittels, sich selbst in ihrer tiefsten Wahrheit zu erkennen. In der Realität des Südens mit all seiner Armut, seiner Ungerechtigkeit, dem herrschenden Tod kann der Norden wie in einem umgekehrten Spiegel das sehen, was er hervorbringt.

Es zeigt sich also, daß die demokratische, christliche Zivilisation des Abendlandes mit dem Humanismus und der Renaissance um 1492, mit der Aufklärung und der Moderne im Laufe dieser fünf Jahrhunderte, mit ihren «kritischen Meisterdenkern», die fast alles in Frage gestellt haben, nicht imstande gewesen ist, die Dritte Welt menschlich zu machen, auch wenn im einzelnen Gutes erreicht wurde, daß sie aber auch nicht fähig gewesen ist, Europa zu humanisieren, wie es heute die Europäer selbst zugeben müssen.

In Erinnerung zu rufen, was 1492 geschehen ist, und die Realität von 1992 zu analysieren, bedeutet also letztendlich nichts anderes als zu untersuchen, wie es um die Menschlichkeit auf unserem Planeten steht, ob die damals und wieder heute sich abzeichnende Einheit für die Einigung und das Wachstum der Menschheitsfamilie gedacht und nutzbar gemacht wird, wobei das *Anders*-Sein des anderen anerkannt und intergriert wird, oder ob sie im Gegenteil dazu geplant und benutzt wird, eine antagonistische Welt zu verwirklichen, das heißt, eine Einheit von Obenstehenden gegenüber Untenstehenden, von Henkern gegenüber Opfern.

Im folgenden wollen wir der Ersten Welt ein prophetisches Wort über ihre eigene Wahrheit sagen, über die Zerstörung, die sie in der Dritten Welt anrichtet, und zwar weil sie es sich selbst schwerlich sagen wird, und weil sie damals wie heute eine Dritte Welt produziert, die Sünde ist. Wir wollen der Ersten Welt aber auch eine gute Nachricht bringen – das heißt ja Evangelisation – indem wir ihr die Realität der Dritten Welt als Gnade anbieten. Erlauben Sie also der Dritten Welt, zum mindesten ihren Christen und Christinnen, Propheten und Überbringer der Guten Nachricht zu sein.

Ungerechte Verweigerung minimalen Lebens

Die Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika sind von Anfang an ungerecht gewesen und sind es heute noch, weil sie gegen das Leben gerichtet sind und es unterdrücken, weil sie ideologisch-theologische Rechtfertigungen ihres Tuns suchen, und weil für sie die stillschweigende Voraussetzung gilt, daß die einen gegenüber den andern als Menschen minderwertig sind. Das alles nennen wir *strukturell Böses*, und zwar in einem genau umschriebenen Sinn. Der Zeitraum von fünf Jahrhunderten ungerechter Behandlung erleichtert solches Vorgehen und verstärkt es, so daß es heute als «normal» erscheint, wenn die Länder des Nordens auf Kosten des Südens leben. Eine «normale» Voraussetzung – um nur ein Beispiel zu nennen – die in skandalöser Weise den Krieg gegen den Irak erlaubt und erleichtert hat, weil nämlich der Norden Erdöl benötigt, um weiterhin gut leben zu können.

Unmittelbar nach der Ankunft der Spanier wurde das Leben der Ureinwohner zerstört, und dies begründete hinfort die Beziehungen zwischen den Europäern und den Bewohnern der Neuen Welt. 1511 sagte Fray Antonio Montesinos auf der Insel Hispaniola die folgenden Worte:

«Ihr alle steht in der Todsünde, darin lebt ihr und darin werdet ihr sterben für eure Grausamkeit und die Tyrannei, der ihr diese unschuldigen Menschen unterwerft. Sagt: mit welchem Recht und nach welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indios in so grausamer und schrecklicher Knechtschaft? Wer hat euch dazu ermächtigt, so verabscheuungswürdige Kriege gegen diese Menschen zu führen, die still und friedlich in ihren Ländern gelebt haben, in Ländern, die ihr in unendlicher Menge an euch gerissen habt, Tod und Verderben in nie gehörtem Ausmaß verbreitend? Wie könnt ihr sie so unterdrücken und plagen, ohne ihnen zu essen zu geben, ohne die Krankheiten zu kurieren, die von der übermäßigen Arbeitslast herrühren, dergestalt, daß sie euch wegsterben oder besser gesagt, daß ihr sie tötet, nur um täglich noch mehr Gold herauszupressen?»

Dieser Text verurteilt mit Nachdruck das, was in Zukunft zur allgemein verbreiteten und zur bestimmenden Realität für diesen Kontinent geworden ist: eine nicht endenwollende Ausnutzung und Zerstörung durch die Spanier und die Portugiesen. Bereits etwa 70 Jahre nach ihrer Ankunft zeichnete sich als Grundtatsache ein totaler Zusammenbruch ab: die Auslöschung der Urbevölkerung stand unmittelbar bevor. Sicherlich trugen verschiedene Gründe dazu bei: Kriege, grausame Behandlung, eingeschleppte Krankheiten, gegen die die Ureinwohner nicht immun waren, härteste Arbeitsbedingungen, Selbstmorde aus Verzweiflung, unmenschliche Migrationsbewegungen... Es wäre ungerecht, wollte man die ganze Katastrophe einer Absicht der Spanier unterschieben, diese Völker auszulöschen. Aber die ganze Härte dieser Tatsache darf weder negiert noch abgeschwächt werden: Nach der Ankunft der Spanier verminderte sich die eingeborene Bevölkerung auf 15% und zudem wurden viele Kulturen, Traditionen und Religionen zerstört. Und das war nun kein Zufall.

Auch wenn die Zerstörung nicht direkt geplant war, so wurde sie doch in Kauf genommen. Der Hauptzweck des Unternehmens der Entdeckung war der unersättliche Hunger nach Reichtum und Macht, und zwar *um jeden Preis*, auch wenn damals – wie heute – die herrschende Ideologie andere Beweggründe nannte, nämlich die Indios zu christianisieren, und auch, wenn viele Missionare hervorragende Zeugen der Evangelisierung waren. Rasch begann man Theorien über Realität und Identität der Indios aufzustellen – ob sie eine Seele hätten oder nicht. Was aber das wirkliche Vorgehen anbelangte, wurden sie instrumentalisiert: Sie mußten den Reichtum für die Spanier herschaffen. Und als sich später dieses Instrument erschöpft hatte, versklavte man Schwarzafrikaner als neue Instrumente, so wie man heute moderne Energiequellen braucht.

Verarmung der Dritten Welt

Und wo stehen wir heute? Die Art der Eroberung und deren ideologische Rechtfertigung bezogen auf die Indios haben sich zweifellos geändert, aber die grundlegenden Tatsachen bleiben als brutale Wirklichkeit. Die Perspektiven für den lateinamerikanischen Kontinent, der seiner Substanz nach zum Abendland gehört, sind tragisch. Zum Beweis genügen ein paar Daten und die Interpretation einiger Wirtschaftswissenschaftler. Vergessen wir aber dabei nicht, daß wir davon sprechen, wie Menschen leben und sterben, und unter christlichem Aspekt, in welchen Zustand die Schöpfung, d.h. die Söhne und Töchter Gottes, geraten sind. Am Ende dieses Jahrhunderts wird ein Drittel der Lateinamerikaner, nämlich 170 Mil-

---

*Erster Teil eines Vortrags unter dem Titel «Ehrlich sein mit der Wirklichkeit» in Innsbruck am 12. März 1992 und als *Paul VI Memorial Lecture* in der Salford Cathedral in Manchester am 21. März 1992 vorgetragen (vgl. Tablet vom 29. März 1992, S. 419 ff.). Aus der spanischen Vorlage übersetzt von Ruth von Brunn. *(Red.)*

[1] I. Ellacuría, Quinto centenario de América Latina. Descubrimiento o encubrimiento? in: Revista Latinoamericana de Teología 7 (1990) S. 271–282, 272f.; deutsch in: P. Rottländer, u.a., Die Eroberung Amerikas und wir in Europa. (Misereor – Berichte und Dokumente, 5). Aachen 1992, S. 132–147, 134.

lionen, in einer alltäglich gewordenen, menschenunwürdigen Armut, und ein weiteres Drittel, gleichfalls 170 Millionen, in lebensbedrohender Armut leben. Wenn es so weitergeht, leben also 80% der lateinamerikanischen Bevölkerung ebenso arm wie die Afrikaner südlich der Sahara oder wie die Menschen in Bangladesch... Wenn wir den Blick auf die ganze Dritte Welt richten, zeichnet sich ein noch düstereres und würdeloseres Bild unseres von Menschen bewohnten Planeten ab. Allein unter dem Gesichtspunkt der Überlebensmöglichkeit ist die Zahl der Armen grauenhaft. Neuere Studien bestätigen, daß, verglichen mit dem durchschnittlichen Lebensstandard von Westeuropa 1 Milliarde 116 Millionen Menschen bettelarm sind, weitere 2 Milliarden Menschen sind arm, und nur bei etwas mehr als dem vierten Teil der Menschheit kann man von einem anständigen bis guten Lebensstandard sprechen.[2]

Aus der Sicht der Geschwisterlichkeit, das heißt der allgemeinen Teilhabe an den Gütern dieser Erde, ist der Unterschied unter den Menschen noch einmal abgrundtiefer. Das mittlere Pro-Kopf-Einkommen in den industrialisierten Ländern ist «fünfzigmal höher als das der 1116 Millionen bettelarmer Menschen der Dritten Welt».[3] Das heißt, auch wenn die Charta der Vereinten Nationen allen Menschen gleiche Rechte zubilligt, ist es doch für das Überleben von größerer Wichtigkeit, daß man in London geboren ist als in Bangladesch, in Boston als Chalatenango (in El Salvador). Ein Leben in den Ländern des Überflusses wiegt so viel wie fünfzig Leben der Armen.

Der Grund für diese Ungeheuerlichkeit ist der gleiche wie vor Jahrhunderten: Die armen Länder sind nur interessant in bezug auf das, was sie anzubieten haben oder – wenn es keinen anderen Weg gibt – wie man sie ausbeuten kann, ihre Rohstoffe, ihre billigen Arbeitskräfte. Heutzutage jedoch gilt das mit einigen Varianten, welche die Situation im Vergleich mit der jüngsten Vergangenheit noch verschärfen.

▶ «Die Kapitalakkumulation hängt immer weniger von der Menge der natürlichen Ressourcen und der Arbeit»,[4] und immer mehr von den technologischen Kenntnissen ab. Das hat zur Folge, daß die Dritte Welt zwar weiterhin wegen ihrer Rohstoffe, wenn auch in geringerem Ausmaß, nicht aber wegen ihrer Bewohner wichtig ist. «Was man nicht mehr braucht, das sind die Bewohner der Dritten Welt.»[5] Diese Überschußbevölkerung interessiert ganz einfach nicht mehr.

▶ Im geopolitischen Bereich «braucht man weiterhin die Dritte Welt, ihre Meere, ihre Luft, ihre Natur, allerdings eher als Abfalldeponie für die giftigen Abfälle».[6] Ein vertrauliches Dokument des Exekutivrates der Weltbank enthält den Vorschlag, die toxischen Industrien in die Dritte Welt zu verlegen.[7]

▶ Der immer geringer werdende Einfluß der Mehrheit der Bevölkerung der Dritten Welt bei Entscheidungen auf internationaler Ebene. Die Dritte Welt behält ihre relative Wichtigkeit, aber «was niemand benötigt, ist die Bevölkerung der Dritten Welt... Das heißt, diese überzählige Bevölkerung entbehrt jeglicher Macht.»[8] Und der Zusammenbruch des sozialistischen Blocks läßt die Dritte Welt noch ungeschützter in den Klauen des Kapitalismus zurück.[9]

Der Schluß aus dem eben mit den Worten des Ökonomen Gesagten ist schreckenerregend: «Die Dritte Welt steht total allein da... Die zentralen kapitalistischen Länder haben jedes Interesse an einer Politik der Entwicklung für die Dritte Welt verloren, ja sie sind dazu übergegangen, sie nach Möglichkeit zu blockieren.»[10] «Bereits beginnt das einundzwanzigste Jahrhundert: der Norden gegen den Süden... Bisher hat es in der Geschichte keine so extreme Zweiteilung der Welt gegeben, nicht einmal in der Kolonialepoche.»[11] Die allgemeine Aktivität der Wirtschaft, das heißt «Handel und internationale Investitionen, die heute so aufgezogen werden, daß sie in egoistischer und disproportionierter Weise die Industrieländer bevorzugen, strebt zwar angeblich danach, mehr Gleichheit und Rationalität zu erreichen. Aber noch fehlen unglücklicherweise Erziehung und Motivation dazu, daß die Regierungen der reichen Länder den Interessen anderer Länder größere Priorität einräumen, die weder für sie stimmen, noch sie abwählen können.»[12]

Das leidende und gekreuzigte Volk

Alles was bisher gesagt wurde, braucht nicht weiter kommentiert zu werden. Aber es muß betont werden: Für die Menschheit als Ganzes ist die wichtigste Tatsache und das Problem, das am dringendsten der Lösung bedarf, auch wenn alles wichtig ist, nicht die europäische Einigung, nicht, was nach dem Zusammenbruch des Sozialismus geschehen soll, noch die Fünfhundertjahrfeier, die objektiv gesehen[13] eine Ungeheuerlichkeit ist gegenüber der von mir beschriebenen Armut, sondern die wichtigste Tatsache für 1992 ist die *Verarmung der*

[2] L. de Sebastián, La situación del mundo: datos e interpretaciones, in: ECA 46 (1991) S. 723–729, 725.
[3] L. de Sebastián, (vgl. Anm. 2), S. 725.
[4] X. Gorostiaga, Ya comenzó el siglo XXI: el Norte contra el Sur, in: Envio Nr. 116 (1991) S. 34–49, 35.
[5] F. J. Hinkelammert, La crisis del socialismo y el tercer mundo. San José/Costa Rica 1991, S.8.
[6] F. J. Hinkelammert, (vgl. Anm. 5), S. 9.
[7] Diese Information stammt aus einem Telegramm der IPS vom 5. 2. 1992. Danach hat der Wirtschaftswissenschaftler in der Weltbank, Lawrence Summer, den Vorschlag gemacht. «Die Logik der Wirtschaft, toxische Abfälle in ein Land mit niedrigem Einkommen zu deponieren, steht nicht zur Diskussion.» Um das zu demonstrieren, gab er an, daß sich die Forderung nach einer sauberen Umgebung auf die Länder konzentriere, deren Lebenserwartung recht hoch ist, was er mit folgendem Beispiel erläuterte: «Die Sorge, ob die Kontamination (mit giftigen Stoffen) das Risiko eines Prostatakrebses vergrößern könnte, ist in den Ländern größer, wo die Bevölkerung lange genug lebt, überhaupt davon betroffen zu werden. (...) [Diese Sorge] ist natürlich dort weniger spürbar, wo die Sterblichkeit der unter fünf Jahre alten Kinder bis zu 200 auf 1000 geht.»
[8] F. J. Hinkelammert, (vgl. Anm. 5), S. 6.
[9] So die Worte von Monseñor Rivera, scheinbar treuherzig, jedoch voll tiefer Wahrheit. «Nach dem Zusammenbruch des Sozialismus ist die Kirche, erleuchtet durch unsere Soziallehre, die einzige Instanz, die für Gerechtigkeit und das integrale Gute der Ärmsten der Armen kämpft.» Aus einem Brief von Monseñor Rivera, Erzbischof von San Salvador, in: Carta a las Iglesias Nr. 236 (1991) S. 8.
[10] F. J. Hinkelammert, (vgl. Anm. 5), S. 6.
[11] X. Gorostiaga, (vgl. Anm. 4), S. 34 und 36.
[12] L. de Sebastián, (vgl. Anm. 2), S. 729.
[13] Die Investitionen in die Weltausstellung von Sevilla könnten eine Summe erreichen, die zwanzigmal größer ist als das Jahresbudget von El Salvador. In der Olympiade von Barcelona werden Rekorde der Zeit und der Distanz geschlagen, während die Dritte Welt Rekorde des Hungers schlägt.

Theologische Fakultät Luzern

An der staatlichen katholisch-theologischen Fakultät Luzern ist die Stelle eines Ordentlichen Professors bzw. einer Ordentlichen Professorin für

Praktische Theologie

(Schwerpunkte: Gemeindepastoral – Homiletik – kategoriale Pastoral)

auf das Sommersemester 1993 neu zu besetzen.

Die theologische Promotion und Habilitation in Praktischer Theologie oder eine gleichwertige Qualifikation werden vorausgesetzt.

Bewerbungen mit Lebenslauf, akademischen Zeugnissen und den wichtigsten Publikationen sind bis spätestens **31. August 1992** einzureichen an das Rektorat der Theologischen Fakultät Luzern, z. Hd. der Berufungskommission, Pfistergasse 20, Postfach 7967, CH-6000 Luzern 7.

Dritten Welt. Sie ist das Produkt eines ungerechten Systems, das kein Zeichen der Reue zeigt: welcher Regierung, welcher Bank oder welchem multinationalen Unternehmen fiele es schon ein, die Armen der Dritten Welt um Vergebung zu bitten? Oder die Absicht einer Entschädigung oder der Schuldanerkennung für die geschuldete Rückerstattung? Und das geschieht objektiv aus Ignoranz und Gleichgültigkeit – vielleicht aus Verachtung – von Seiten der Minderheit der Völker des Nordens gegenüber den Mehrheiten des Südens. Im Norden wachsen die Lebensmöglichkeiten, während im Süden die Unmöglichkeit zu überleben zunimmt.

Im Spanischen gibt es eine Redewendung, die schwer in andere Sprachen zu übertragen ist. I. Ellacuría hat sie im vorhin zitierten Artikel gebraucht; sie drückt treffend aus, was wir sagen möchten. «Los conquistadores de América Latina la han dejado como a un Cristo» (etwa: die Eroberer haben Lateinamerika zu einem Christus gemacht)[14]. In dieser christlichen Sprache drückt sich, wo die Sprache der Statistik nicht ausreicht, die ganze Tragödie der Dritten Welt aus.

Wieder mit den Worten I. Ellacurías ist der lateinamerikanische Kontinent in unauslotbarer Größe das gekreuzigte Volk. Und in der christlichen Sprache eines Bartolomé de las Casas wurde damals diese Realität so beschrieben: ich lasse in (West) Indien Jesus Christus, unseren Gott, gepeinigt, gequält, geohrfeigt, gekreuzigt zurück, nicht einmal, sondern tausendmal, was alles die Schuld der Spanier ist, die diese Menschen quälen und vernichten . . .»[15]

Rechtfertigung der Ausbeutung

Im 16. Jahrhundert entstand angesichts der Verbrechen der Eroberer eine Protest- und eine Schutzbewegung für die Indios, gleichzeitig aber auch eine Bewegung der Rechtfertigung ihrer Unterwerfung. Und diese bekam mit der Zeit die Oberhand; die Eroberer erhielten das Recht auf diese Länder und deren Ausbeutung; auch wenn die unseligen Folgen, die die Wahrung dieses sogenannten Rechts nach sich zogen, nicht völlig verborgen blieben, argumentierte man doch damit, daß dieses Recht unbestreitbar bestand. So rechtfertigte man das nicht zu Rechtfertigende auf viele und verschiedene Weise. Wir wollen uns das einmal ansehen:

Was die *Kirche* anbelangte, zog man die Bulle von Papst Alexander VI. heran, die er kurz nach 1492 promulgiert hatte, und worin die Herrschaftsgebiete der Spanier und Portugiesen gegeneinander abgegrenzt wurden. *Theologisch* behauptete man, Gott habe den Spaniern dieses Land zu eigen gegeben, weil er es so in seiner Vorsehung gewollt habe, sowie zum Entgelt für ihren Kampf gegen die Ungläubigen während der Reconquista. Was die *politische Philosophie* anbelangte, so behauptete man, diese Länder hätten keine legitimen Herren gehabt, folglich könnten die Europäer sie zu Recht erobern. *Anthropologisch* stellte man die Behauptung von der menschlichen Inferiorität der Indios auf, ja, man ging so weit, ihnen eine Seele und Menschlichkeit abzusprechen. Und *ethisch* zog man die bösen und perversen Bräuche der Indios zur Rechtfertigung heran, Bräuche, die nicht nur gestatteten, vielmehr verlangten, daß man sie abschaffe, damit die Indios davon frei würden.

Wir können jetzt nicht alle diese Argumente im einzelnen analysieren. Hingegen ist es wichtig, die Schlüsse zu erwähnen, die man daraus für das Handeln gezogen hat: ein ganzer Berg von Argumenten lag bereit, von verschiedenen Gesichtspunkten her das zu verteidigen, was man bereits in Besitz genommen hatte. Ein klarer Fall des Mißbrauchs der Intelligenz in der Verfolgung eines zum vornherein verfälschten Interesses. Das schlimmste ist, daß man aus Prinzip so argumentierte, ohne daß eine Analyse oder eine Beurteilung der wirkliche Taten dieser «legitimen» Herren die Theorie ins Wanken gebracht hätte. Das heißt, Voraussetzung für jede Art des Argumentierens war die bereits getroffene Entscheidung, daß die Europäer in diesen Ländern bleiben und sich bereichern wollten.

In Einzelfällen erreichten diese Rechtfertigungen unvorstellbare Extrempositionen, wie diejenige im *Parecer de Yucay*,[16] 1571 von García de Toledo in Peru geschrieben, um die Meinungen Las Casas' zu widerlegen. Sehen wir uns einmal die zugrundeliegende irregeleitete Theologie an:

«Ich sage über diese Indios, daß eines der Mittel, deren sich die Vorsehung und das Heil bedienten, diese Minen, Schätze und Reichtümer waren; denn wir sehen deutlich, dort, wo es sie hat, eilt schnell das Evangelium hin im Wetteifer, und dort, wo es diese nicht gibt, sondern bloß Arme, ist das Grund ihrer Verwerfung und das Evangelium kommt nicht zu ihnen. Wie man der offenkundigen Erfahrung entnehmen kann, daß in den Gebieten, wo diese Gabe von Gold und Silber fehlt, auch keine Soldaten und Hauptleute hingehen wollen, auch keine Diener am Evangelium. Demnach: gut sind die Minen für diese Barbaren, denn Gott gab sie ihnen, damit zu ihnen Glaube und Christentum kommen und sie darin bleiben können zu ihrer Erlösung.»[17]

Und um das zu rechtfertigen, erzählt García de Toledo die Parabel von den zwei Schwestern, einer hübschen und einer häßlichen. Die erstere braucht keine Mitgift, um eine Ehe eingehen zu können, denn ihre Schönheit genügt. Die zweite hingegen braucht sie. So geht Gott in der Evangelisation der Völker vor. Einige – García de Toledo erwähnt Europa und Asien – sind wohldotiert, «große Schönheit, viele Wissenschaften, viel Verstand», und dahin gehen die Evangelisato-

[14] I. Ellacuría, (vgl. Anm. 1), S. 278; deutsch: S. 142.
[15] B. de Las Casas, Obras escogidas. Madrid 1957–1958. Bd. II. S. 511b.
[16] Aus: J. Chinèse, Historia y Cultura. Lima 1970, S.97–152.
[17] J. Chinèse, (vgl. Anm. 16), S. 142.

MISEREOR

Erinnerung und Perspektive

500 Jahre Lateinamerika

Die Fülle der Aspekte braucht Orientierung. Der vorliegende Band bietet sie in kompetenter und eindringlicher Form an. Eine unentbehrliche Informations- und Argumentationshilfe für alle, die sich ein eigenes Urteil zur Bedeutung der 500 Jahre für Lateinamerika, Europa und die Kirche bilden wollen. 148 Seiten.

COUPON

Ich bestelle gegen Rechnung:

☐ Die Eroberung Amerikas und wir in Europa
Best.-Nr. 5 305 92, DM 5,–

☐ Verzeichnis aller Misereor-Veröffentlichungen
Best.-Nr. 7 410 92, kostenlos

Name, Vorname

Straße

PLZ, Ort 4792

Misereor, Mozartstr. 9, 5100 Aachen

gen. Andere jedoch – der Fall Lateinamerikas – sind häßlich, bäurisch, dumm, ungeschickt, triefäugig; sie brauchen etwas Attraktives, damit das Evangelium auch ihnen zuteil wird: das Gold der Minen. Ein bemerkenswerter Fall von Eurozentrismus, und überdies der genaue Gegensatz zur Option für die Armen.

Heute gibt es theoretische Fortschritte im Internationalen Recht über die Beziehung der Völker untereinander, und einige Konflikte können so gelöst werden. Tatsache ist aber, daß die Ausbeutung der Dritten Welt durch die Erste weitergeht, und am schlimmsten ist: sie braucht dafür nicht einmal mehr eine Rechtfertigung. Zweifellos hat man mit einigen Begründungen im Krieg gegen Irak Spiegelfechterei getrieben, aber die ganze Welt wußte, daß es Pro-forma-Rechtfertigungen waren, weil ja die Entscheidung schon getroffen worden war.

Wer verfolgt heute die Armen?

Was die theologischen Rechtfertigungen für die Ausbeutung der Dritten Welt angeht, ist es verständlich, daß damit in einer säkularisierten Welt nicht einmal mehr zu argumentieren versucht wird. Überdies nehmen die Kirchen heute generell – wenigstens dem Anschein nach – eine offizielle Haltung der Verteidigung der Dritten Welt und der Verurteilung der Ausplünderung durch die Erste ein. Ausdrücklich sagen wir «dem Anschein nach»; denn es ist keineswegs hinreichend klar, daß die Kirchen der Ersten Welt die Dritte Welt aus letzter Überzeugung verteidigen. Und selbstverständlich tun das weder die Regierungen, die (jeweiligen) Streitkräfte, noch die multinationalen Unternehmen... Und obgleich diese nicht ausgesprochen theologische Rechtfertigungen suchen, ist es offenkundig, daß sie sich der Unterstützung von Sekten und von solchen christlichen Bewegungen, die den Menschen sich entfremden, vergewissern. Ganz besonders zornig reagieren sie auf Theologien, die die Armen dieser Welt verteidigen. Wir müssen nur an die Reaktion der Ersten Welt – Regierungen, Oligarchien, Streitkräfte, aber auch von Kirchen und Theologien – gegenüber der Befreiungstheologie erinnern.

Aus theoretischer Sicht kann man Verdienste und Versagen der Befreiungstheologie diskutieren, aber es besteht kein Zweifel, daß diese Theologie – und nur sie – den Finger in die Wunde der Realität der Dritten Welt gelegt hat und ausdrücklich zur Verteidigung der Armen aufgebrochen ist. Nun, diese Theologie wurde verfolgt im Rapport von Vizepräsident Rokkefeller, in den Dokumenten der Berater von Präsident Reagan; sie wurde vom CIA attackiert, von den lateinamerikanischen Streitkräften. Auch der Vatikan, der lateinamerikanische Bischofsrat CELAM und viele Bischöfe haben sie durch ihr Verhalten angegriffen. Zugleich mit den Attacken gegen die Theologie gab es auch die Angriffe auf die Basisgemeinden, gegen Medellín und Puebla, gegen eine ganze Generation von Bischöfen: Helder Câmara, L. Proaño, E. Angelelli, O. Romero, P. Casaldáliga.

Natürlich hat man die Argumente des Parecer de Yucay zur Rechtfertigung der Ausbeutung nicht wiederholt, aber eine spürbare Ähnlichkeit ist nicht zu leugnen in der frontalen Attacke gegen diejenigen, die die Indios, die Armen verteidigen. Von der Befreiungstheologie (manchmal auch von den Basisgemeinden, von Medellín und von Bischöfen wie Monseñor Romero) sagt man heute genau dasselbe, was damals Bartolomé de las Casas vorgeworfen wurde, daß sie die Wurzel allen Übels seien.[18]

Das Menschliche verleugnet und mißachtet

Die oben zitierten Worte von Antonio Montesinos gehen so weiter: «Sind diese etwa keine Menschen? Haben sie keine vernunftbegabte Seele? Seid ihr nicht dazu angehalten, sie zu lieben wie euch selbst? Versteht ihr das nicht, spürt ihr es nicht? Könnt ihr in einem solchen Tiefschlaf verharren, so lethargisch schlafen?»

Hier klagt er nicht die Ausplünderung an, es wird auch keine konkrete Rechtfertigung der Ausbeutung versucht wie in den vorherigen Texten, vielmehr wird die tiefste und am hartnäkkigsten verwurzelte Voraussetzung für die schamlose Ausbeutung genannt: man zieht das menschliche Wesen der Indios in Zweifel, verleugnet es gar. Und genau das kann heute auf spitzfindigere Weise geschehen.

► Um damit zu beginnen: in Europa besteht eine bemerkenswerte *Unkenntnis* über die Realität der Dritten Welt. Der durchschnittliche Europäer scheint nicht zu wissen, wie viele Menschen im Süden leben, wie viele Jahr für Jahr Hungers sterben, wie viele Blinde in Indien leben, weil ihnen Vitamin A fehlt. Man hat ein paar Nachrichten, aber die Realität der Dritten Welt kennt man nicht. Wenn infolge einer – sagen wir einmal – Naturkatastrophe der lateinamerikanische Kontinent verschwände (oder der afrikanische oder asiatische), wir wüßten nicht, ob er und wem er von den durchschnittlichen Europäern fehlte.

Schlimmer noch als die Unkenntnis ist die *Gleichgültigkeit*. In Europa besteht zweifellos die Möglichkeit, die Dritte Welt kennenzulernen; denn es gibt Tausende von Schulen, Hunderte von Universitäten, Diözesen, Tausende von Pfarreien, Hunderte von Verlagen, von Zeitschriften, Zeitungen, Radio- und Fernsehsendern. Trotzdem, «das Interesse, das die Kenntnis fördert» führt nicht dazu, die Realität der Dritten Welt kennenzulernen. Das geschieht sehr wahrscheinlich, bewußt oder unbewußt, damit man sich dem, was man geschaffen hat, nicht stellen muß.

Im Norden des Planeten lebt man in einer Gleichgültigkeit, einem «alltäglichen Postmodernismus», der in den Worten von J. B. Metz «die sogenannte Dritte Welt in antlitzlose Ferne rückt». «Es gibt gegenwärtig so etwas wie eine geistige Strategie der Immunisierung Europas . . . einen Kult der neuen Unschuld, einen Versuch, sich den globalen Herausforderungen denkerisch zu entziehen ... eine neue Variante des taktischen Provinzialismus.»[19] In jedem Fall ist der durchschnittliche Europäer nicht gewillt, sich nach seiner eigenen Verantwortung für die Situation der Dritten Welt zu fragen. Er mag sich der Frage nicht aussetzen: «Was hast du mit deinem Bruder gemacht?» Und zusammen mit Unkenntnis und Gleichgültigkeit existiert der Eurozentrismus, das Überlegenheitsgefühl – ja sogar die Verachtung – nicht explizit als subjektiv empfundene Realität, vielmehr *a priori* stets gegenwärtig: die Realität der Völker der Dritten Welt mißt man zum vorneherein daran, ob sie der Ersten Welt nahe steht oder nicht. Das Reale, zum mindesten sein *analogatum princeps*, ist Europa; und die «Anderen» sind wirkliche Menschen in dem Maß, wie sie daran teilhaben.

Selbst wenn man davon spricht, was vor 500 Jahren geschah, ist real, wie die Europäer sich verhielten, was Europa betraf. Was damals den «Anderen» widerfuhr, kommt in zweiter Linie. Die Opfer – viele Millionen Menschen in der Dritten Welt – treten zurück im Vergleich mit dem fundamentalen Problem für die Europäer: ob in den eroberten Ländern die Spanier, die Engländer oder die Holländer oder andere sich besser oder schlechter verhalten haben.

Übrigens, ein lateinamerikanischer Autor denkt, daß alle Eroberer praktisch gleich vorgegangen sind. Der einzige Unterschied bestünde darin, daß aus Spanien Propheten hervorgegangen sind, was dem Eroberungsprozeß einige Gewissensbisse eingebracht hat im Gegensatz zu den andern Ländern.[20] Aber auch diese Tatsache darf nicht dazu führen, ein «felix culpa» anzustimmen, so als ob das Unglück der Indios zwar

[18] «Die Ursache dieses Betrugs (...) war ein Dominikanermönch, der Fray Bartolomé de Las Casas hieß. (...) Zwar war er ein sehr guter Ordensmann, aber der Sache der Indios leidenschaftlich zugetan, was in der Hauptsache ein großer Betrug ist.» (vgl. Anm. 16), S. 106.

[19] J. B. Metz, Lateinamerika mit den Augen eines europäischen Theologen gesehen, in: Concilium 26 (1990) S. 519–523, hier 519 ff.

[20] «Wenn es etwas gibt, was im Vergleich zu Holland, Frankreich, England, Deutschland, Belgien und den Vereinigten Staaten (um einige illustre

etwas Böses, die Konsequenz daraus, daß es einen Las Casas oder einen Francisco de Vitoria gegeben hat, dagegegen etwas Gutes gewesen wäre. Daß man für sie dankbar sein muß, liegt auf der Hand, wenn es aber dazu führte, sich der Taten der Spanier zu rühmen und vom unsagbaren Unglück der Indios abzusehen, wäre das nur wieder ein, wenn auch spitzfindiges Muster an Eurozentrismus.

► Stehen die Dinge heute besser? Eduardo Galeano hat einige Seiten zum Thema «Die Verachtung als Schicksal» geschrieben.[21] Seine Grundthese geht dahin, Lateinamerika sei so, als ob es gar nicht existierte. Es sei normal, es schlicht oder aus Prinzip nicht zur Kenntnis zu nehmen. Es weise nicht die gleiche Art von Realität auf wie Europa, das gewiß etwas Reales im Guten wie im Bösen ist, ja das analogatum princeps des Wirklichen. Von daher ermesse man, ob andere Menschen an der Wirklichkeit des Humanen teilhaben und in welchem Ausmaß.

Das steht auf dem Spiel im symbolträchtigen Datum von 1992 wie es für 1492 galt: Ob der Norden des Planeten die Realität des Südens anerkennt und am Aufbau der Menschheitsfamilie interessiert ist, oder ob das einzige Interesse dem eigenen Wohlergehen gilt, so daß folgerichtig der Süden zur Irrealität wird und die Menschheitsfamilie keiner Aufmerksamkeit mehr wert ist, mag man dies theoretisch formulieren oder wirkungsvoller im Alltag leben, daß nämlich die Wenigen im Norden es sich gut gehen lassen auf Kosten eines armseligen Lebens der Vielen im Süden. *(Schluß folgt)*

Jon Sobrino, San Salvador

Nationen des Okzidents zu nennen) die spanische Eroberung von ihnen abhebt, dann ist es nicht das Ausmaß der Verbrechen (in dieser Beziehung hat keine Nation vor den andern einen Vorzug), sondern das Ausmaß der Skrupel. Die Eroberungen dieser anderen Länder weisen ebenso viele Mordtaten und Zerstörungen auf, aber sie hatten keinen Mann wie Las Casas oder interne Polemiken, wie unter den Dominikanern zum Thema Legitimität der Eroberung, die das ganze spanische Imperium erschütterten.» R. Fernández Retamar im Vorwort zur französischen Ausgabe von Las Casas. Zitiert nach J. I. González Faus, Carta a Juan Carlos sobre 1992, in: Carta a las Iglesias Nr. 253 (1992).

[21] E.. Galeano, El desprecio como destino, in: Carta a las Iglesias Nr. 252 (1992) S. 1–12.

Zwischen Patriarchat, Antijudaismus und Totalitarismus

Anmerkungen zu einer Christologie in feministisch-theologischer Sicht*

Am Thema der Christologie verschlingen sich heute die verschiedensten kirchen- und theologiekritischen Tendenzen: Die Notwendigkeit einer Revision ist für viele Glaubende evident, aber nirgends so zwingend wie innerhalb der Theologie der Frauen. Doris Strahm und Regula Strobel legen einen Sammelband zur Christologie in feministisch-theologischer Sicht vor, den ich als «work-in-progress», als *Werkstattbericht* verstehe. Zwischenbericht *nach* dem Auszug aus der patriarchalen Kathedrale mit ihren Zwangsjacken des theologischen Denkens – und noch *vor* dem Aufbau eines bewohnbaren Hauses Gottes mit vielen Wohnungen.

Dieser mein zukunftsbezogener Grundeindruck ist natürlich von meiner (befreiungstheologischen) Perspektive bestimmt: Andere Frauen sehen mit Entsetzen zurück auf die zerfallende Kathedrale und haben in der unwiderruflich postchristlichen Welt keine Vision von einem anderen Haus der Gottheit. Das Buch stellt eine vielfältige, sensible und intelligente Identifizierung der Probleme mit der Christologie dar; vom «Verlangen nach Heilwerden», das der Obertitel verspricht, habe ich eigentlich wenig gespürt. Sind die Autorinnen zu cool – oder zu wissenschaftsfleißig – für den Schmerz, der darin vorausgesetzt ist?

Innegehalten und reflektiert wird hier in 13 Essays von Theologinnen, zumeist katholischer Herkunft, an einem für die Tradition zentralen und für bewußte Frauen belasteten Thema, eben der Lehre von Christus als dem Erlöser. Die Bearbeitung dieses Themas ist für den deutschsprachigen Raum neu; schon seine Wahl ist ein Schritt hinaus über die allzu häufig und reichlich flach diskutierte Frage nach dem Gottes*bild* und dem androzentrischen Verständnis des Christentums.

Was ist denn so unerträglich an der kirchlichen Lehre über den armen Mann aus Nazareth? Ich versuche, die verschiedenen Ansätze der Kritik, die sich in diesem Buch vielfältig und produktiv überschneiden, zu benennen und sie in sechs Punkten zu systematisieren:

– Die Aufklärung kritisiert die Verabsolutierung der zufälligen Geschichtswahrheit des Nazareners zu einer notwendigen Vernunftwahrheit des Christus.

– Die Patriarchatskritik kritisiert den symbolischen Triumph des Männlichen (Christus) über das Weibliche (Eva) in der Gestalt des Erlösers.

– Das Judentum kritisiert den inhärenten Antijudaismus jeder Beerbung und Besetzung der jüdischen Messiashoffnung durch die Christologie.

– Die psychologische und tiefenpsychologische Deutung der Passion Jesu kritisiert den Sadismus Gottes und den Masochismus der Leidensnachfolge, vor allem von Frauen. Das Kreuz wird zum Ausdruck der Nekrophilie.

– Das demokratisch-antiautoritäre Bewußtsein kritisiert das «Heldenkonzept» im elitär-exklusiv ausgelegten Christus.

– Das postmoderne Bewußtsein kritisiert die totalitären Tendenzen jedes Fundamentalismus, der dem «radikalen Pluralismus» widerspricht.

Entstehende feministische Theologie hat an diesen verschiedenen kritischen Ansätzen Anteil, bündelt und integriert sie auf der Suche nach einer Figur der Erlösung, die *nicht* übergeschichtlich, ewig-männlich, antijudaistisch, nekrophil, heldisch und letztlich fundamentalistisch ist. Ist das möglich – kann die Christenheit diese radikalen Anfragen aufnehmen, in produktiver Selbstkritik die eigene Geschichte aufarbeiten und eine andere Christologie ohne Arroganz und Eurozentrismus, ohne Sexismus und Patriarchat, ohne Rassismus und Antisemitismus, ohne Sadomasochismus und Todessucht, ohne Heldenverehrung und Dogmatismus glaubwürdig machen und verbindlich lehren?

Das hier vorliegende Buch stellt diese Fragen, indem es sich ihnen stellt. Von einer Beantwortung, einem feministischen Entwurf, einer Re-Vision Christi sind wir noch weit entfernt; viele halten dieses Unternehmen für unmöglich. Manchmal frage ich mich, ob es einen Generationsbruch gibt zwischen den älteren christlichen Feministinnen, von denen Moltmann-Wendel und Schüssler Fiorenza hier zu Wort kommen, und den postchristlichen jüngeren Frauen, von denen einige nah an der Grenze leben, die christlichen Glauben trennt von einem post-christlichen Bewußtsein, das ohne traditionsgebundenen Glauben auskommen will.

Ein Mann als einzigartige Selbstoffenbarung Gottes

Die Rolle und Funktion Christi – traditionell gesprochen seine Person und seine Ämter – ist nicht nur aus feministischer Perspektive problematisch; es ist aus jeder neuzeitlich-aufge-

* Doris Strahm, Regula Strobel, Hrsg., Vom Verlangen nach Heilwerden. Christologie in feministisch-theologischer Sicht. Edition Exodus, Fribourg-Luzern 1991, 240 Seiten, Fr. 29.80.

ERKLÄRUNG DES DIÖZESANRATES DER KATHOLIKEN IM BISTUM BERLIN

500 Jahre Lateinamerika -

eine Herausforderung für die katholischen Christen

1992 jährt sich zum fünfhundertsten Mal das Ereignis, bei dem die Völker der "Neuen Welt" und die Menschen aus Europa einander begegneten, besser: aufeinanderprallten. Die Menschen aus Europa "entdeckten" einen für sie unbekannten Kontinent, den sie für sich beanspruchten mit seinen Einwohnerinnen und Einwohnern sowie seinen Reichtümern, vor allem seinem Gold. Parallel zu einer grausamen Vereinnahmung von Kulturen und Religionen verkündeten sie das Evangelium.

Durch Zwangsarbeit, Unterdrückung, Aufzwingen fremder Lebensgewohnheiten, eingeschleppte Krannkheiten usw. starben innerhalb weniger Jahrzehnte Millionen Menschen in Südamerika. Der Eroberung folgten Jahrhunderte der Fremdbeherrschung und Ausbeutung, die bis heute andauern mit dem Ergebnis, daß die südamerikanischen Länder als Teil der Dritten Welt in unvorstellbarer Armut und Verschuldung leben.

Wenn nach fünfhundert Jahren der historischen Tatsachen gedacht wird, sollten vor allem wir Christinnen und Christen uns fragen, was diese Geschichte für uns bedeutet. Auch im Namen der katholischen Kirche ist den Menschen großes Unrecht widerfahren, indem die Frohe Botschaft des Evangliums als eine Ideologie mißbraucht wurde, die die Eroberung rechtfertigte. Dabei sei nicht vergessen, daß es auch damals Menschen gab (z.B. Las Casas, Antonio de Montesinos), die darauf aufmerksam machten, daß die Bewohnerinnen und Bewohner der eroberten Länder Menschen mit eigener Identität waren, und die das ungerechte Verhalten der Eroberer anklagten. Wir beklagen die Opfer der Vergangenheit und bitten die heute in Lateinamerika lebenden Menschen um Vergebung für das Leid, das ihren Schwestern und Brüdern in der 500-jährigen Geschichte zugefügt worden ist.

Die Völker der westlichen Industrieländer leben in der Gegenwart in großem Wohlstand und verantworten weltwirtschaftliche Strukturen, die immer weiter zur Verarmung des Südens führen. Wir setzen damit das schuldhafte Verhalten der Vergangenheit fort. Die Klage über begangenes Unrecht reicht deshalb nicht aus; eine grundlegende Änderung der Weltwirt schafts- und Welthandelsordnung ist notwendig, die den Ländern Lateinamerikas wirklich gleichberechtigte Entwicklungschancen ermöglicht. Gerechtigkeit zwischen den Ländern des reichen Nordens und des armen Südens ist nur zu erreichen, wenn wir, die Reichen der Welt, zu entschiedenen Opfern bereit sind.

"Die Berliner Bischofskonferenz ermutigt alle katholischen Christen, ihre persönliche Lebensweise und ihr gesellschaftliches Engagement vorrangig und täglich an der Solidarität mit der Zwei-Drittel-Welt auszurichten. Die Berliner Bischofskonferenz empfiehlt den Gruppen und Gemeinden, regelmäßig und verbindlich einen bestimmten Beitrag für die Zwei-Drittel-Welt abzugeben. Dies sollte besonders bei Anschaffungen und Investitionen beachtet werden." (Kardinal Sterzinsky am 6.3.1990)

Der Diözesanrat der Katholiken im Bistum Berlin ruft alle Schwestern und Brüder im Bistum auf, in Kirche und Gesellschaft folgende Zeichen der Solidarität zu geben:

- Einsatz für die Würde derer, die heute in Lateinamerika unter Menschenrechtsverletzungen leiden.
- Unterstützung der Hilfswerke Misereor, Missio und Adveniat und der missionarischen Orden, die aus der Frohen Botschaft des Evangeliums soziales Engagement für die Menschen in Lateinamerika ableiten. Wir empfehlen eine Solidaritätskollekte im Oktober 1992, dem Monat der "Entdeckung" Amerikas, und fördern das Vorhaben von Gemeinden, im Zusammenhang damit einen Gedenktag durchzuführen.
- Persönliches und gemeinsames Gebet in den Anliegen Lateinamerikas.
- Förderung des alternativen Dritte-Welt-Handels durch den Kauf und Verkauf entsprechender Produkte in den Gemeinden.
- Bei der Geldanlage sollten spezielle Sparformen bevorzugt werden, die dem Ziel dienen, Entwicklungs- und Missionsprojekte zu unterstützen. Derartige Möglichkeiten bieten das Miserero-Entwicklngssparen, das Steyler Missionsspar-institut und die Ökumenische Entwicklungsgenossenschaft (EDCS).
- Einwirkung auf die politisch Verantwortlichen unseres Landes, damit es zu einem Schuldenerlaß und zu gerechteren Wirtschaftsstrukturen für die lateinamerikanischen Länder kommt.

Berlin, im Mai 1992

SZ 29/30.8.92 500 J.

Kirche entschuldigt sich bei Nachfahren der Mayas

Guatemala-Stadt (epd) – Erstmals in ihrer 500jährigen Geschichte hat die katholische Kirche Guatemalas die kulturellen Werte der Mayas anerkannt, deren Nachfahren die Bevölkerungsmehrheit des zentralamerikanischen Landes stellen. In einem von der Bischofskonferenz veröffentlichten Hirtenbrief heißt es, der christliche Glaube sei in Verbindung mit militärischer Macht verbreitet und den Maya-Nachfahren aufgezwungen worden. Die Bischöfe bitten die Ureinwohner in dem Hirtenbrief wegen der „in den vergangenen 500 Jahren begangenen Fehler" um Vergebung. Die guatemaltekische Kirche werde künftig die verschiedenen Maya-Sprachen im Gottesdienst verwenden und die religiösen Überlieferungen der Ureinwohner fördern, kündigte der Vorsitzende der Bischofskonferenz an. Von nun an werde in der Kirche auch über die Maya-Symbole Land, Mais, Wasser und Feuer gepredigt. Die Kirche unterstreicht ihre Mitverantwortung für die Vernachlässigung der Indiogemeinden, die unter einer hohen Analphabetenrate und Unterernährung litten.

Amnesty zu den Entdeckungsfeiern

SZ 8.10.92

500

500 Jahre lang werden Indianer verfolgt

Die Menschenrechtsorganisation prangert die Diskriminierung in Amerika an

Mexiko-Stadt (AP/AFP) – Auch 500 Jahre nach der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus werden die Rechte der Indianer nach Angaben von Amnesty International noch immer verletzt. In einem anläßlich des 500. Jahrestages der Entdeckung des Kontinents vorgelegten Berichts der Gefangenenhilfsorganisation heißt es, daß etliche der 30 Millionen Ureinwohner Amerikas weiterhin Opfer von Diskriminierung, Gewalt und Mord sind. Die Tötung von Indianern habe im Laufe der Jahrhunderte zwar abgenommen, aufgehört habe sie aber nie. Während dieser Zeit hätten die Regierungen sich nicht um die Rechte der Indianer gekümmert, erklärte die venezolanische Amnesty-Mitarbeiterin Ligia Bolivar Osuna bei der Vorstellung des Berichts. Der Report sei ein Appell an die Regierungen des amerikanischen Kontinents, die Mißachtung der Rechte der Amerikaner zu beenden, fügte sie hinzu.

In Südamerika sind die Indianer den Angaben zufolge vor allem in El Salvador, Guatemala und Peru den größten Verfolgungen ausgesetzt. In diesen Staaten machten vor allem rechtsgerichtete [illegible]schwadronen Jagd auf sie, die die Indianer verdächtigten, mit linksgerichteten Rebellen zu sympathisieren. Allein in Guatemala seien in den 80er Jahren 50 000 Indios von den Sicherheitskräften getötet worden; aber auch von Guerilleros würden sie verfolgt, wenn sie sich weigerten, in Konflikten Partei zu ergreifen. Überall würden auch Menschen verfolgt, die sich für Indios einsetzen.

Der Kampf um Land sei in Mexiko, Brasilien, Honduras und Chile häufig Grund für Gewalt gegen die Indianer, erklärte Amnesty. Dort versuchten Regierungen oder Privatleute den Ureinwohnern den Grund und Boden für Bauprojekte, für die Ansiedlung landwirtschaftlicher Betriebe oder den Tourismus abzunehmen. In dem Bericht wird auch die Diskriminierung der Indianer in den Vereinigten Staaten und Kanada beklagt. In Kanada gebe es ebenfalls Konflikte mit Indianern um Landbesitz.

Die Menschenrechte würden nicht nur von den Regierungen mißachtet, auch die Justizsysteme würden die Indianer im Stich lassen. Die Schwächsten unter ihnen seien oft das bevorzugte Ziel von staatlichen Übergriffen: Kinder würden ermordet, Frauen von Soldaten vergewaltigt, und bisher isolierte Indianerstämme von Bergarbeitern und Siedlern getötet, ohne daß die Täter zur Rechenschaft gezogen würden.

In den Ländern Amerikas wollen Eingeborene und Menschrechtler die 500-Jahr-Feier boykottieren. Die chilenische Polizei löste eine erste Demonstration von rund 300 Mapuche-Indianern und Studenten gegen die Feier zur Entdeckung Amerikas mit Wasserwerfern auf. Von Protestaktionen begleitet, begannen vor allem in der Dominikanischen Republik die Feierlichkeiten. Heftig umstritten ist hier das zu diesem Anlaß eingeweihte Prestigeobjekt des greisen Staatspräsidenten Joaquin Balaguer, ein riesiger Leuchtturm in Form eines Kreuzes mit einem Mausoleum für Kolumbus. Für den etwa 70 Millionen Dollar teuren Bau in der Hauptstadt Santo Domingo mußten mehrere tausend Bewohner von Elendsvierteln umgesiedelt werden. Um den Platz vor dem „Turm des Anstoßes" wurde eine mehr als zwei Meter hohe Mauer errichtet, mit der die angrenzenden Elendsquartiere dem Blick der Touristen entzogen werden sollen. Morgen wird hier Papst Johannes Paul II. erwartet.

niemand mit dem Wort "Gott" allein etwas anfangen kann. Lebendig
wird ER erst in unserem Bekenntnis, unserem Tun.

Martin Mayenberger
zum 4.3.'77
in Osnabrück

Zeittafel

10. Jh.	Blütezeit des Mayareiches.
13. Jh.	Entstehung des Aztekenreiches.
15. Jh.	Blütezeit des Inkareiches.
1492	Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus.
1493	Papst Alexander VI. spricht den spanischen Königen die Herrschaftsrechte für die im westlichen Ozean erworbenen Inseln und Länder zu.
1494	Vertrag von Tordesillas.
1496	Mit Santo Domingo wird die erste spanische Stadt in Amerika gegründet.
1499–1502	Küstenfahrten des Amerigo Vespucci.
1500	Entdeckung Brasiliens durch Alvares de Cabral.
1503	Gründung der Casa de la Contratación in Sevilla; die Stadt erhält eine Monopolstellung im Handel und Verkehr mit Amerika.
1510	Erste Einfuhr von Negersklaven.
1512	Die Spanier setzen sich auf der Landenge vom Panama fest.
1513	Der Spanier Balboa erreicht als erster Europäer den Pazifik.
1519–1521	Hernán Cortés zerstört das Reich der Azteken.
1524	Madrid wird Sitz des Indienrates; oberste, direkt der Krone unterstellte Verwaltungsbehörde und Rechtsprechungsinstanz für die überseeischen Gebiete.
1530	Beauftragte des Augsburger Handelshauses der Welser erkunden das Landesinnere von Venezuela im Auftrag Kaiser Karl V.
1531–1534	Unterwerfung des Inkareiches durch Francisco Pizarro.
1535	Errichtung des Vizekönigreiches Neu-Spanien und Beginn des systematischen Ausbaus der überseeischen Kolonialverwaltung.
1542	Die spanischen Krone erläßt Gesetze zum Schutz der Indios.
1542	Gründung des Vizekönigreiches Peru.
1546	Gründung der Silberstadt Potosí.
1549	In Bahia wird die Zentralverwaltung Brasiliens gegründet.
1552	Mit der Eroberung von Chile durch Valdivia hat Lateinamerika seine definitive Gestalt im wesentlichen angenommen.
1577–1580	Spanische Adlige und Abenteurer unterwerfen nach und nach das ganze Mittel- und Südamerika.
1580	Zweite und erfolgreiche Gründung von Buenos Aires.
1610	Gründung der ersten Jesuitenmissionen in Paraguay.
1639–1655	Die Franzosen erobern die Antillen-Inseln von den Spaniern.
1655	Die Briten erobern Jamaica.
1714	Brasilien wird zum Vizekönigreich Portugals.
1718	Gründung des Vizekönigreichs Neu-Granada.
1767	Ausweisung der Jesuiten aus Lateinamerika.
1776	Errichtung des Vizekönigreichs Rio de la Plata.
1778	Liberalisierung des Handels- und des Schriftverkehrs zwischen Spanien und Hispanoamerika.
1780	Túpac-Amaru-Aufstand in Peru.
1791	Sklavenaufstand auf Santo Domingo.
1797	Amerikahandel wird völlig freigegeben.
1804	Haiti wird als erstes Land der Region unabhängig.
1807	Napoleon marschiert in Portugal ein: Königsfamilie wandert nach Brasilien aus.
1808	Schwächung Spaniens durch napoleonische Angriffe erleichtern Unabhängigkeitsbestrebungen in Lateinamerika.
1811	Unabhängigkeitserklärung Venezuelas unter Simón Bolívar.
1813	Unabhängigkeitserklärung Paraguays und Konstituierung als selbständige Republik.
1814–1815	Koloniale Rückeroberung von ganz Spanisch-Amerika ohne La Plata.
1816	Argentinien erklärt (als Vereinigte Provinzen des Rio de la Plata) seine Unabhängigkeit.
1817	José de San Martín überschreitet die Anden und erobert Chile.
1818	Chile proklamiert seine Unabhängigkeit.
1819	Simón Bolívar vereinigt Neu-Granada (Kolumbien) und Venezuela zur Republik Großkolumbien (1821 Beitritt Panamas; 1822 Beitritt Ecuadors).
1820–1870	Blütezeit des „Caudillismo".
1821	Unabhängigkeitserklärung Mexikos.
1821	Nach dem Einmarsch José de San Martíns in Peru wird in Lima die Unabhängigkeit proklamiert.
1822	Brasilien wird unabhängiges Kaiserreich.
1822–1823	Mexiko wird vorübergehend Kaiserreich.
1823	Monroedoktrin der USA: Amerika soll den Amerikanern gehören.
1823	Proklamation der Republik der Vereinigten Provinzen Zentralamerikas.
1826	Die letzten spanischen Garnisonen kapitulieren: Lateinamerika wird nun insgesamt unabhängig.
1825	Gründung der Republik Bolivien.
1828	Unabhängigkeit Uruguays wird von Brasilien und Argentinien anerkannt.
1830	Großkolumbien löst sich auf in die drei Staaten Ecuador, Venezuela und Neugranada (ab1861 Kolumbien).
1838–1841	Die Zentralamerikanische Konföderation bricht auseinander und zerfällt in fünf selbständige Staaten: Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica.
1844	Der Ostteil von Haiti erklärt sich als Dominikanische Republik für unabhängig.
1858–1861	Bürgerkrieg in Mexiko nach Verstaatlichung des Kirchenbesitzes durch Benito Juarez.
1863–1867	Mexiko wird zum Kaiserreich proklamiert. Als Folge des Bürgerkrieges interveniert Frankreich und ernennt den Erzherzog Maximilian von Österreich zum Kaiser von Mexiko (ab 1867 wird Mexiko wieder zur Republik).
1865–1870	Paraguay wird mit Brasilien, Argentinien und Uruguay in den sog. Krieg der Tripelallianz verwickelt, der ungeheuere Opfer fordert (Paraguay verliert 80 Prozent seiner männlichen Bevölkerung).
1879–1883	Grenzstreitigkeiten führen zum Salpeterkrieg zwischen Bolivien, Peru und Chile.
1888	Abschaffung der Sklaverei in Brasilien als letztem lateinamerikanischen Land.
1889	Brasilien wird Republik.
1895	Die USA unterstützen den Aufstand der Kubaner gegen die Spanier: Folge ist der spanisch-amerikanische Krieg.
1898	Im Frieden von Paris tritt Spanien Kuba und Puerto Rico an die USA ab.
1899	Beginn der panamerikanischen Kongresse und Konferenzen zur Förderung der politischen Einheit.
1901	Kuba wird unabhängig; allerdings bleibt das Interventionsrecht der USA bestehen.
1903	Panama wird unabhängig von Kolumbien.

aus: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Lateinamerika, Informationen zur politischen Bildung Nr. 226, S.16

V-G

90. Deutscher Katholikentag
Berlin 1990 e.V.

Geschäftsstelle:
Götzstraße 65 · 1000 Berlin 42

Telefon 030/75 69 03-0
Telefax 030/7 52 08 79
Telex 183 549 ktb d

SPERRFRIST: 26. Mai 10.00 Uhr

UNKORRIGIERTES REDEMANUSKRIPT

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT

Oscar Andres Rodriguez Maradiaga

Was bedeutet das Jahr 1992 für die Kirche in Lateinamerika heute
Perspektiven für die Neunziger Jahre

ORT: Halle 23

Dokumentation

Zentralkomitee
der deutschen Katholiken
ZdK

WAS BEDEUTET DAS JAHR 1992 FÜR DIE KIRCHE IN LATEINAMERIKA HEUTE
PERSPEKTIVEN FÜR DIE NEUNZIGER JAHRE

Mons. Oscar Andres Rodriguez Maradiaga,S.D.B.
Weihbischof von Tegucigalpa, Honduras
Generalsekretär des CELAM

Einleitung

Liebe Freunde!

Mein Besuch in Berlin findet zu einem einmaligen und herausragenden Moment unserer Zeitgeschichte statt. 50 Jahre nach Beginn des II. Weltkrieges, als die ganze Welt die Hoffnung hegte, daß endlich die Phase einer Kultur des Todes und Krieges beendet ist, eine Phase der Konfrontation zwischen den Ideologien unmenschlicher Systeme, eine Phase der Vernachlässigung der Würde des Menschen und der Völker um dieser Ideologien selbst willen.

Seit der französischen Revolution vor 200 Jahren hat Europa eine solch große Hoffnung der Einheit und Freiheit nicht mehr erlebt. Der große Vorkämpfer, das Symbol dieses Prozesses, der in Eurer Verantwortung liegt, ist diese Stadt Berlin, die bis

vor kurzem noch geteilt war und sich jetzt im Wiedervereinigungsprozeß befindet. Berlin mit seiner Mauer der Unterdrückung und Schmach, die zusammengebrochen ist und sich in ein bloßes "Andenken" vewandelt hat. Eine Mauer, die durch den gewaltigen Bau einer "Kathedrale" der Freiheit ersetzt werden soll, mit dem Einsatz und der Arbeit von jungen Menschen wie Ihnen, von gläubigen Menschen wie Ihnen.

In Lateinamerika gibt es noch viel schmählichere Mauern als diese hier. Mauern der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung, des Hungers und der Ausgrenzung, der Unterentwicklung und der Diskriminierung.

In Lateinamerika haben wir mit Problemen wie den Auslandsschulden zu kämpfen, die in allen Bereichen spürbar werden, besonders aber bei den Ärmsten, wo sie sich in eine unterdrückende soziale Schuld verwandeln. Internationale Kräfte wie Drogenhandel, der noch durch den Drogenkonsum in den USA und Europa unterstützt wird, verderben unsere Jugendlichen. Und nicht nur sie, auch bewaffnete Guerillatruppen der verschiedensten Ideologien, auch wenn diese Ideologien längst todkrank sind.

Lateinamerika will, wie auch Deutschland und Berlin, seine Einheit und seine Freiheit, seine echte Befreiung, wie Papst Johannes Paul II sie uns beschrieben hat: eine Befreiung von Ungerechtigkeit, die ihren Ausgangspunkt in der Umkehr der Herzen hat. Eine Befreiung ohne Haß und Ausgrenzung, eine Befreiung mit einer vorrangigen Option für die Armen und Jugendlichen, die zu einer Kultur des Lebens und des Friedens führt, zu einer "Zivilisation der Liebe", genauso wie Sie hier versuchen müssen, in einem solchen Klima der Liebe ein geeintes Berlin, ein geeintes Deutschland zu schaffen.

vor kurzem noch geteilt war und sich jetzt im Wiedervereinigungsprozeß befindet. Berlin mit seiner Mauer der Unterdrückung und Schmach, die zusammengebrochen ist und sich in ein bloßes "Andenken" vewandelt hat. Eine Mauer, die durch den gewaltigen Bau einer "Kathedrale" der Freiheit ersetzt werden soll, mit dem Einsatz und der Arbeit von jungen Menschen wie Ihnen, von gläubigen Menschen wie Ihnen.

In Lateinamerika gibt es noch viel schmählichere Mauern als diese hier. Mauern der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung, des Hungers und der Ausgrenzung, der Unterentwicklung und der Diskriminierung.

In Lateinamerika haben wir mit Problemen wie den Auslandsschulden zu kämpfen, die in allen Bereichen spürbar werden, besonders aber bei den Ärmsten, wo sie sich in eine unterdrückende soziale Schuld verwandeln. Internationale Kräfte wie Drogenhandel, der noch durch den Drogenkonsum in den USA und Europa unterstützt wird, verderben unsere Jugendlichen. Und nicht nur sie, auch bewaffnete Guerillatruppen der verschiedensten Ideologien, auch wenn diese Ideologien längst todkrank sind.

Lateinamerika will, wie auch Deutschland und Berlin, seine Einheit und seine Freiheit, seine echte Befreiung, wie Papst Johannes Paul II sie uns beschrieben hat: eine Befreiung von Ungerechtigkeit, die ihren Ausgangspunkt in der Umkehr der Herzen hat. Eine Befreiung ohne Haß und Ausgrenzung, eine Befreiung mit einer vorrangigen Option für die Armen und Jugendlichen, die zu einer Kultur des Lebens und des Friedens führt, zu einer "Zivilisation der Liebe", genauso wie Sie hier versuchen müssen, in einem solchen Klima der Liebe ein geeintes Berlin, ein geeintes Deutschland zu schaffen.

1. EINIGE VORBEMERKUNGEN

1.1. Was ist der CELAM?

Der CELAM, der Lateinamerikanische Bischofsrat, ist, wie es schon sein Name sagt, ein Zusammenschluß von Bischöfen, ein apostolisches Instrument der Kirche Lateinamerikas. Er ist Ausdruck der Treue zum katholischen Glauben. Er ist ein Organ, in dem die 22 Bischofskonferenzen Lateinamerikas und ihre Bischöfe sich gegenseitig austauschen, unterstützen, zusammenarbeiten und reflektieren. Im CELAM wird die kirchliche Zusammengehörigkeit sichtbar. Er ist ein Instrument des Dialogs, der Gemeinschaft und Mitwirkung aller. Er ist aber auch ein Teil der Weltkirche. Keine andere Organisation hat sich so wie er für die Entdeckung der Identität als Menschen und Katholiken des Kontinentes eingesetzt, und auch keine andere hat das Zugehörigkeitsgefühl zur Weltkirche so bekräftigt wie er.

1.2. Ursprung des CELAM

Vor fast 100 Jahren, im Jahr 1899, wurde der erste große Schritt zur Schaffung eines Lateinamerikanischen Bischofsrates unternommen, und zwar durch das Lateinamerikanische Gesamtkonzil in Rom, das auf Initiative von Papst Leo XIII als 400 Jahr-Feier der Entdeckung Amerikas zustande kam. In den darauffolgenden Jahren fanden an verschiedenen Orten interessante Initiativen auf der Suche nach konkreten Wegen der Brüderlichkeit und Kollegialität unter den Bischöfen in Lateinamerika statt. Aber erst 1955 wurde durch Pius XII. deutlich, daß durch Stärkung der Kirchen eines Kontinentes auch die Weltkirche gestärkt würde.

Am 25. Juli 1955 berief Pius XII. die Erste Generalkonferenz der Lateinamerikanischen Bischöfe in Rio de Janeiro ein. Man kann sagen, daß die Kirche in Lateinamerika seit diesem Ereignis zusammenwachsen und reifen konnte.

In Rio de Janeiro entstand der Lateinamerikanische Bischofsrat, der CELAM und das Generalsekretariat mit Sitz in Bogotá als Koordinationsinstrument pastoralen Wirkens. 1958, drei Jahre später, entstand in Rom die Päpstliche Kommission für Lateinamerika (CAL), die unter anderem geschaffen wurde, um die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und dem CELAM zu koordinieren.

Der Heilige Stuhl beauftragte den CELAM nach der Konferenz von Rio mit der Vorbereitung weiterer Generalversammlungen.

1.3. Die II. Generalversammlung des Lateinamerikanischen Bischofsrates in Medellin, 1968

1968 eröffnete Papst Paul VI. die II. Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe in Medellin, Kolumbien. Das Thema dieser Versammlung war hochinteressant: "Die Kirche imaktuellen Wandel Lateinamerikas im Licht des Konzils". Aktueller konnte das Thema gar nicht sein, da das II. Vatikanische Konzil gerade abgeschlossen war und Lateinamerika sich als erster Kontinent auf Kirchenebene versammelte, um seine veränderte Situation im Licht dieses Konzils zu untersuchen.

In Medellin wurden folgende bedeutenden Punkte herausgearbeitet:

- die Solidarität der Kirche mit den Armen
- die biblische Bedeutung eines befreienden Gottes in der Geschichte
- die kirchliche Kollegialität und Gemeinschaft
- die Treue zum Konzil
- der Dienst an den Menschen und
- der Beginn einer neuen Evangelisierung

Das alles bedeutet einen wirklich klärenden Beitrag für die Weltkirche.

1.4. Die III. Generalversammlung des Lateinamerikanischen Bischofsrates in Puebla, 1979

Paul VI. berief sie ein, Johannes Paul I. kündigte sein Erscheinen an und Johannes Paul II. eröffnete sie. Zentrales Thema war: "Die Evangelisierung Lateinamerikas heute und morgen". In Puebla wurden die Anliegen von Medellin aufgegriffen und vertieft und der Weg nach Santo Domingo geebnet. Die Konzilsdokumente dienten Medellin als Bezugsrahmen, Evangelii Nuntiandi diente Paul VI. als Grundstein für Puebla.

Die Vorbereitungen zu Medellin liefen noch ganz streng und schematisch ab, es war ja eine erste Erfahrung, die hier gemacht wurde. In Puebla war dann bei den Teilnehmern eine viel größere Dynamik und Offenheit in allen Kirchen des Kontinentes zu spüren.

Der ursprüngliche Gedanke Pueblas bestand darin, das katholische Denken Lateinamerikas, das bis dahin weltlichen Strömungen Tribut zollte, in ein neues Verständnis der Realität zu bringen. Die Kirche in Lateinamerika läßt

sozio-ökonomische Fragen in ihre Gedanken mit einfließen, die zwar auch nicht unbedacht sein sollten, aber in einem größeren historischen Selbstbewußtsein, in einer ganzheitlichen Sicht ihrer selbst und ihrer Einflechtung in die Kultur gesehen werden sollten. Nur wenige Ereignisse haben den wachsenden Glauben in Lateinamerika so tief und dauerhaft geprägt und der Kirche so positive und verheißungsvolle Wege gezeigt wie Medellin und Puebla.

2. DIE 500 JAHR-FEIER DER EVANGELISIERUNG IN LATEINAMERIKA

Die 500 Jahr-Feier der Evangelisierung in Lateinamerika ist nach Auffassung Johannes Paul II. die einzige und einmalige Gelegenheit für uns, über das zu Ende gehende Jahrhundert nachzudenken und uns auf das dritte Jahrtausend des Christentums vorzubereiten. Sie gibt uns Anlaß, über unsere Vergangenheit und unseren Auftrag in der heutigen Welt nachzudenken.

Am 9. März 1983 sagte der Papst in Port-au-Prince in Haiti:

"In der Tat wird das Jahr 1992, das nicht mehr allzu fern ist, das fünfhundertjährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas und des Beginns der Evangelisierung bringen. Als Lateinamerikaner werdet ihr dieses Datum mit einer ernsten Überlegung zur historischen Entwicklung des Subkontinentes begehen, aber auch mit Freude und Stolz. Als Christen und Katholiken werdet ihr gerechterweise aus diesem Anlaß zurückblicken auf diese fünfhundert Jahre harter Arbeit, um das Evangelium zu verkünden und die Kirche in diesen Ländern aufzubauen. Ein Rückblick zugleich voller Dankbarkeit gegenüber Gott für die christliche und katholische Berufung Lateinamerikas und gegenüber all jenen, die lebendige und aktive Werkzeuge der Evangelisierung waren. Ein Blick auf die Herausforderungen der

Gegenwart und auf die Bemühungen, die unternommen werden. Ein Blick schließlich auf die Zukunft, um zu sehen, wie das begonnene Werk zu konsolidieren ist".
Am 12. Oktober 1984 formulierte der Heilige Vater diese Kriterien in Santo Domingo in der Dominikanischen Republik noch treffender: "Die Kirche will, was sie betrifft, sich der Feier dieses Jubiläums in der Demut der Wahrheit, ohne Triumphalismus oder falsche Scham, nähern; indem sie einzig auf die Wahrheit blickt, um Gott für die Erfolge zu danken und aus den Fehlern Gründe zu gewinnen, sich erneuert auf die Zukunft vorzubereiten".

Im Hinblick auf die 500 Jahr-Feier gibt es eine Polarisierung von Gruppen, die dem Ereignis unterschiedlich entgegentreten. Wir haben es schon satt, von der "schwarzen und rosa Legende" unserer Geschichte zu hören.

Die Kirche wird sich sicherlich nicht in nutzlose und schädliche Diskussionen verwickeln lassen. Sie wird in den Fragen zu diesem Ereignis vielmehr ihren Schwerpunkt darauf setzen, daß mit der Evangelisierung das Kreuz und der Same des Glaubens nach Lateinamerika kamen. Von daher ist es für den CELAM wichtig, deutlich zu machen, was wir verhindern wollen, was wir besonders herausgreifen wollen und was wir konkret tun.

2.1. Was wollen wir verhindern?

2.1.1. Ein bloßes Gedenken der Entdeckung. Das ist vielmehr Aufgabe der Regierungen, Politiker und Historiker

2.1.2. Eine Verteidigung der spanischen und portugiesischen Eroberung. Das ist Sache der Spanier und Portugiesen selbst.

2.1.3. Eine Polarisierung der verschiedenen Legenden. Beiden fehlt Objektivität

2.1.4. Die Ideologisierung der Frage
Es ist relativ einfach, wenn auch nicht objektiv, über die geschichtlichen Ereignisse aus marxistischer, faschistischer oder kapitalistischer Sicht zu reden.

2.2. Was wollen wir hervorheben?

2.2.1. Die Bedeutung des Beginns der Evangelisierung mit ihren Licht- und Schattenseiten, mit ihren Erfolgen und Miß erfolgen.

2.2.2. Die Notwendigkeit einer neuen Evangelisierung, wie sie der Papst bei seiner Mittelamerikareise im Hinblick auf die 500 Jahr-Feier forderte. "Die Aufgabe einer Neuen Evangelisierung, neu in ihrem Eifer, in ihren Methoden und in ihrer Ausdrucksweise."

2.2.3. Die Präsenz einer neuen Kultur, die evangelisiert werden muß.
Die Herausforderung, die sich der Kirche durch die kulturelle Problematik stellt, ist fürwahr sehr komplex

und schwierig; komplex aufgrund der vielen verschiedenen Kulturen und schwierig, weil ihre Dialektik ein besonders ausgeprägtes Unterscheidungsvermögen erfordert. Dabei sollen die bisherigen Kulturen untersucht werden, die sich im Umwandlungsprozeß befinden, aber vor allem auch die sogenannte "Zukunftskultur", eine säkularisierte Stadtkultur im modernen Zeitalter und im Zeitalter religiöser Bewegungen. Eine solche kulturelle Welt verpflichtet uns, an eine neue Evangelisierung zu denken, die ohne Überheblichkeit auf die Kulturen dieses Kontinentes eine menschliche und menschenwürdige Antwort gibt.

2.3. Was tun wir beim CELAM konkret für eine solche neue Evangelisierung?

2.3.1. Wir fordern die einzelnen Länder Lateinamerikas auf, die Geschichte ihrer Evangelisierung auf- und auszuarbeiten.

2.3.2. Wir setzen uns verstärkt mit der Identität des lateinamerikanischen Menschen, seinen Wurzeln und seiner sozialen Situation auseinander, um so eine wahrhaftige Inkulturation des Evangeliums zu erreichen.

2.3.3. Wir ergründen die wesentlichen Bestandteile einer lateinamerikanischen Theologie, die der Tradition und dem Lehramt der Kirche treu ist, um so unsere Realität einorden, eine eigene kulturelle Identität bekräftigen und das pastorale Wirken festigen zu können.

2.3.4. Wir ergreifen konkrete Initiativen, die uns von Ungerechtigkeit, Gewalt und Wertverlusten befreien, um mit einem entschlossenen Engagement der Laien die ganzheitliche Befreiung zu erreichen, die Synthese von Glauben und Leben, die Schaffung einer neuen Gesellschaft, die gerecht, brüderlich, solidarisch und auch offen für das Wesentliche ist.

2.3.5. Wir unterstützen das Kirchenmodell von Puebla, in das sich Glaube und Kultur einbinden, um wirksames Zeichen der Zivilisation der Liebe in Lateinamerika zu sein.

Dies alles versuchen wir, mit konkreten Initiativen zu erreichen, zum Beispiel mit der Jahresnovene von 1984 bis 1992; mit Treffen, Seminaren, Kongressen über die erste Evangelisierung, über die Evangelisierung zur Zeit der Kolonialisierung, zur Zeit der Unabhängigkeit und heute. In unserer Publikationsreihe "Sammlung zur 500 Jahr-Feier", die mittlerweile bei Nummer 37 angelangt ist, erarbeiten wir Themen über die Geschichte, über die Lehre der Kirche und über die Pastoral, insbesondere in bezug auf die erste Evangelisierung. Desweiteren arbeiten wir an einem Text über die Kirchengeschichte Lateinamerikas für die Seminare und Bildungshäuser. Mit Unterstützung der Bischofskonferenzen beraten wir die einzelnen Länderbeauftragten für die 500 Jahr-Feier, und vieles andere mehr.

Außerdem pflegen wir Kontakte mit den Bischofskonferenzen Spaniens und Portugals, die unmittelbar mit dem Thema zu tun haben. Und schließlich sind wir mit den Vorbereitungen zur IV. Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe beschäftigt.

3. DIE IV. GENERALVERSAMMLUNG DES LATEINAMERIKANISCHEN BISCHOFSRATES IN SANTO DOMINGO

Die IV. Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe wird eigens anläßlich der 500 Jahr-Feier stattfinden. Anläßlich der Einweihung des neuen CELAM- Sitzes in Bogotá im September vergangenen Jahres schrieb Papst Johannes Paul II. an den Präsidenten der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika, Kardinal Bernardin Gantin:

„Deswegen wünsche ich, daß im Rahmen der
edenkfeiern zu diesem 500jährigen Jubiläum
s fundamentales Ereignis die 4. Generalver-
mmlung des Lateinamerikanischen Episkopats
der Stadt Santo Domingo stattfindet, um so die
olle hervorzuheben, die diese Erzdiözese am Be-
nn der Evangelisierung des neuentdeckten Kon-
nents gespielt hat. Im geeigneten Augenblick
erde ich selbst diese Konferenz einberufen, die
an bereits vorbereitet.

In Weiterführung der Konferenzen von Rio de Janeiro (1955), von Medellín (1968) und von Puebla (1979) und in Übereinstimmung mit den Lehren und Orientierungen, die dieser Apostolische Stuhl den Episkopaten und allen Völkern Lateinamerikas gegeben hat, wird sich die Aufmerksamkeit der Versammlung von 1992 auf die »Neuevangelisierung« richten, die hauptsächlich auf die Präsenz der Kirche in den verschiedenen Kulturen dieses Kontinents hin entworfen wird. Für diese Neuevangelisierung habe ich alle Kirchen in Lateinamerika zusammengerufen, wobei ich mir die Herausforderung vergegenwärtigt habe, die die Fünfhundertjahrfeier der Evangelisierung und das dritte Jahrtausend des Christentums uns stellen, dem wir voll Glauben und Liebe zu Christus, dem Erlöser der Welt und Herrn der Geschichte, entgegengehen."

3.1. Allgemeine Vorbereitungen sind im Gange

1983 begannen bereits allgemeine Vorbereitungen. Bei der Ordentlichen Versammlung des CELAM in Haiti wurde deutlich, wie wichtig eine Beurteilung des Wirkens der lateinamerikanischen Kirche seit Medellin und Puebla ist und

wie man ein historisches und pastorales Erbe aufgreifen kann, um es der Herausforderung einer "neuen Evangelisierung" entgegenzustellen.

Zielsetzung des Gesamtplans des CELAM für 1983 bis 1986 war folgende: "In Anbetracht der 500 Jahr-Feier der Evangelisierung Lateinamerikas betrachtet es der CELAM als sein großes Anliegen, den Bischofskonferenzen bei ihrem Engagement für eine neue Evangelisierung gemäß den Optionen der Kirche Lateinamerikas zu helfen". In diesen Jahren reifte die Idee einer IV. Konferenz, und so fand 1987 in Ypacaraí in Paraguay eine Versammlung des CELAM statt.
Hier wurde der Gesamtplan für die Jahre 1987 bis 1991 verabschiedet, der bereits eine Thematik für die IV. Versammlung vorgesehen hatte: "Unser Ziel ist es, die Neue Evangelisierung in unseren Völkern zu fördern und dabei den Schwerpunkt auf die Evangelisierung der Kultur zu setzen, um diese ursprünglich katholische Kultur in ihren verschiedenen Ausdrucksformen in Christus Wirklichkeit werden zu lassen, zu läutern, zu erneuern und zu vervollständigen. Desweiteren wollen wir uns von unserer Identität her der Herausforderung des Evangeliums und des interkulturellen Dialogs stellen".

3.2. Konkrete Vorbereitungen

Der CELAM beschäftigt sich seit 1987 in erster Linie mit den Vorbereitungen zur IV. Generalversammlung. Mittlerweile sind wir mit den Vorbereitungen auf der Hälfte des Weges nach Santo Domingo angelangt. Die Jahre 1988 und 1989 kann man als Jahre der Arbeit nach innen bezeichnen. Zu 90 % haben wir in diesen beiden Jahren die Zielsetzungen und vorgesehenen Initiativen im Hinblick auf Santo Domingo ausgearbeitet. Konkret heißt das: Beratung über Thematik und Methodik der IV. Versammlung, Bewertung der ersten zwanzig

Jahre nach Medellin und der ersten zehn Jahre nach Puebla; Vorbereitung einiger theologischer, pastoraler und technischer Hilfen; Ausarbeitung des ersten Beratungsdokumentes und noch vieles mehr.
Zu diesem Zweck haben wir siebzehn Regionaltreffen in Lateinamerika durchgeführt, und zwar eine erste Runde von vier Regionaltreffen der Bischöfe in Lima, Buenos Aires, Santa Tecla und Willemstad, vier Regionaltreffen der Generalsekretäre in Mexiko, Buenos Aires, La Habana und Quito, fünf Regionaltreffen von Laienexperten in Mexiko, Guatemala-Stadt, Santo Domingo, Quito und Santiago.
Eine zweite Runde von vier weiteren Regionaltreffen der Bischöfe fand in Brasilia, Santo Domingo, Guatemala und Bogotá statt.

An diesen Treffen nahmen ca. 300 Bischöfe und 40 Laien teil.
Im Februar 1990 fand darüber hinaus eine Außerordentliche Versammlung des CELAM statt, wo das erste Beratungsdokument mit dem Titel "Faktoren für eine pastorale Reflexion in Vorbereitung auf die IV. Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopates" vorgestellt wurde.
Das Hauptthema für Santo Domingo ist bereits klar definiert: "Eine Neue Evangelisierung für eine Neue Kultur". Untertitel wird sein: "Das Evangelium Jesu Christi im heutigen Lateinamerika".

3.3. Erstes Beratungsdokument: "Faktoren für eine pastorale Reflexion"

Zwei Jahre Beratung, Studium und Arbeit bedeutete die Vorbereitung dieses Dokumentes, das nun den Vorsitzenden der 22 Bischofskonferenzen Lateinamerikas vorgelegt wurde.
Die siebzehn Regionaltreffen, die ich vorhin erwähnte, waren alle mit der Ausarbeitung dieses Dokumentes beschäftigt. Es

enthielt drei Fassungen:

1. Erste Annäherung an die Realität Lateinamerikas" (April 1989), 73 Seiten

2. "Erste Fassung des Beratungsdokumentes" (August 1989), 152 Seiten

3. "Faktoren für eine pastorale Reflexion in Vorbereitung auf die IV. Generalversammlung des Lateinamerikanischen Episkopates" (Februar 1990), 206 Seiten mit 974 Texthinweisen und zwei Anhängen.

4. INHALT DER FAKTOREN FÜR EINE PASTORALE REFLEXION

Die Faktoren für eine solche pastorale Reflexion bestehen wiederum aus vier großen Teilen:

4.1. Historische Sicht der 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas

Sie besteht aus einer geschichtlichen Zusammenfassung der ersten Phase der Evangelisierung Lateinamerikas, mit den Kulturen, der Situation der Christen zur Kolonialzeit bis hin zur Identität der einzelnen Länder.
Hier wird der fünfhundertjährige Weg der ersten bis zur neuen Evangelisierung beschrieben.

4.2. Soziale Situation Lateinamerikas

Hierbei geht es um eine Beschreibung der Krisen in den einzelnen Wirtschaftssystemen, der Hauptströmungen der sozio-politischen Situation und der Kulturen im Wandel.

4.3. Pastorale Sicht der Realität - kirchlicher Aspekt

Wie auch in Medellin und Puebla sollen hier die positiven und negativen Ereignisse, die Fort- oder Rückschritte kirchlichen Wirkens bewertet werden, um so die Herausforderungen der Kirche in der heutigen Zeit herauszuarbeiten

4.4. Theologische Perspektiven - die Träger der Verkündigung für eine Neue Evangelisierung

Hierbei geht es um eine allgemeine Einführung über die Neue Evangelisierung. Drei Kapitel sind der Säkularisierung, den Konfliktsituationen und dem Zerfall Lateinamerikas gewidmet. Im Anhang wird über die Neue Evangelisierung gesprochen. In diesen Reflexionen wird die soziale und kirchliche Situation beleuchtet und es werden neue pastorale Wege geöffnet.

5. Ziele dieser "Faktoren einer pastoralen Reflexion"

5.1. Sie sollen in dieser ersten Phase der Vorbereitung der IV. Versammlung wichtigstes Instrument sein, pastorales Werkzeug in jedem Land in Anlehnung an die Richtlinien der jeweiligen Bischofskonferenz. 1991 wird es ein Beratungsdokument geben und 1992 wird das Arbeitsdokument erscheinen.

5.2. Es soll angeregt werden, in jedem Land die Geschichte der Evangelisierung auszuarbeiten. Einer Kirche, die ihre eigene Geschichte nicht kennt, fehlt es an Identität.

5.3. Es soll erreicht werden, eine ernsthafte und vollständige Untersuchung über die soziale kirchliche Realität der einzelnen Länder anzustellen. Alle vier Teile des Dokumentes sind mit einem kleinen Fragebogen als Unterstützung dieser Untersuchung versehen.

5.4. Eine grundlegende theologische Reflexion soll sowohl die Realität des jeweiligen Landes als auch die des ganzen Kontinentes beleuchten. Damit hoffen wir vor allem auf eine breite Auseinandersetzung mit Themen wie Kultur, Neue Kultur, Evangelisierung, Neue Evangelisierung.

5.5. Es sollen Wege eröffnet werden, die pastorale Antworten in bezug auf die Evangelisierung der Kulturen im Wandel unseres lateinamerikanischen Kontinentes geben können.

6. PERSPEKTIVEN FÜR DIE NEUNZIGER JAHRE

6.1. Die neunziger Jahre bedeuten für Lateinamerika die Wiedergeburt einer großen Hoffnung. Lateinamerika war für die Kirche immer der Kontinent der Hoffnung, aber er will auch gleichzeitig von dieser Hoffnung leben.

6.2. Lateinamerika hat wirklich die Hoffnung, seine eigene kulturelle und christliche Identität immer mehr zum Ausdruck zu bringen.

6.3. Lateinamerika will eine stärkere Einbindung in das politische, kulturelle und wirtschaftliche Leben.

6.4. Lateinamerika sehnt sich danach, von den Fesseln der Auslandsverschuldung befreit zu werden.

6.5. Lateinamerika möchte die Gewalt und den Drogenhandel verbannen und sich offen für eine Kultur des Lebens, der Solidarität und des Friedens einsetzen.

6.6. Die Kirche in Lateinamerika will Leitfigur der so sehr ersehnten Integration und einer echten Befreiung der Menschen dieses Kontinentes sein.

6.7. Die neunziger Jahre wollen für die Kirche in Lateinamerika der Beginn einer Neuen Evangelisierung, einer "Neuen Evangelisierung für eine neue Kultur" sein; die Kirche muß sich mit den Erfahrungen, die sie in der Vergangenheit gemacht hat, den Herausforderungen der Gegenwart stellen.
Diese Neue Evangelisierung wird davon abhängen, wie objektiv man an die Untersuchungen der Erfahrungen der ersten Evangelisierung herangeht und mit welchem Scharfblick man die heutige Kultur und die Kultur, die mit überwältigender Kraft auf uns zukommen wird, zu entdecken versteht.
Die Neue Evangelisierung wird auch davon abhängen, welche Priester in ihr wirken und welches Kirchenmodell wir vorstellen.

6.8. In den neunziger Jahren wird die Kirche ihre vorrangige Option für die Armen, für die Jugend und die Familie erneuern müssen. Die Kirche wird ihre Aufgabe in der Verteidigung der Menschenrechte und Förderung der Solidarität sehen müssen.

6.9. Die Kirche muß sich mit dem Problem der unaufhaltsamen Zunahme der Sekten auseinandersetzen.

6.10. Das Engagement und die Transparenz der Kirche Lateinamerikas müssen von Tag zu Tag wachsen.

6.11. Die neunziger Jahren sollen schließlich Zeuge des Engagements und großer pastoraler Initiativen der Kirche für ganz Lateinamerika sein, und wenn ich bescheiden sagen darf, auch für die ganze Welt.

Berlin, 26. Mai 1990

Bibliothek
Institut für Brasilienkunde
METTINGEN

34957

Institut für Brasilienkunde

CEDIM